Lehrbuch der Weltgeschichte



Neueste Zeit

Lesebuch

der

Weltgeschichte

oder

die Geschichte der Menschheit

von ihrem Anfange bis auf die neueste Zeit,

allgemein faßlich erzählt

von

Wilhelm Redenbacher.

Vierter Band.

Zweite Auflage.

Calw und Stuttgart.
Verlag der Vereinsbuchhandlung.
1878.

Die Geschichte

der

Neuesten Zeit.

1815—1877.

Von

H. Gundert.

Zweite Auflage.

Calw und Stuttgart.
Verlag der Vereinsbuchhandlung.
1878.



II.

Inhalts-Verzeichniß
zum vierten Bande.

I. Die Zeit der Konstitutionen.

II. Die Zeit neuer Staatenbildungen.

I. Die Zeit der Konstitutionen.

Die „neueste Zeit" beginnt mit der französischen Staatsumwälzung, wenigstens für diejenigen, welche hauptsächlich die Geschicke Europa's im Auge haben. Wer mehr auf's Ganze der Weltentwicklung blickt und den die jeweiligen Geschlechter beherrschenden Grundgedanken nachgeht, dürfte ihren Anbruch schon in der Gründung der nordamerikanischen Freistaaten finden. Zwei Abschnitte dieser Zeit haben wir im dritten Bd. noch dargestellt; in zwei weiteren verläuft die seitherige Geschichte. Unser erster Abschnitt läßt sich in zwei Zeitläufe eintheilen, einen ruhigeren 1815—30, und einen gährungsvolleren, nachdem die Julirevolution die Welt zu rascherem Voranmachen aufgeregt hat, 1830—48. Versetzen wir uns zurück in jene Zeit der „Congresse und Protokolle, der politischen Verfolgungen und Verschwörungen," welche mit dem Niedergang des großen Kometen anhub, da man alle Lücken, welche die Zeit gelassen, durch Konstitutionen auszufüllen hoffte, bis man in ein leidiges Verfassungsschmieden verfiel. Die Zeit verlangte Aufschwung der Industrie, Annäherung der Völker an einander, immer allgemeinere Betheiligung der Einzelnen an den Aufgaben des Staatslebens.

§ 1. Deutschlands Ernüchterung.

Die große Zeit der Freiheitskämpfe hatte das Selbstgefühl des deutschen Volkes bedeutend geweckt, man erwartete, daß es nunmehr ein ganz neues Dasein beginne. Die Edelsten strebten nach Einheit der Nation. Doch erkannten noch die Wenigsten, was zunächst wünschenswerth und möglich sei, und die politischen Ansichten, schrecklich

jung und unvergohren, giengen nach den verschiedensten Richtungen auseinander, indem fast jeder nur wußte, was er nicht wollte; daher denn im politischen Handeln erst eine Lehrzeit durchgemacht werden mußte. Man wollte alles behalten, nichts aufgeben, und doch ein einiges und großes Vaterland haben. Wie da helfen? Der Schlaf war zu tief gewesen, als daß die starke Rüttelung so schnell zur Besinnung verholfen hätte. Deutschland blieb also sehr zerrissen; nur durch ein Gitter konnten die einzelnen Stämme und Staaten mit einander verkehren. Das enttäuschte und erbitterte viele. Gar manche Einheitsschwärmer und Weltverbesserer meinten es übrigens nicht so schlimm, sondern waren doch in der Hauptsache froh am wiederhergestellten Frieden, wünschten nur, daß etwas mehr Leben in die Geschäfte käme, und richteten zunächst ihre Blicke auf die Schäden und Bedürfnisse des Einzelstaates, in dem ihr Loos gefallen war.

Die neue Bundesacte verpflichtete alle Staaten zur Einführung oder Wiederherstellung landständischer Verfassungen. Damit sollte besonders in den Rheinbundländern den fürstlichen Gelüsten ein Riegel vorgeschoben werden; aber nun hoffte man, daß Oestreich mit gutem Beispiel vorangehen werde. Es war das eine unbillige Zumuthung, denn dieser buntscheckige Völkercomplex war schon lange an Stillstand gewöhnt und brachte es höchstens zu einem langsamen Nachzügeln; wer wie Joseph II. ihn schnell umwandeln wollte, konnte nur Verwirrung schaffen. Nun stand damals (1809—48) an der Spitze des Reichs der Fürst Clemens Metternich, ein gewandter Hofmann, der sich auf viele Staatskünste verstand, aber doch am liebsten das Bestehende festhielt und darin das Wesen der Staatskunst zu finden glaubte. Ungestörter Friede war schon für Oestreichs Finanzen nothwendig, denn es hatte Bankerott gemacht, so daß 50 Papiergulden a. 1811 noch 10, und a. 1816 gar nur 4 fl. bedeuteten. Mit mehr Geistesarbeit hätte man der Armuth schneller aufhelfen können. Aber schon dem preußischen Aufschwung

des J. 1813 war M. nur gar nicht hold. Er ließ 1815 in den östreichischen Provinzen die alten Landtage wieder einführen, in welchen Adel und Geistlichkeit das Uebergewicht hatten und dafür sorgten, daß das Geschäft derselben, das Ausschreiben der Steuern, oft wie ein Possenspiel an Einem Tage abgemacht wurde. Den Tirolern, die fröhlich unter ihres Kaisers Scepter zurückkehrten, entzog er die wesentlichsten Rechte ihrer alten Verfassung. Den ungarischen Reichstag, vor dessen freier Sprache er sich fürchtete, ließ er 14 Jahre lang gar nicht zusammenkommen. Von ihm hatte Deutschland gar nichts zu hoffen, er wollte den Bund von Wien aus beherrschen und zugleich Oestreich von seinen Ordnungen ausnehmen. Kaiser Franz (1792—1835) galt für einen sehr gutmüthigen Mann, der in östreichischer Mundart gern mit jedem seiner Unterthanen verkehrte und daher höchst beliebt war. Im Grunde mißtrauisch und schlau, konnte er nur schläfrige Mittelmäßigkeit wohl leiden und schob das Gehässige aller getroffenen Maßregeln auf den Fürsten, über den er sich manchmal im Vertrauen beklagen konnte, während er ihn ungestört schalten und walten ließ. Er haßte gründlich „die neuen Ideen," und konnte es nicht leiden, wenn sein Leibarzt sich des Wortes „Konstitution" auch im unschuldigsten Sinne bediente; (er solle doch lieber Natur sagen!) er brauchte „keine Gelehrten, keine erleuchtete Bürger, sondern gehorsame Unterthanen;" erklärte, die ganze Welt sei verrückt geworden in ihrem thörichten Streben nach Verfassungen, und zog darum eine chinesische Mauer um seinen schönabgerundeten Kaiserstaat. Deutsche Zeitungen und Bücher, besonders auch Bibeln wurden durch die Zollbeamten sorgfältig ausgeschlossen; alle Wissenschaft und jede freie Regung durch Spione bewacht und niedergehalten. Die Censur war ein Hauptanliegen der Regierung: im Theater mußte z. B. statt Gott immer Himmel, statt Kirche Tempel gesagt werden 2c. Mit der Kunst des Lesens und Schreibens war es daher in Oestreich sehr mangelhaft bestellt; von den Religionszeugnissen der Geist-

lichkeit hieng alles Vorrücken der Jugend auf Gymnasien und Universitäten ab. Wien war eigentlich nur die Hochschule des Börsenspiels und des Lebensgenusses, also besonders der Tänze und der Musik. Unter diesem Geisteszwange war die Lage der Protestanten eine sehr gedrückte; aber auch in der katholischen Kirche konnte es zu keinem Aufschwung kommen, im Grunde sollten sie nur das ihre thun, um den Staat vor unbequemen Neuerungen zu bewahren.

Da war es denn doch anders in Preußen, dessen schlichtgewissenhafter König schon am 22. Mai 1815 eine Kabinetsordre erließ, worin er seinem opferfreudigen Volke zur Belohnung für seine patriotische Erhebung eine allgemeine Landesvertretung zusagte und einen Ausschuß von Räthen zur Entwerfung einer Verfassung zusammen zu berufen verhieß. Das war wie eine Ergänzung zum Gesetz der allgemeinen Wehrpflicht (3. Sept. 1814). Allein nun beunruhigte man ihn mit Klagen über den Neuerungsgeist der Patrioten, und der unschlüssige, immer zum „Calmiren" geneigte Friedrich Wilhelm III. hielt es am Ende für's Beste, erst ruhigere Zeiten abzuwarten, ehe er eine Verfassung gewährte. Er beschied sich, 1823 Provinzialstände einzuführen, in welchen blos Angelegenheiten der betreffenden Provinz berathen werden durften, und auch von diesen nur solche, über welche der Minister eine Vorlage machte. Das viele Gute, das in der Organisation einer redlichen, fleißigen und sparsamen Verwaltung, sowie in der Vertiefung und Verbreitung des Volksunterrichts geschah, wurde bei dieser Enttäuschung kaum beachtet.

Auch sonst wurde Norddeutschland für seinen nationalen Aufschwung schlecht belohnt. Der greise Kurfürst von Hessen trieb es am ärgsten mit der Herstellung des alten Unwesens, indem er nichts von allem gelten ließ, was in Kassel 1806—13 während seiner Verbannung geschehen war; seine Soldaten mußten wieder in Puder und 1' 2" langen Zöpfen vor ihm paradiren, und die

Staatskasse warf er mit seinem Privatbeutel zusammen. Dagegen gieng der Freund Göthe's und Schillers, Karl August von Sachsen-Weimar allen Fürsten voran in Ertheilung einer wirklich freisinnigen Verfassung 1816. Hier durften die Vertreter des Volks an der Gesetzgebung mitarbeiten und die Verwaltung der Finanzen beaufsichtigen; ein Beispiel, das auf die übrigen sächsischen Herzoge nicht ohne Wirkung blieb.

Mehr jedoch geschah in Süddeutschland für die Einführung eines geordneten Rechtslebens. König Maximilian I. (1799–1825) war im Grunde napoleonisch gesinnt und sein Minister Montgelas, früher ein Illuminat, hatte sehr rücksichtslos reformirt, um 83 geistliche und weltliche Länder zu einem neuen Baiern zusammen zu schmelzen; er hatte 200 Klöster aufgehoben, sodann protestantische Männer nach München eingeladen und damit wohl etwas Licht im stockkatholischen Lande verbreitet, aber auch die Kirchenmänner bitter gekränkt. Er mußte 1817 abtreten, worauf dann ein Concordat der Kirche versprach, sie in allen kanonischen Rechten zu schützen. Veröffentlicht wurde es erst, nachdem 1818 eine ständische Verfassung gegeben worden war, freisinnig, aber mit dem Concordat im Widerstreit. Da half denn 1821 eine königliche Erklärung nach, welche den Katholiken erlaubte, die Verfassung nur so zu beschwören, daß sie dadurch zu nichts verbindlich gemacht werden, was den katholischen Kirchensatzungen entgegen wäre! — War diese Verfassung gewissermaßen der Eifersucht gegen Preußen entsprungen, so fiel die badische 1818 vermöge der Eifersucht gegen Baiern noch freier und vielversprechender aus. Baiern sprach nämlich als Erbe der alten Pfalz den nördlichen Theil Badens an, worüber sich ein Streit entspann, der erst 1819 geschlichtet wurde. — In Württemberg entbrannte ein heißer Kampf über das „alte Recht," das der Rheinbundskönig über den Haufen geworfen hatte. Wilhelm I. (1816—64) bot hier 1817 eine gute Verfassung an, welche aber die Stände hartnäckig verwarfen,

um 1819 eine etwas minder gute mit dem einsichtsvollen Könige zu vereinbaren.

Alle diese Verhandlungen, in denen mehr Zertheilung als Einmüthigkeit zu Tage trat, da keine Verfassung der andern gleich sah, fielen besonders der studirenden Jugend und den Freiheitskämpfern von 1813 schwer auf's Herz. Sie hatten gehofft, es werde viel einträchtiger und großartiger auf die Schöpfung eines neuen Deutschlands losgesteuert werden. Ihrerseits schauten die Studenten sehr befriedigt auf ihre Schöpfung hin, die „teutsche Burschenschaft" (1816 in Jena), eine wohlgemeinte Verbrüderung aller hochsinnigen Jünglinge, die frisch, fromm, fröhlich, frei zu leben gedachten. Zur Feier des Leipziger Sieges kamen sie, wohl 500 an der Zahl, 18. Okt. 1817 auf der Wartburg zusammen und erneuten das Andenken an die Erhebung Deutschlands gegen den Papst vor drei Jahrhunderten, wie gegen den Napoleon vor drei Jahren. Auch Professoren nahmen Theil. Die Reden waren voll frommer, gottinniger Worte, wenn auch vereinzelte Klagen fielen über die Wortbrüchigkeit der Fürsten und über den lahmen Bundestag; man sang geistliche Lieder vor und nach der Verhandlung und feierte sogar das h. Abendmahl. In gehobener Stimmung gieng man auseinander; da sollte noch Abends ein Holzstoß angezündet werden zum Freudenfeuer, und das veranlaßte etliche lustige Bursche, in Nachahmung von Luthers Bullenverbrennung, einige „Schandschriften" in die Flammen zu werfen. Darunter befand sich ein Gensdarmeriecodex von Geheimerath Kamptz und Kotzebue's deutsche Geschichte; nachgeschickt wurden — nicht ohne etliche Kraft- und Spottreden — ein Zopf, ein Korporalstock und eine Schnürbrust.

Das wurmte den Höfen. Nicht nur beschwerte sich Hr. v. Kamptz in einer eigenen Schrift, selbst die deutschen Großmächte, ja Rußland und Frankreich auch stürmten über den Großherzog von Weimar her, daß er solche Schauderscenen in seinem Lande gestatte. Natürlich ärgerten sich die Hochschüler über diese Einmischung der Russen;

Jenenser forderten den Verkläger der deutschen Burschen, einen walachischen Bojaren, Sturdza, zum Duell heraus, was er ablehnte, weil er seine Schrift auf seines Kaisers Befehl geschrieben habe. Noch widerlicher aber als diese „Schreibmaschine" wurde den Studenten der lockere Vielschreiber Kotzebue, der Polizeiberichte nach Petersburg sandte. Es lebte aber in Gießen ein Kleeblatt von Brüdern Follen, die auch mit Dolch und Meineid eine deutsche Republik gründen wollten. K. Follens Jünger war der stille, schwärmerische Karl Sand, der meinte, er müsse zum Wohl des Volkes jene „Verkörperung aller Gemeinheit" ausrotten. Kotzebue war von Weimar nach Mannheim gezogen; hieher reiste Sand ihm nach, ließ sich anmelden und stieß ihm am 23. März 1819 mit den Worten: „Hier, du Verräther des Vaterlands!" den Dolch in's Herz. Alsbald brachte er sich selbst einen Stich bei, lief doch noch auf die Straße um zu rufen: „Hoch lebe mein deutsches Vaterland!" kniete nieder und sprach: „Ich danke Dir, Gott, für diesen Sieg!" worauf er sich zum zweiten Mal das Messer in die Brust stieß. Ein ähnlicher Mordversuch gegen den nassauischen Präsidenten Ibell mißlang im Juli. Sand verhehlte hartnäckig, daß er Mitwisser hatte, und wurde 1820 hingerichtet.

Diese That schadete unsäglich. Der Verfassungsentwurf für Preußen, den Wilh. von Humboldt eben ausarbeitete, wurde nun bei Seite geschoben. Metternich hielt dem ängstlichen Friedrich Wilhelm das Schreckbild einer deutschen Revolution vor Augen, machte ihm alle Freisinnigen als Jakobiner verdächtig, ja hetzte ihn gegen die „Demagogen" dermaßen auf, daß Preußen sich dazu hergab, alle Herde der Freiheit und nationalen Gesinnung mit östreichischen Polizeimaßregeln zu löschen. Im Juli 1819 wurden alle preußischen Turnplätze geschlossen, und der begeisterte Vater Jahn, der die Burschen in den Krieg begleitet und sich's zum Beruf gemacht hatte, kräftig frische Jünglinge nach Spartaner Art heranzubilden, mußte nun auf die Festung wandern — von seinem sterbenden Kinde

weg. In Bonn wurde der verdienstvolle E. Arndt verhaftet; beim Beschlaglegen auf seine Schriften fand man auch ein verdächtiges Blatt, auf dem geschrieben stand: „O Durchbrecher aller Bande ꝛc." und: „Mach der Sklaverei ein End!" mit andern alten Liederversen, welche die Auslegungskunst der Polizei stark in Anspruch nahmen. — Dann setzten sich Aug. 1819 die deutschen Minister in Karlsbad zusammen und verfügten, daß die Preßfreiheit aufhören müsse, so gut wie die Turnanstalten und Burschenschaften. Und den Universitäten müsse hinfort schärfer aufgepaßt, allen „Demagogen" aber durch eine besondere Kommission in Mainz eifrig nachgespürt werden. Der Bundestag, der bis dahin noch kein Lebenszeichen von sich gegeben hatte, seit er — spät genug, am 5. Nov. 1816 zusammengetreten war, bestätigte diese Karlsbader Beschlüsse und legte sich das Recht bei, nöthigenfalls mit Waffengewalt dieselben in den Einzelstaaten durchzuführen; zum Hohne des jungen Deutschlands aber verkündigte man sie gerade am 18. Okt. (1819). Es ergab sich daraus ein tiefer Haß der Liberalen gegen die Regierungen und ein bedenkliches Liebäugeln mit dem scheinbar freisinnigeren Frankreich. Im Uebrigen aber schien der Bundestag sich zu einer Fortsetzung der schlummerartigen Unbeweglichkeit des Regensburger Reichstags (III, 282) anzulassen. Und den Engländern z. B. wollte es jetzt scheinen, als ob das deutsche Volk zwar allerhand schätzbare Eigenschaften, sittliche und intellectuelle, besitze, aber einmal nicht zum politischen Handeln bestimmt sei.

In Mainz wurden viele Akten geschrieben, und allerhand junge Leute eingesteckt und verhört, weil sie überspannte Briefe, Reden und Gedichte sich hatten zu Schulden kommen lassen. Eine Unzahl verdächtiger Briefe öffnete man auf der Post, schrieb sie ab und beförderte sie scheinbar unverletzt; eine Verschwörung aber wollte nicht an's Licht treten. Die anrüchigen Professoren wurden abgesetzt oder mußten in die Schweiz fliehen. Der Turnvater Jahn blieb 6 Jahre in Untersuchungshaft und wurde dann unter

polizeiliche Aufsicht gestellt, weil „er der erste gewesen, der die höchst gefährliche Lehre von der Einheit Deutschlands aufgebracht habe." Arndt's Papiere wurden ihm erst 1840 vom nächsten preußischen König wieder zugestellt, der dann den guten Patrioten auch wieder in sein Professoramt einsetzte. Den schwarzrothgoldenen Bändern, daran die Burschenschaft ihre Freude hatte (denn aus schwarzer Nacht sollte es durch blutigen Tod zur goldenen Freiheit gehen), wurde eben wegen jener gefährlichen Idee, welche sie versinnbildlichten, eifrig nachgestellt; und eine Kabinetsordre schärfte den Censoren ein, in Zukunft die Namen „Protestant" u. s. w. in keinem Buch mehr passiren zu lassen, sondern „evangelisch" dafür zu setzen.

Friedrich Wilhelm III. lag es übrigens sehr an, das religiöse Leben im Volke zu wecken und zu heben. Im Jubeljahr der Reformation erließ er 27. Sept. 1817 einen Aufruf an die evangelische Kirche Preußens: er wünschte, daß Lutherische und Reformirte „mit Beseitigung des Außerwesentlichen und Festhalten der Hauptsache im Christenthum" zu einer Union zusammentreten, „um Eine neubelebte evangelische Kirche zu werden. Das Beispiel Berlins und Potsdams, das Abendmahl nach den Einsetzungsworten zu genießen, fand Nachfolge. Nun arbeitete er aber selbst eine Agende aus, deren Einführung ihm bald wichtiger wurde als die Union. Erst las man sie mit sehr kritischen Augen, erst 1829 nahm Berlin sie an, doch nach und nach wurde sie so allgemein gebraucht, daß der König 1831 ihre Alleingültigkeit aussprechen konnte. Dagegen wurde der Widerspruch einiger lutherischen Gemeinden laut, die sich damit die Union aufgedrungen sahen, und der König griff 1834 zu unwürdigen Gewaltmaßregeln, ihn zu brechen. Er setzte Pfarrer ab, welche die Agende nicht brauchen wollten, strafte hart die Amtshandlung der abgesetzten, und gestattete den Mißvergnügten weder Privatgottesdienst noch Auswanderung. Indessen hatte doch der Vorgang

dieser Union in Hessen, Pfalz, Baden ꝛc. Nachahmung gefunden, und damit war auch für die Einigung der Volksgenossen da und dort ein neuer Anstoß gegeben.

Am widerlichsten war den beiden Großmächten die unverhüllte Opposition Wilhelms I. von Württemberg. Er hätte gewünscht, daß alle Kleinstaaten sich enger verbänden, um der Bevormundung der Ostmächte zu entgehen. Das machte ihn so anrüchig, daß er in Wien und Berlin fast für einen gekrönten Jakobiner galt; Metternich bezeichnete ihn 1822 als „einen in der That und Absicht entschiedenen Feind des Bundes.“ Man verlangte, daß er seinen freisinnigen und freizüngigen Bundestagsgesandten, den Hr. v. Wangenheim abberufe, und als dieß nicht geschah, verließen die Vertreter aller drei Ostmächte den Stuttgarter Hof. Da gab der König 1824 nach; fortan war der Bundestag zu einem bloßen Fürstenrath herabgeschrumpft. — Jetzt erst kam man in Mainz einer Verschwörung auf die Spur. Eben wegen der Verfolgung war unter Anregungen von Schweizern, Franzosen und Italienern ein „Bund der Jungen“ entstanden, der auf eine preußische Verfassung, auf eine deutsche Republik, auf ein Kaiserthum unter Wilhelm I. und dergl. Zwecke lossteuerte, und zwischen Volksaufständen, französischer Beihilfe, Meuchelmord u. a. Mitteln unsicher herumtastete. Die darin verwickelten überspannten Jünglinge wurden in Preußen zu 13—15jähriger Festungshaft verurtheilt; in Württemberg kamen sie doch mit 1—5 Jahren durch. In Anhalt wurde einem solchen „Hochverräther“ dreimonatlicher Arrest zuerkannt: man müsse doch auch den Rausch des jungen Bluts und den von den Regierungen ursprünglich begünstigten Freiheitsgeist der Hochschulen mit in Rechnung nehmen! Die beiden Großmächte konnten das rein nicht verstehen; wie leicht hätten sie damals mit etwas Milde sich die Volksgunst erwerben können! Vorerst war Deutschland gründlich ernüchtert: hier etwas Neues und Ganzes zu schaffen, schien ein erst in unendlicher Ferne erreichbares Ideal, das eben darum die Herzen der besten Jünglinge füllte.

§ 2. Oestreich und Italien.

Hatte Metternich in Deutschland sein System der Zügelung und des Stillstandes dadurch zur Geltung gebracht, daß er selbst mehr zurücktrat und den Preußenkönig zu seiner rechten Hand machte, so schaltete er noch freier mit Italien. Dieses wie Deutschland vielgetheilte Land litt gleichermaßen an der Eifersucht seiner Fürsten, an der politischen Unmündigkeit des Volkes, und an dem Vorsitz, den Oestreich im Rath seiner Fürsten beanspruchte. Von Oberitalien aus suchte es den bisher allmächtigen französischen Einfluß durch seinen eigenen zu ersetzen, am liebsten durch einen Staatenbund nach deutschem Muster. Napoleon hatte dieses Volk mit besonderer Gunst behandelt und seine Einheit in ganz anderer Weise als die Deutschlands angebahnt. Er hatte aus den schlaffen Südländern gute Soldaten, Offiziere und Beamte herangebildet, hatte den Namen „Königreich Italien" wieder in's Leben gerufen und demselben einen zauberischen Klang verliehen. Eine gewisse Freiheit und Gleichheit, der Bruch mit der allgewaltigen Hierarchie, ein reges Ausscheuern uralter Mißbräuche hatten im Gefolge der französischen Revolution überall um sich gegriffen, daher bei den Gebildeten ein gesundes Nationalgefühl zu erwachen begann.

Und jetzt kehrten alle die vertriebenen Regentenhäuser zurück und legten sich, ernstlich oder schlappig, auf die unbesehene Wiedereinführung der alten Zustände. Nicht so Oestreich, welches die Lombardei im 18. Jahrh. wirklich mild regiert hatte, nun aber es so ungeschickt angriff, daß jetzt erst seine Herrschaft im „Lombardo-venetianischen" Königreich als eine drückende Fremdenherrschaft empfunden wurde. Man sagte sich überall, statt des Löwen habe man nur den Bären erhalten. Der Kaiser setzte einen Erzherzog nach Mailand, den Rainer (1818—48), der blos darauf bedacht war, Geld zu machen. Oestreichische Ordnungen, Polizisten und Späher wurden allerwärts eingeführt, und die Schurken kamen oben an, wäh-

rend alle Freisinnigen sich ängstlich bewacht wußten. Parma, Modena, Toskana wurden ganz wie östreichische Länder beaufsichtigt und eingeschüchtert. Ja auch Piemont und den Kirchenstaat zu räumen, kam die östreichischen Heere sauer an; und als sie endlich 1816 abzogen, zerstörten sie noch die Festungswerke von Alessandria.

Papst Pius VII. kehrte 1814 fast mit der Glorie eines Märtyrers in Einem Triumphzug nach Rom zurück und dankte den drei ketzerischen Regierungen, die seine Herrschaft unbedingt hergestellt hatten, während Kaiser Franz den Kirchenstaat lieber annektirt hätte. Aber das Volk fühlte sich alsbald enttäuscht. Alle verjährten Mißbräuche traten wieder in Kraft. Zuerst Inquisition und Tortur; dann der Index der verbotenen Bücher, der alle politischen Schriften verbot; dann Mönche und Nonnen in 2436 wieder aufgeschlossenen Klöstern; schon regten sich wieder vergessene Heilige und ausgestorbene Wunder; die Madonnen verdrehten wieder ihre Augen und klagten, wie gottlos man sie versäume. Die Wiener Beschlüsse hat der Papst nie anerkannt, die Bibelgesellschaften als eine Pest verboten. Am 7. Aug. wurden auch die Jesuiten wieder hergestellt, ein Schritt, der selbst Kardinälen bedenklich vorkam, da ein Papst sie „für immer aufgehoben" hatte; sie sollten jetzt erst eine riesige, die langewordene Kirche mit neuem Allmachtsstreben erfüllende Weltmacht werden. Was schadete es, wenn nebenher der Kirchenstaat wieder in die alte Priester-, Bettler- und Räuberwirthschaft zurücksank! Pockenimpfung, Straßenbeleuchtung, neue Reisanpflanzungen und ähnliche Neuerungen wurden rücksichtslos abgeschafft; doch ließ der milde Papst das gegen einen abgefallenen Judenchristen gefällte Todesurtheil nicht vollziehen. Durch Nuntien, Concordate und Jesuiten wurde die Ausdehnung der Priesterherrschaft über alle Welt mit ungemeiner Klugheit angestrebt, während im Innern fast so elend regiert wurde wie in der Türkei.

Mit Ferdinand I. (1795—1825) verabredete Oestreich bei seiner Rückkehr nach Neapel, daß er keinerlei

freisinnigere Einrichtungen treffe als welche es selbst erlaube. Dazu gab der englische Lord Bentinck Anlaß, welcher, solang er Sicilien gegen Murat vertheidigte, 1812 dieser Insel eine englisch-artige Verfassung verliehen hatte. Ferdinand war seelenfroh, dieses schwere Joch abzuwerfen und in beiden Sicilien die unumschränkte Monarchie herzustellen. Die Schulen kamen nun unter die Leitung der Jesuiten, die Soldaten unter einen östreichischen General; die Räuber, bald 30,000 an der Zahl, blühten von neuem auf und nöthigten endlich die Regierung, mit ihren Häuptlingen Verträge zu schließen. — Dieses vulkanische Land ist aber von jeher der geeignete Boden für Geheimbünde gewesen; auch jetzt (s. 1811) gelangte ein solcher, der aus der Freimaurerei herstammte, der Bund der carbonari oder Köhler zu großer Bedeutung. General W. Pepe suchte besonders die Soldaten darein zu verstricken; die gebildete Jugend strömte dem Orden von selbst zu. Ein Polizeiminister suchte der carboneria durch Gründung eines monarchischen Gegenbundes, der calderari oder Keßler, entgegenzuwirken. — Da hörte man, wie die Liberalen in Spanien (§ 3) aufgestanden seien und ihren König zur Annahme der Konstitution von 1812 genöthigt hätten. Das mußte nachgeahmt werden. Am 2. Juli 1820 erschien der Lieutenant Morelli in der Reiterkaserne zu Nola, schilderte die Schmach des Vaterlandes und forderte seine Soldaten auf, dem glänzenden Beispiel der Spanischen Armee zu folgen. Alles jauchzte ihm zu: unter den Farben der carboneria (schwarz, rosa und himmelblau) zog der Haufe nach Avellino, wo sich ihm ein Oberst mit Militzen anschloß. In Neapel verliert man den Kopf und sendet den General Pepe gegen die Rebellen, nimmt ihm dann wieder den Oberbefehl. Doch führt er diesen zwei Reiterregimenter zu und wird an die Spitze des Aufstands gestellt. Der König muß schon am 7. Juli die spanische Verfassung annehmen, und nun kleidet sich alles, Hof und Volk, in die carbonarischen Farben. Ferdinand schwört, Gott solle

ihn mit dem Blitz seiner Rache treffen, wenn es ihm mit der neuen Verfassung kein rechter Ernst sei; Freudenthränen fließen allenthalben und Neapel hat wieder einen wunderschönen Tag gehabt. — Die Nachricht von dieser Revolution drang am 14. Juli nach Palermo, wo man eben das Fest der h. Rosalie feierte. Sofort erhob sich die Bevölkerung, verlangte aber für Sicilien nicht die spanische Konstitution, sondern die der Insel 1812 geschenkte. Das Volk begieng blutige Ausschweifungen; sobald neapolitanische Truppen kamen, um die Ordnung herzustellen, öffnete es die Gefängnisse, ließ die Galeerensklaven los, zersprengte die Truppen und tödtete gegen 4000 Menschen. Eine Junta von 20 Grundbesitzern verbreitete den Aufstand über die ganze Insel, verbrannte die widersetzliche Stadt Caltanisetta und ließ auch Weiber und Kinder hinmorden. Nun mußten die Machthaber in Neapel größere Truppenmassen senden, denen es freilich gelang, Palermo zu erstürmen und Sizilien wieder zu unterwerfen; nur fehlte es jetzt in Neapel selbst an Vertheidigern der neugewonnenen Freiheit.

Metternich war nämlich entschlossen, diese Revolution zu unterdrücken, ehe sie sich über die ganze Halbinsel verbreite. Zunächst ließ er alle Verdächtigen in Oberitalien verhaften, Leute wie den sanften Dichter Silvio Pellico, der dadurch Gelegenheit bekam, das Leben in östreichischen Kerkern so ergreifend zu schildern („Meine Gefängnisse" 1833), daß dadurch alle Italiener Oestreich erst recht abgeneigt wurden. Dann veranstaltete er einen Congreß in Troppau (Okt. 1820), da denn Rußland und Preußen ihm „zur Unterdrückung der Rebellion" und „des Lasters" freie Hand ließen. Ferdinand wurde eingeladen, auf einem zweiten Congreß in Laibach mitzuberathen. Er versprach seinen Neapolitanern, für die spanische Verfassung mit ganzem Herzen einzustehen, fand aber, als er Jan. 1821 in Laibach anlangte, hier eine ganz andere Luft. England allein wehrte sich gegen den Grundsatz der Intervention, während Rußland nöthigen-

falls auch seine Truppen zur Unterdrückung der Revolution mitwirken lassen wollte. So gab denn der alte Ferdinand nach und verpflichtete sich gegen Metternich zur unbedingten Wiederherstellung der früheren Zustände; die Strafe für den Eidbruch suchte er durch Geschenke an die h. Annunciata abzuwenden. — Am 5. Febr. überschritt der östreichische General Frimont den Po und rückte rasch gegen Neapel vor. Trotz alles Kriegsgeschreis brachte man hier kaum 25,000 Truppen zusammen, die überdieß schlecht bewaffnet waren. Pepe griff 7. März mit ihnen die Oestreicher bei Rieti an, mußte aber den Rückzug antreten, der bald in wilde Flucht ausartete. Am 24. März rückten die Oestreicher in Neapel ein; der König folgte ihnen unter dem Jubel des Pöbels, und nun wüthete der Polizeiminister Canosa gegen Schuldige und Unschuldige, bis die Oestreicher sich drein legten und durch jahrelange Besetzung des Landes eine gewisse Ruhe zuwege brachten.

Während die Oestreicher sich dieses leichten Sieges fast schämten, brach in Piemont ein Soldatenaufstand los, der zunächst ihren Rücken bedrohte, aber im weiteren Verlauf ihnen noch müheloſere Lorbeeren zu pflücken bot. Von seinem leblosen Sardinien war nämlich Viktor Emanuel 1814 nach Turin zurückgekehrt, und hatte dort die alte Adels- und Priesterherrschaft wieder hergestellt, in so kopfloser Weise, daß man im botanischen Garten französische Pflanzen ausriß, und eine allzuschöne Brücke, die Napoleon über den Po gebaut hatte, fast gar niedergerissen hätte. Nicht als ob man die Oestreicher geliebt hätte; Piemont hatte seit Jahrhunderten die Kunst geübt, zwischen Oestreich und Frankreich sich durchzuwinden und jedem nach Bedürfniß untreu zu werden. Nun schaute hier alles auf den Thronerben Karl Albert, der von der Seitenlinie Carignan stammend, eine bürgerliche Erziehung genossen hatte und mit seinem Wahlspruch: Ich erwarte mein Gestirn! viele Erwartungen rege machte. Nur wenige kannten seine Bigotterie und Zweizüngigkeit. Dieser Prinz nun ließ sich mit den Carbonari ein und

übernahm insgeheim die Stelle eines Regenten, theilte aber alles, was er wußte, dem Könige mit. Am 9. März 1821 bemächtigte sich Oberst Ansaldi der Citadelle von Alessandria, verkündigte die spanische Konstitution und rief „für's Reich Italien" alles unter die Waffen. Der König, eingeschüchtert, wollte erst beschwichtigen, dann, als er den Ernst der Laibachschen Verhandlungen erfuhr, sich der Zumuthungen seiner Offiziere erwehren; da aber Turin sich für den Aufstand erklärte, dankte er ab und zog sich nach Nizza zurück. — Karl Albert trat die Regentschaft an, zauderte erst und machte sich dann aus dem Staube. Der östreichische General Bubna jagte 8. April bei Novara durch einige Kanonenschüsse die revolutionären Truppen in die Flucht; Ansaldi wurde von seinen Soldaten im Stiche gelassen und somit trat des Königs Bruder Karl Felix (1821—31) die Regierung in aller Ruhe an. Die Strafen fielen mäßig aus; aber Italien konnte sich nun ganz als eine östreichische Provinz ansehen. Dennoch wehrten sich seine Regierungen gegen den vorgeschlagenen Staatenbund, und nicht zum wenigsten that dies der Papst, der als Italiener den Fremdenhaß nicht abschütteln konnte.

§ 3. Spanien und seine amerikanischen Kolonieen.

Spaniens Eroberung durch Napoleon war zwar nie vollendet, hatte aber dieses Land in die gräßlichste Verwirrung gestürzt, indem sich die Parteien der Französischgesinnten, der Anhänger des Alten und der Neuerer in keiner Weise mit einander vertragen konnten. Die einzelnen Provinzen und die Generale hatten im Unabhängigkeitskrieg gekämpft, wie es sich eben machte; endlich war es einigen Regenten, wie sie sich nannten, eingefallen, Cortes, d. h. Reichsstände nach Cadix zu berufen, wie man sie seit 100 Jahren nicht mehr gesehen hatte. Ihre gebildeteren Glieder hatten 1812 (nach dem Muster der französischen von 1791) eine demokratische Verfassung aufgesetzt, um die sich zunächst niemand kümmerte; zu einiger

Macht gelangten die Cortes erst, als die Engländer ihnen den Weg nach Madrid eröffneten und Hilfsgelder zahlten. Napoleon hatte dann Ferdinand VII. aus seiner Gefangenschaft entlassen, und derselbe kehrte nicht sobald (Mai 1814) nach Spanien zurück, als er auch schon vor seinem Einzug in Madrid die Cortes und deren Verfassung für null und nichtig erklärte.

Er war ein treu- und haltloser, argwöhnisch feiger und grausamer Mensch. Für die Cortes hätte sich niemand gewehrt, wenn er nur selbst ein würdiges Regiment zu führen verstanden hätte; einer Verfassung war das tief herabgebrachte Land weniger bedürftig als einer geordneten Verwaltung. Aber entzückt vom Zuruf des Pöbels: Es lebe der unumschränkte König! wüthete er nun gegen die Mitglieder der Regentschaft und der Cortes, ja gegen alle Liberalen und Josefinos. Die „Servilen" triumphirten: Folter und Inquisition wurden wieder eingeführt, die Jesuiten zurückberufen und den Klöstern ihre früheren Besitzungen zurückgegeben. Bis zum Juli 1814 zählte man schon 50,000 Verhaftete, und die Hinrichtungen wurden endlich durch massenhafte Abschlachtungen verdrängt. Des Königs Umgebung, die Camarilla (Kammerdienerwirthschaft) ließ alles verrotten und verderben, wenn sie nur ihre Rache oder ihre Lüste befriedigen und sich vom Staatsseckel bereichern konnte. Tausende wanderten aus, oder schloßen sich den Räuberbanden an, die ihr Wesen immer frecher trieben, oder stifteten sie Verschwörungen und Aufstände.

Südamerika war inzwischen durch die Macht der Umstände während der napoleonischen Kriege von Spanien losgetrennt worden. Spanien hatte diese unermeßlichen Strecken kolonisirt und drei Jahrhunderte lang in dem Sinne ausgebeutet, daß bei allen Verfügungen nur an den Vortheil des Mutterlandes gedacht wurde. Sie durften also nur spanische Waaren gegen hohe Zölle einführen, durften ihre Erzeugnisse nur auf spanischen Schiffen versenden, auf spanischen Märkten verkaufen und keine Pro-

dukte anbauen, an denen das Mutterland selbst Ueberfluß hatte. Alle Aemter aber waren mit Spaniern besetzt, die, nachdem sie dort in der Eile sich bereichert hatten, nach Hause fuhren; die in den Kolonien ansäßigen Kinder der Spanier, die Kreolen, blieben von solchen Ehren und Vortheilen völlig ausgeschlossen. Nun hörten diese Kreolen von der Befreiung Nordamerika's, von Revolutionslehren der Menschenrechte, während zugleich Reformen s. 1778 dem Handel zum Aufschwung verhalfen. Auch das Beispiel Haitis, das s. 1792 das französische Joch abgeschüttelt, aber freilich nur eine traurige Negerrepublik zu Stande gebracht hatte, wirkte gewaltig auf die entzündlichen Gemüther der Südamerikaner, die je unerfahrener und unmündiger, desto größeren Drang verspürten, auch einmal große Thaten zu thun. Dazu kam noch die Einwirkung verschmitzter nordamerikanischer und englischer Schleichhändler und Agenten; daher der Gedanke an ein selbständiges politisches Dasein sich bald bei den Gebildeten der Städte regte.

In Buenos Ayres wollte man schon 1808 von einem König Joseph nichts wissen; in der Abwesenheit einer gesetzlichen Regierung aber kämpften die Argentiner, nachdem sie einmal sich in den Waffen versucht hatten, bald mehr für Unabhängigkeit als für Ferdinand, und schon 1813 trat hier die erste, die „argentinische“ Republik (vom Fluß Plata „Silber“ so genannt), auf den Plan. Uruguay war bald in den Händen der Argentiner, bald in denen der Brasilier, bis es zuletzt auch einen Freistaat bildete; Paraguay wurde von einem Rechtsanwalt Dr. Francia (1812—40), welcher die Jesuitenherrschaft nachahmte, übrigens ohne alle religiöse Motive, in Beschlag genommen und zu einer unbeschränkten Monarchie ausgebildet. Von 1810—20 eroberte Chile seine Unabhängigkeit, und General San Martin, der hier das Meiste gethan, drang 1821 auch nach Lima vor und proklamirte die Republik Peru. — Neugranada und Venezuela erklärten sich 1811 zu Freistaaten, wurden

aber bald so bedrängt, waren auch unter sich so uneins, daß der beste General Ferdinands, Morillo, sie bis 1816 wieder seinem König unterworfen achten konnte. Allein hier kämpfte nur der reiche Kreole Simon Bolivar, den auch Engländer unterstützten, so glücklich, daß er 1819 zum Präsidenten der aus beiden Provinzen zusammengesetzten Republik Columbia ausgerufen wurde. Er leitete sofort die eigentliche Befreiung Peru's ein, drang 1822 nach Quito vor und sein tüchtiger Feldherr Sucre, zugleich der menschlichste aller dieser Kriegsmänner, schlug 1824 bei Ayacucho die Royalisten so entschieden, daß nun von einer Wiedereroberung Südamerika's auch in Spanien nicht mehr geträumt werden konnte. Als fünfte Republik trat damit das jetzt Bolivia genannte Oberperu in's Leben.

Mexico, welches als Neuspanien vom Mutterlande immer noch etwas bevorzugt worden war, wurde nach allerhand Gährungen 1810 durch den Pfarrer Hidalgo mit dem ersten Aufstand beglückt. (Mehr als hundert sind seither gefolgt.) Der Krieg wurde bald mit fast größerer Grausamkeit geführt als in Südamerika; Plünderung, Verwüstung und Niedermetzlung der Gefangenen war von beiden Seiten an der Tagesordnung. General Iturbide ließ sich hier 1822 als Augustin I. zum Kaiser ausrufen, dankte schon 1823 ab und gieng nach Europa, kehrte aber 1824 zu einem neuen Versuch wieder und wurde als ein Verräther erschossen. — Guatemala trennte sich s. 1823 von Mexiko und bildete eine eigene Republik unter dem Titel: Vereinigte Staaten von Centralamerika; diese haben aber schon 1839 das Vereinigtsein langweilig gefunden und bestehen jetzt als fünf getrennte Staaten, bald unter der Herrschaft der Jesuiten oder irgend eines Indianerhäuptlings wie des Schweinehirten und Diktators Carrera (1840—65), bald unter der irgend eines Liberalen. Costarica soll am besten bestellt sein, da es nur erst acht Verfassungen durchgemacht hat.

Nordamerika sprach im März 1822, England am

1. Jan. 1825 die Unabhängigkeit aller dieser neuen Staaten aus, mit denen beide einen gewinnreichen Handel führten. Es war für Europa etwas neues, auch den nordamerikanischen Freistaat nun kräftig in die Politik der Welt eingreifen zu sehen. Sein Präsident Monroe erklärte (Dez. 1822) im Kongreß: Amerika könne es nicht gleichgültig sein, wenn die europäischen Mächte ihr politisches System auf irgend einem Theil des westlichen Continents ausdehnen wollten; derselbe könne in Folge der freien Lage, die er angenommen habe und behaupte, hinfort nicht mehr als Gegenstand künftiger Kolonisation durch irgend eine europäische Macht angesehen werden. Damit war die Scheidung der beiden Welttheile vollbracht; wohl oder übel, die andern Mächte fügten sich so nach und nach in die vollendete Thatsache. — Was aber aus diesen Freistaaten werden soll, ist auch jetzt, nach einem halben Jahrhundert, noch kaum zu ahnen. Sie brauchen vor allem Kräfte, die beten und arbeiten können, und von beidem ist dort nichts wahrzunehmen, wenn man von den schwachen Einwanderungen aus Europa (besonders in Argentina, Uruguay, Chile) absieht. Sie zerreißen sich lieber in unaufhörlichen Kämpfen um die Oberherrschaft, sei's nun gewisser Personen oder der verschiedenen Parteien, als da sind Liberale und Klerikale, Unionisten und Föderalisten; zu Zeiten wird auch ein Racenkrieg daraus, zwischen weißeren Kreolen und farbigen Indianern. Bald herrscht ein brutaler Soldat, bald ein schlauer Advokat; aber unter keinem Regiment ist noch was Wesentliches geschehen, um Sittlichkeit und Bildung zu heben, oder auch nur Leben und Eigenthum zu sichern. Bolivar, der zuletzt den Diktator spielte und sich alle Herzen entfremdete, erklärte sterbend (1830): „Er schäme es sich zu sagen, aber die Unabhängigkeit sei das einzige Gut, das auf Kosten aller anderen in diesen Ländern erreicht worden sei," und er selbst trug daran so viel Schuld als einer. Eine tüchtige Schule thäte ihnen sehr noth: solche bietet der steigende Fremdeneinfluß wenigstens in Argentina

und Chile, Columbia und Peru versehen sich schon auch mit deutschen Schullehrern. —

An den ungeheuren Entfernungen dieser dünn bevölkerten Gebiete scheiterten alle Versuche Spaniens zu ihrer Wiedereroberung. Nur mit Widerwillen ließen sich die Regimenter zu so aussichtslosen Märschen und Kämpfen über das Meer führen. Als wieder ein Heer in Cadiz zur Unterstützung Morillos ausgerüstet werden sollte, und eine Seuche sammt dem ständigen Geldmangel die Abreise verzögerte, wurden die Truppen immer unzuverlässiger, daher man am Ende ihre Einschiffung fast überstürzte. Sie ahnten, daß man sie nur zur Schlachtbank führen wollte; als der Oberst Riego am Neujahr 1820 vor seinem Bataillon die Konstitution von 1812 ausrief, jauchzten sie ihm Beifall zu und zogen aus ihrem Dorfe gegen Cadiz. Doch ließ sich dieses nicht überrumpeln, und unter fortwährender Desertion seiner Truppen mußte Riego sich in die Schluchten der Sierra Morena flüchten. — Allein nun verbreitete sich die Kunde vom Aufstand in alle Provinzen; General Mina kehrte aus der Verbannung nach Navarra zurück und wurde von den Truppen mit Jubel aufgenommen; die königischen Generale konnten bald nirgends mehr auf ihre Regimenter zählen, da viele Offiziere insgeheim dem Aufstand vorgearbeitet hatten. Graf Abisbal und sein Bruder Odonnel erklärten sich in Ocanna für die Konstitution und Madrid legte seine liberale Gesinnung so deutlich an den Tag, daß der König am 7. März nachgab, die 1812er Verfassung annahm und sich mit freisinnigen Ministern umgab. Die Prozessionen, Illuminationen und Stiergefechte wollten kein Ende nehmen; aus dem Gefängniß entlassene oder von der Flucht heimgekehrte Männer nahmen nun die höchsten Aemter ein und suchten den zerfallenen Staat in Ordnung zu bringen.

Aber woher Geld auftreiben? Die Bauern meinten, die Freiheit werde Steuern und Zehnten abschaffen, statt dessen schaffte sie Klöster ab und verkaufte deren Güter.

Das regte die Geistlichkeit, und diese regte das Landvolk auf. Der König selbst mochte Jesuiten und Klöster nicht missen und wurde darüber vom Pöbel beschimpft und bedroht fast wie sein Vetter Ludwig XVI. Royalistische Guerillas standen nun auf, die sich „apostolische Junta" und „Glaubensarmee" nannten; es gieng ein tiefer Riß durch die ganze Nation, der zum Bürgerkrieg führte, ohne daß er die Liberalen zu einträchtigem Zusammenhalten veranlaßt hätte; vielmehr giengen diese in immer neue Parteien, z. B. comuneros (Gleichheitseiferer), exaltados (Ueberspannte), descamisados (Ohnehemden) 2c. aus einander, welche hohe Reden führten und am Ende doch nur nach Aemtern lechzten. Ein Aufstand der Garden, welche gerufen hatten: Es lebe der absolute König! wurde 1822 blutig unterdrückt, und der König mußte sich mit seiner Familie auf dem Balkon zeigen, um die ungezogenen Zurufe des exaltirten Pöbels in Empfang zu nehmen; er mußte neue, untaugliche Minister sich aufdrängen lassen, und mit dem Führer der Cortes, jenem Riego, eine theatralische Versöhnung aufführen.

Da bat Ferdinand seinen Vetter und Nachbar, Ludwig XVIII. um bewaffneten Schutz. Und während darüber in Frankreich noch hin und her gestritten wurde, trat im Okt. 1822 ein Congreß der Großmächte in Verona zusammen, der die Cortes ermahnte, ihre Verfassung leidlich umzuändern und den König wieder in seine Rechte einzusetzen; sonst werden Franzosen zu seinem Schutze in Spanien einmarschiren. England zwar versagte hiezu seine Einwilligung; aber die h. Allianz konnte diese entbehren. Da die Cortes der Aufforderung kein Gehör schenkten, vielmehr Ferdinand als einen Gefangenen behandelten, entschloß sich Ludwig XVIII., mit den Waffen „einem Enkel von Heinrich IV. seinen Thron zu erhalten." — Mit etwa 100,000 Franzosen überschritt der Herzog von Angoulème, Ludwigs Neffe, am 7. April 1823 die Bidassoa und sparte nach dem Rath seiner napoleonischen Generale das Geld nicht. Spanien war in der kläglichsten

Zerrüttung, ohne Heer, ohne Kopf und ohne Geld; die Geistlichkeit und der Adel jauchzten den Befreiern zu. Fast widerstandslos gelangen sie 23. Mai nach Madrid, 21. Juni nach Sevilla, während der willenlose Ferdinand immer weiter dem Meere zu fortgeführt wird. Am 23. Juni stehen sie vor Cadiz; und nachdem sie die Halbinsel Trocadero 31. Aug. erstürmt, 20. Sept. die Insel Leon erobert haben, begibt sich Ferdinand ins französische Lager 1. Okt. Die Liberalen aber, nun Negros genannt, machten sich aus dem Staub.

Trotz der allgemeinen Amnestie, die Ferdinand am Tage vor seiner Befreiung angekündigt hatte, begann jetzt eine Zeit des Schreckens, welche die Pyrenäenhalbinsel als eine „westliche Türkei" erscheinen ließ. Ueberall wurde ungeachtet aller Kapitulationen geplündert, eingekerkert, gemartert und hingerichtet, bis auch der Herzog Angoulème sich seines Schützlings unverhohlen schämte und gegen die Ultraroyalisten einen tiefen Widerwillen faßte. Riego wurde auf der Flucht gefangen genommen und unter schrecklichen Mißhandlungen nach Madrid geschleppt, wo er in einem scheußlichen Kerker schmachten mußte, ehe man endlich 7. Nov. ihn halb todt zur Richtstätte schleifte. Wenn aber der französische Minister Chateaubriand diese „blutige, habgierige, fanatische Regierung als einen abgeschmackten Despotismus, eine vollständige Anarchie der Verwaltung" brandmarkte, so war sie für die Ultras noch so wenig befriedigend, daß diese den strengeren Bruder Ferdinands, den finstern Don Carlos auf den Thron zu bringen trachteten, und für ihn in Catalonien 1827 unter dem Rufe: Es lebe Don Carlos! Es leben die Mönche und die heilige Inquisition! das Panier des Aufruhrs erhoben. Nur durch blutige Strenge wurde auch dieser „apostolische Aufstand" gedämpft.

Immerhin hofften die Apostolischen, bei der Kinderlosigkeit des siechen Königs sei seinem Bruder der Thron gesichert. Als aber 1829 Ferdinand die dritte Gemahlin verlor, heirathete er alsbald sein blühendes, lebenslustiges

Bäschen, Marie Christine von Neapel. Ihr zu lieb hob er 1830 das salische Gesetz auf, das s. 1713 gewaltsam eingeführt, Frauen vom Thron ausschloß, und stellte das altkastilische Erbfolgerecht wieder her. Wirklich gebar ihm Christine zwei Töchter, von denen die dreijährige Isabella (1833—68) ihrem Vater auf dem Thron folgte, trotz aller Proteste der Apostolischen. Wollte die Mutter ihrer Tochter das Scepter sichern, so mußte sie sofort sich an die Gemäßigten halten; denn das Feldgeschrei: hier Carlos, hier Christina! theilte nun ganz Spanien in zwei erbitterte Parteien, deren blutiger Kampf das arme Land noch lange zerrütten sollte.

§ 4. Portugal und Brasilien.

Daß die portugiesische Königsfamilie vor Napoleons Machtwort und Marschällen 1807 nach Brasilien floh, haben wir (III, 613) vernommen. Hier gefiel es ihr so sehr, daß sie sich gar nicht beeilte, ins verödete Portugal zurückzukehren; einmal weil dieses Ländchen von den Engländern, welche Napoleon hinausgejagt, nicht allzu schnell geräumt, vielmehr von ihrem General Lord Beresford etwas schonungslos regiert wurde; dann aber auch, weil Brasilien nur gesehen zu werden brauchte, um seine größere Bedeutung zu erkennen. Sollte man es auch den Weg der einstigen spanischen Kolonien gehen lassen?

Indessen murrten die Portugiesen über die erfahrene Zurücksetzung, und als der Lord 1820 einmal Brasilien einen Besuch abstattete, reizte das Beispiel der spanischen Revolution den Oberst Sepulveda zur Nachahmung. Er brachte in Oporto mit dem Ruf: Es lebe Johann VI. und die Verfassung! eine Empörung zu Stande (24. Aug.), welcher sich auch Lissabon anschloß, daher Lord Beresford, als er zurückkam, nicht mehr zugelassen wurde, sondern weiter nach England fahren mußte. Ihm folgten die vielen englischen Offiziere des portugiesischen Heeres nach, und die Cortes, von denen ein Fünftel aus Geistlichen bestand, traten Jan. 1821 in Lissabon zusammen, eine

der spanischen ähnliche Konstitution zu schmieden. — Der gutmüthige Johann fügte sich leicht in diese Wendung der Dinge, und versprach ehestens nach Europa zurückzukehren. Indessen wollten die Brasilianer hinter dem ruhmvollen Mutterlande nicht zurückbleiben; hatte es sie doch schon lange beschämt, allein in Südamerika noch keine Revolution gehabt zu haben. Schon erhoben sich Bahia und Rio de Janeiro für eine Konstitution, daher der König, von seinem ehrgeizigen Sohn Pedro gedrängt, diesen als Vicekönig in Brasilien zurückließ und selbst nach Portugal reiste. Wie sein Schiff 3. Juli 21 in den Tejo einlief, mußte er erst die Grundzüge der werdenden Verfassung beschwören, ehe man ihn landen ließ; die gewordene beschwor er am 1. Okt. 22 und hoffte nun Ruhe zu haben. — Umsonst; sowohl die ungefügigen Cortes als deren Gegnerin, seine spanische Gemahlin, vornemlich aber seine beiden Söhne machten ihm das Leben sauer. Der ältere wurde von den Cortes zurückberufen, was aber die brasilischen Juntas so empörte, daß er Jan. 1822 versprechen mußte, irgend wie bei ihnen zu bleiben. Und als man daraufhin die brasilischen Abgeordneten in Lissabon als Verräther beschimpfte, brach in Brasilien eine solche Erbitterung aus, daß Don Pedro (Mai 22) dieses Land für souverän erklärte und 12. Okt. den Titel eines konstitutionellen Kaisers von Brasilien annahm. Als solchen erkannte ihn durch englische Vermittlung 1825 auch sein Vater an.

Der andere Sohn Don Miguel, streng katholisch und zügellos wie seine Mutter, bearbeitete das Militär und vertrieb (Mai 23) die Cortes, „um seinen Vater und die Nation vom schmählichen Joch der Konstitution zu befreien." Die Königin begann bereits ein Schreckenssystem, wie unter ihrem Bruder in Spanien, einzuführen, doch griff der König nach seiner milden Art bald nach gemäßigteren Räthen, wie Graf Palmella und Marquis Loulé. Eines Morgens fand man den letzteren im königlichen Vorzimmer ermordet, und 30. April 1824 machte

Miguel seinen Vater zum Gefangenen, wohl um ihn abzusetzen und selbst das Scepter zu ergreifen. Doch protestirte der englische Gesandte gegen diesen Staatsstreich; der König selbst entwischte seinen Wächtern und floh auf ein englisches Kriegsschiff, das im Tejo lag, wo er alsbald von seinen Ministern und den fremden Gesandten begrüßt ward, während die Kanonen und Flaggen aller Schiffe salutirten. Miguel sah seine Sache verloren, flehte den Vater um Verzeihung an und wurde, um ihn der Volkswuth zu entziehen, nach Wien gesandt.

Doch als der müde Johann VI. (März 1826) starb, und seine Tochter Isabella die Regentschaft antrat, entstand die Frage, wie die Krone Portugal zu vererben sei. Der Kaiser von Brasilien verzichtete auf dieselbe zu Gunsten seiner Tochter Maria da Gloria, die — erst siebenjährig — mit der Zeit ihren Oheim Miguel heirathen sollte. Pedro gab auch dem Lande eine freisinnige Verfassung, welche sein Bruder in Wien ohne Anstand beschwor, wie er auch sich mit seiner Nichte verlobte. Zwar regten nun die Apostolischen jenseits der spanischen Grenze einen Aufstand an; doch englische Hilfe hatte diesen in kurzer Zeit unterdrückt. — Der „Lissaboner Gutedel," wie ihn die Wiener nannten, jetzt von Metternich unterrichtet und, wie der Staatskanzler glaubte, wirklich „edler Gesinnungen voll," kehrte Febr. 1828 nach Lissabon nur zurück, um seinen Eid zu brechen und (Juni) sich zum absoluten Könige zu machen. Nun füllten sich die Kerker und die Schaffotte; mit Lust sah der Tyrann selbst den Qualen der Eingekerkerten und den Hinrichtungen zu; auf seine Schwester schoß er einmal eine Pistole ab, verwundete aber nur eine geringere Person.

Indessen konnte Pedro für sein schon nach Europa abgesandtes Töchterlein wenig thun. Doch sammelten sich allmählich 3000 liberale Flüchtlinge in Terceira, dem azorischen Eiland, das den Miguel nie anerkannt hatte, und schlugen dort unter dem tüchtigen Villaflor alle Angriffe ab. Als sodann der Kaiser sich mit seinen Brasi-

lianern überwarf und diese Krone an sein Söhnlein Pedro II. abtrat 1831, gelang es ihm in Europa Geld und Truppen zu finden, mit denen er Juli 1832 bei Oporto landete und binnen eines Jahrs Lissabon für seine Tochter eroberte. Villaflor, jetzt Herzog von Terceira genannt, versetzte endlich dem Thronräuber Miguel bei Thomar den Hauptschlag, worauf derselbe gegen ein schönes Jahrgehalt fortan Portugal zu meiden versprach (Vertrag von Evora 26. Mai 1834). Er gieng zuerst nach Italien, wo ihn der Papst seiner Versprechungen entband, daher er alsbald den Vertrag widerrief und damit seinen Jahrgehalt verlor. In Deutschland fand er später eine Gattin, und 1866 sein Grab.

Auch seine frühere Braut Maria da Gloria (1826—53) sollte einen deutschen Gatten finden, den Koburger Ferdinand, dessen Söhne Pedro V. und Ludwig (s. 1861) nach einander den portugiesischen Thron bestiegen. Der Exkaiser hatte noch vor seinem Tode († 1834) die Verhältnisse erträglich geordnet, die Mönchsklöster aufgehoben ꝛc. Seine Tochter wurde 1841 vom Papst und von den Ostmächten anerkannt. Doch Portugal zu einem neuen Aufschwung zu verhelfen, ist keinem seiner Regenten gelungen, da sich die beste Thätigkeit der leitenden Männer im Veranstalten oder Abwehren von Revolutiönchen verzehrt und nur englisches Geld in dem verarmten, arbeitsscheuen Lande einige Erwerbsquellen offen erhält. Durch Briten kamen auch evangelische Einflüsse ins Land, die jedoch streng abgewehrt wurden; erlebte man doch sogar 1843 die Fällung eines Todesurtheils wegen ketzerischer Aeußerungen über die Messe; etliche hundert Evangelischgewordene vertrieb die Geistlichkeit aus Madeira nach Westindien. Anerkennenswerth bleibt aber, verglichen mit Spanien, die verhältnißmäßige Ruhe, welche dem portugiesischen Volke seine wohlwollenden Fürsten aus deutschem Geblüt verschafft haben.

Bedeutender sind jedenfalls die Fortschritte Brasiliens, dessen hochgebildeter Kaiser durch Begünstigung deutscher

Einwanderung und des Unterrichts, durch die Abschaffung des Sklavenhandels (1851) und der Sklaverei (1871) die Arbeit zu Ehren zu bringen und die unermeßlichen Hilfsquellen des Reichs flüssig zu machen suchte. An Aufständen fehlt es freilich nicht ganz, doch sind sie selten im Vergleich mit den Nachbarstaaten. Erwähnung verdient der Krieg mit Paraguay. Hier hatte ein Karl Lopez nach dem Tode Dr. Francias als Supremo den Despotismus seines Vorgängers übernommen und das Land, das größer als Frankreich ist, aber nur 1½ Mill. armer Einwohner in 4 Kasten (Weiße, Mulatten, Indier, Schwarze) zählt, allmählich gehoben (1841—62), freilich nur durch eine wundersame Knechtung des ganzen Volks. Sein Sohn Franz Lopez II. fuhr erst fort, alle seine Unterthanen zum Kriegsdienst heranzuziehen, und fieng dann, als er 80,000 halbnackte aber blindergebene Krieger beisammen hatte, mit seinen drei Nachbarn Brasilien, Argentina und Uruguay fast zumal Händel an 1864. Es währte lange, bis diese Staaten sich wirksam verbündeten und Truppen herbeischafften, lange auch, bis solche neue Truppen den an unbedingten Gehorsam gewöhnten Paraguiten das Gleichgewicht hielten; durch Seuchen, Hunger und die südamerikanische Grausamkeit war der Menschenverlust ein ungeheurer, die Verwundeten der Alliirten wenigstens wurden alle von Lopez getödtet. Der Besitz einer Flotte gab endlich den Brasilianern den Vortheil in die Hand, sie eroberten 1869 die Hauptstadt Assumption, verfolgten Lopez, der nun auch gegen die Liebsten und Treusten wüthete, in die Wildniß und machten ihm endlich 1870 den Garaus. Die Riesenader des öden Welttheils, der Amazonas, wurde 1867 den Flaggen aller Nationen frei gegeben; damit fanden auch Peru und Bolivia einen Ausweg für ihre Erzeugnisse. Dampfer und Eisenbahnen schaffen nun Verbindungen, um Menschen in die wasserreichen Wildnisse herbeizulocken.

§ 5. Der griechische Aufstand.

Anderer Art, als die Militäraufstände und Konstitutionswirren der romanischen Länder, war die Erhebung Griechenlands gegen das türkische Joch. Ein rohes Soldatenvolk hatte Jahrhunderte lang die schönsten Länder von drei Welttheilen, die Wiege europäischer Kultur und Religion, niedergetreten, ohne daß Eroberer und Besiegte zu einem eigentlichen Staat verschmolzen: sie blieben getrennt durch Religion, Sprache und Sitte. Da waren die rumänischen Walachen, Südslaven und slavisirte Tataren (Bulgaren), mit Slavenblut vermischte Griechen, und die ungebändigten, zersplitterten Stämme der Arnauten oder Schkipetaren, alle auseinandergezerrt und weder mit einander, noch mit dem herrschenden Volke durch einen Kitt verbunden. Am schwersten empfand man die Blutsteuer, durch welche s. 1650 jedes fünfte Kind dem Sultan zum Janitscharendienst verfallen war. Wohl hatte der Druck, der auf der christlichen Herde (Raja) lastete, Viele, wie den bosnischen Adel zum Islam bekehrt; doch bei den Meisten hat die zäh festgehaltene Religion die Hoffnung wach erhalten und wiederholt zu Befreiungsversuchen angespornt, namentlich seit dem Aufsteigen der glaubensverwandten russischen Großmacht.

Schon Orloff hatte 1770 (III, 443) alle Griechen zur Freiheit und Religionsvertheidigung aufgerufen; seit dem Frieden von 1774 hatte sodann der russische Handel, durch Griechen vermittelt, einen gewaltigen Aufschwung gewonnen und Odessa fast zu einer griechischen Kolonie erhoben. Besonders waren es drei Eilande Ydra, Spetzä und Psara, welche Schifffahrtsvereine bildeten, und hunderte von Kauffahrern ausrüsteten, deren Mannschaften ohne Karten oder Kompaß die Meere durchflogen und große Reichthümer anhäuften. Die Wohlhabenden aber stifteten Schulen und verbreiteten Bücher, und ihre Söhne mußten in Paris, Wien, Livorno ꝛc. sich europäische Kenntnisse erwerben. Dann hatte Napoleon 1797 dem

altersschwachen Venedig die jonischen Inseln abgenommen und damit französischen Revolutionsgedanken einen Weg in die Türkei eröffnet. Zugleich war der Arnaut Ali Pascha allmählich Herr von fast ganz Epirus und Griechenland geworden, und brach der Civilisation durch einen aufgeklärten Despotismus die Bahn. Ein anderer Arnaut Muhammed Ali vernichtete 1811 die Mamlukenaristokratie in Aegypten durch ein wohlberechnetes Blutbad, besiegte die fanatischen Wahabiten in Arabien (1812—18) und begann nun durch französische Abenteurer sich ein modernes Heer zu schaffen, mit dem sein Sohn 1822 Nubien und Sennaar unterwarf, und zugleich mittelst Ausbeutung seines Nilthals der größte Handelsmann der Welt zu werden. Machte er damit sein Land nicht glücklicher, so gewann es doch einen Vorsprung vor andern Reichen des Islam. Ueberall regte sich was Neues in den Gliedern des morschen Körpers.

Nachhaltiges geschah zunächst unter dem Volke der Südslaven. Seit das Serbenreich 1389 vernichtet war, hatten sich versprengte Schaaren in die schwarzen Berge (Tschernagora) geflüchtet und den Kleinkrieg gegen die Türken fortgesetzt. Ein Pascha von Scodra hatte ihren Fürstbischof oder Vladika Peter I., der sich gar zu unabhängig geberdete, mit zwei großen Heeren angefallen und zwei solche Niederlagen erlitten, 1795, daß damit die Unabhängigkeit dieser Tschernagorzen für begründet gelten konnte. — Nun wurden die Serben von vier Dahis (Steuerverwaltern) schwer bedrückt und ihre Knäsen 1804 nach Belgrad gelockt und gespiest. Da griffen die Haiduken der Berge, die Bauern und Schweinehirten zu den Waffen. Der Hirte Tscherni Georg, früher österreichischer Fähndrich, wurde ihr Führer und säuberte das ganze Land 1807 von Türken; dann verband er sich 1810 mit den Russen gegen den Erbfeind und erfocht bedeutende Siege, für welche die Türken nach dem Friedensschluß 1813 schreckliche Rache übten. Georg floh nach Oestreich. Am Palmsonntag 1815 aber entfaltete

der schlaue Unterführer Milosch in der Kirche von Takowo seine Fahne, ließ den zurückgekehrten Georg meuchlings ermorden, eroberte aber 1816 Belgrad und ganz Serbien. 1817 wurde er als Knjäs (Fürst) der Serben mit halber Unabhängigkeit anerkannt, ähnlich den Hospodaren der beiden Donaufürstenthümer.

Die Griechen wollten hinter solchen Vorbildern nicht zurückbleiben; es bildete sich 1814 in Odessa ein Geheimbund gebildeter Männer, die Hetärie. Sie ehrte auf's höchste das Andenken des ersten Freiheitskämpfers Rigas, den die Türken in Belgrad 1798 zwischen zwei Brettern zersägt hatten, und verbreitete seine zum Freiheitskampf ermunternden Lieder; sie versuchte die Schiffsherren und die Räuberhäuptlinge, jeden bedeutenden Mann zu Land oder zur See, für die Befreiung des Vaterlands zu begeistern, während ein Minister des russischen Kaisers, der corfiotische Graf Kapodistrias die Hoffnungen bald anblies, bald dämpfte. Da er jedoch den Vorsitz der Hetärie ablehnte, übernahm ihn der Hospodarensohn Alex. Ypsilanti. Als die Pforte 1820 Ali Pascha, den mächtigen Löwen von Epirus bekämpfte, schloß dieser mit den früher von ihm verjagten Sulioten unter Markos Bozzaris einen Vertrag, wornach sie auszogen, ihre heimatlichen Bergfesten wieder zu erobern.

Während aber die besten türkischen Truppen vor Janina lagen (das erst 1822 ihnen unterlag) überschritt 6. März 1821 Ypsilanti den Pruth, und rief die Christen zum Kampf gegen den Halbmond auf. Er hatte sich aber getäuscht, sowohl im russischen Kaiser, dessen Adjutant er war, als in den Rumänen; jener strich ihn aus der Armeeliste, und diese wollten nicht kämpfen. Nachdem bei Dragatschan seine „heilige Schaar" von den Türken niedergehauen war, floh er zu den Oestreichern, die ihn gefangen setzten; heldenmüthiger focht der Olympier Georgios in einem Kloster, das er drei Tage lang gegen die Uebermacht vertheidigte und endlich sammt dem eindringenden Feind in die Luft sprengte. Entsetzlich

hausten nun die Janitscharen in den unschuldigen Fürstenthümern. — Noch schrecklicher aber war die Rache, welche in Konstantinopel selbst genommen wurde. Der Sultan verlangte vom Schech el Islam ein Gebot zur Ausrottung aller Christen. Der griechische Patriarch aber eilte zum muhammedanischen Oberpriester und bewog ihn, seine Unterschrift für das Todesurtheil eines Volkes zu verweigern. Mahmud verbannte den Schech und ernannte einen fanatischen Nachfolger. Da kam die Nachricht vom Aufstand in Morea. Am Osterfest ergriff man den Patriarchen Gregorius, als er das Hochamt vollendet hatte, folterte und hängte ihn sammt Bischöfen und Priestern auf. Die Leichen wurden zuletzt von Juden durch die Stadt geschleift und in's Meer geworfen. Mord und Raub herrschten darauf Tagelang in den Gassen und Häusern der Stadt, und immer neue Foltern wurden für die unglücklichen Griechen ersonnen, immer gräßlichere Greuelscenen aufgeführt, trotz aller Vorstellungen der Gesandten, bis der Bruch wirklich unheilbar war und die Glut der Rache und Verzweiflung weithin aufflammte.

Der Erzbischof Germanos pflanzte 4. April ein Kreuz vor der Kirche in Patras auf und ließ die Moreoten schwören, für Glauben und Vaterland zu kämpfen. Die Mainoten auf den lakonischen Bergen schlugen tapfer los, vor allen der energische Kolokotronis und Mavromichalis. Aus den drei obengenannten Eilanden liefen 176 Schiffe aus, theilweise sogar mit Frauen und Jungfrauen bemannt, und versperrten der türkischen Flotte jeden Ausweg. Zu Lande wurden allenthalben die Türken umringt, in festen Plätzen eingeschlossen, oder vereinzelt niedergemacht. Lange kämpfte man um die Hauptstadt Tripolitza; am Tag ihrer Erstürmung fielen 10000 Türken, nicht blos Männer oder Krieger. Denn der Krieg war beides ein Racen- und ein Glaubenskampf, und auf beiden Seiten wurde er barbarisch geführt. Uebrigens brachten es die Griechen zu keiner Organisation des Kampfes; man be-

rieth wohl auf einer Nationalversammlung, welcher der europäisch gebildete Mavrokordatos vorstand; allein die Klephten der Berge haßten solche Halbfranken und giengen meist ihren eigenen Weg, wohin immer Beute lockte.

Die herrliche Insel Skio war im April 1822 vom Kapudan Pascha so greulich verwüstet worden, daß man kaum mehr einen Griechen dort traf; 23,000 lagen ermordet, 47,000 wurden auf den Sklavenmärkten verkauft. Die Rache übernahm der Ydriote Miaulis sammt dem Psarioten Kanaris; sie zündeten 19. Juni 22 durch Brander die türkische Flotte an und verbrannten ihre besten Schiffe; selbst der Kapudan Pascha wurde vom fallenden Mastbaum tödtlich getroffen; der Rest floh nach den Dardanellen. — Lange wogte nun der Kampf zu Land und zur See. In ganz Europa bildeten sich Hellenenvereine, um mit Geld, Waffen und anderen Bedürfnissen den Glaubensbrüdern beizustehen; eine Million Fcs. gab allein der Genfer Eynard. Auch Philhellenen zogen ihnen zu, wie der württembergische General Normann, der Franzose Fabvier, die Engländer Hastings, Gordon, der Dichter Lord Byron 2c. und suchten ihre Kriegskunde zu verwerthen oder doch die Reihen der Freischaaren zu verstärken, freilich mit sehr zweifelhaftem Erfolge. Die Großmächte sahen scheel zu allen diesen Bemühungen, einer Revolution den Sieg zu verschaffen; am liebsten hätte noch Kaiser Alexander sich seiner Glaubensgenossen angenommen, aber Metternich überzeugte ihn auf dem Congreß zu Verona 1822 (S. 22), daß jede Art von Empörung mit Consequenz abgewiesen werden müsse. Mit innigster Theilnahme dagegen sahen die Freiheitsfreunde aller Länder, wie hier endlich eine Nationalerhebung gelinge, von der sie sich die Wiederbelebung der alten hellenischen Herrlichkeit versprachen. Nach dem schmählichen Ausgang der romanischen Militäraufstände gewann dieser Volkskampf die Sympathien auch der Strenggläubigen, der Legitimisten und Fürstensöhne, und schwoll zu einer Begeisterung an, welche wir jetzt, nachdem die Griechen ein halb

Jahrhundert lang uns ihre Künste gezeigt haben, kaum mehr recht zu würdigen verstehen.

Da weder zu Land noch zur See die Pforte zu siegen vermochte, hatte Muhammed Ali dem hartbedrängten Sultan willfahrt und ihm vom Nil her seine europäisch geschulten Truppen unter seinem kriegskundigen Sohne Ibrahim Pascha zur Hilfe geschickt. Diese Ägypter hatten schon 1823 zur blutigen Unterwerfung Kreta's mitgewirkt; jetzt sollten sie sich am Peloponnes versuchen. Ibrahim erstürmte 1825 die Feste Navarin, die ihm einen guten Hafen bot, und verwüstete nun, barbarisch und methodisch zugleich, die ganze Halbinsel; da lernten die Griechen, daß sie im offenen Felde regelmäßigen Truppen nicht widerstehen können, und beschränkten sich auf den kleinen Krieg, der zur See in ein wüstes Piratentreiben ausartete, zu Land in völlige Anarchie.

Im Jan. 1826 machte sich Ibrahim auch an's Festland, und zwar vorerst an die Feste Mesolongi, die sich schon 8 Monate gegen den geschickten Seraskier Reschid Paschah wunderbar vertheidigt hatte, indem der Seeheld Miaulis sie wiederholt mit Lebensmitteln und Pulver zu versehen wußte. Zwar „diesen Zaun," wie er ihn zuerst nannte, zu erstürmen, gelang auch dem Ägypter nicht, aber ebensowenig dem Miaulis, durch die feindliche Flotte zu dringen. Drinnen wütheten Hunger, Ruhr und Kälte, und als die Sulioten alle Hunde, Katzen und Ratten verzehrt hatten, versuchte man sich durchzuschlagen. Nach Mitternacht (23. April) nahmen 2500 Bewaffnete wohl 5000 Weiber, Kinder und Greise in die Mitte und zogen über den Graben; da sie aber auf wachsame Gegner stießen, zertheilten sie sich in zwei Haufen, von denen der eine niedergemetzelt wurde, der andere in die Stadt zurückwich und theils dem Loos der Sklaverei verfiel, theils mit den plündernden Feinden sich singend in die Luft sprengte. Nur etwa 1300 Mann entkamen mit dem alten Bozzaris. Sofort kehrte Ibrahim in den Peloponnes zurück; die Türken aber belager-

ten die Burg von Athen, die auch 5. Juni 1827 in ihre Hände fiel.

Erschütternd hallte die Nachricht vom Falle Mesolongis durch ganz Europa; und wenn sie auch den Eifer der Philhellenen neu entflammte und selbst Fürsten wie Ludwig I. von Baiern (1825—48) zu reichen Beiträgen vermochte, Griechenland schien doch verloren. Allein eben jetzt trat rechtzeitige Rettung ein. Da Kaiser Alexander gestorben war, verständigte sich England mit seinem Nachfolger Nikolaus in aller Stille (4. April 1826) dahin, zwischen Türken und Griechen einen Frieden zu vermitteln, der diese etwa in die Stellung der Donaufürstenthümer brächte. Metternich sah hierin einen „vor der Vernunft unhaltbaren Schritt;" aber Frankreich empfahl der Pforte nachzugeben. Da diese siegsgewiß sich jede Einmischung verbat, beschloßen England, Rußland und Frankreich 6. Juli 1827, wenigstens Waffenruhe von den kriegenden Parteien zu verlangen, ja solche nöthigenfalls zu erzwingen. Und als der Sultan auf seiner Abweisung beharrte, fuhren die Geschwader der Seemächte unter dem Engländer Codrington nach Navarin, besahen sich da die türkisch-ägyptische Flotte und nahmen dem Ibrahim das Versprechen ab sich ruhig zu verhalten. Jedoch gereizt durch griechische Feindseligkeiten ließ dieser Messenien grausam verheeren und etliche Schiffsabtheilungen auslaufen. Da fuhr die alliirte Flotte 20. Okt. 1827 in den Hafen von Navarin, die feindliche zusammenzuhalten, 27 Schiffe gegen 130, und wie nun die Ägypter zu schießen anfiengen, gab Codrington den Befehl, mit Kugeln zu antworten. In dem Knäuel der schwimmenden Festungen gieng kein Schuß verloren. Der lang zurückgedrängte Grimm des vereinten Europa's machte sich an diesem Tage endlich Luft: in 4 Nachmittagsstunden wurde die Flotte des Islam zertrümmert. Es war derselbe Tag, an welchem der Großwesir endlich so weit nachgegeben hatte, daß er den Fürsten Metternich um seine Vermittlung bei den Seemächten bat. Die Spinnenge-

webe der Schreiber waren mit einem tüchtigen Streich durchrissen.

Wahrscheinlich hatte Codrington seine Befehle überschritten, nicht zwar die des großen britischen Gesandten in Konstantinopel, des Stratford Canning, aber die des englischen Ministeriums; Wellington, der einen russisch-türkischen Krieg herannahen sah, nannte diese Katastrophe von Navarin ein „ungeschicktes Ereigniß;" die Oestreicher dagegen einen schändlichen Meuchelmord, den Anbruch des Chaos. Aber die Friedensherstellung war nun einmal im Gange, und ließ sich nicht mehr aufhalten; General Maison landete mit 14,000 Franzosen in Morea und zwang Ibrahim zur Einschiffung, die letzten Festungen zur Uebergabe, so daß im Okt. 1828 Morea frei war, wenn auch fürchterlich verheert und verödet, und sich mit der Gründung einer Regierung befassen konnte.

Der obengenannte Johann Kapodistrias (S. 31) schien den Vertragsmächten der beste Mann für eine solche; er war schon April 27 von den griechischen Häuptlingen zum Präsidenten auf 7 Jahre gewählt worden, weil unter ihnen selbst doch kein unverbrauchter Name übrig blieb, und wurde auch in Nauplia Jan. 1828 von allen Parteien als Retter empfangen. Allein nur zu bald offenbarte er die Gewohnheiten eines russischen Satrapen und schonte weder die gereizten Häuptlinge, noch die freiheitlichen Rechte und Bestrebungen der Gemeinden. Jene empfieng er mit der barschen Anrede: „Ich kenne euch, ihr seid alle Klephten (Räuber) und Lügner;" diesen drang er seine Kreaturen zu Behörden auf. Den Flottenführer Miaulis verstimmte er so tief, daß dieser die einzige Fregatte des Landes 13. Aug. 31 lieber verbrannte, als daß er sie den Russen ausgeliefert hätte. Als der Präsident den alten Mavromichalis in's Gefängniß werfen ließ und die Fürbitte von dessen 90jähriger Mutter, die 42 Glieder ihrer Familie im Kampfe verloren hatte, kalt abwies, nahmen ihre Enkel die Rache in die eigene Hand. Am 9. Okt. 31 ermordeten sie den Präsidenten auf dem

Kirchgang und wurden dafür, der eine sogleich getödtet, der andere nachher erschossen. Auch der Bruder des Ermordeten, Augustin Kapodistrias, vermochte die Herzen nicht zu gewinnen; er dankte ab April 32, und nun wurde, da der Prinz von Coburg, der Oheim der englischen Thronerbin, die Dornenkrone abgelehnt hatte, der bairische Prinz Otto zum König von Griechenland bestimmt.

Er war der Sohn jenes Dichters und Kunstfreunds, der bald für das alte, bald für das neue Rom schwärmte, gerade damals aber für Hellas die feurigste Liebe an den Tag legte. Der 18jährige Otto landete 30. Jan. 33 in Nauplia, begleitet von bairischen Truppen und einer Regentschaft, welche sich bemühte, in dem furchtbar verarmten Lande gesetzliche Zustände zu schaffen. Zur Hauptstadt wurde statt des geschickt gelegenen Nauplia das vielbesungene Athen erlesen, damals ein blutgetränkter Schutthaufen; bald war es leidlich aufgebaut und wurde durch Gründung einer Universität der Mittelpunkt eines neuen Geisteslebens im Osten. Es geschah Großes für den höheren Unterricht, für den Aufschwung der Schreib- und Redekunst und die Ausbildung der griechischen Sprache. Der König liebte seine Hellenen und that viel für ihre Hebung, wenn er auch weder geisteskräftig die Bösen zu schrecken noch, da er Katholik und kinderlos blieb, durch Gründung einer wirklichen orthodox-griechischen Dynastie die Volksgunst zu fesseln vermochte. Ein Militäraufstand drang ihm Sept. 1843 eine Konstitution auf, welche für das Volk zum Fluch ward, indem sie die Parteikämpfe nur heftiger machte. Otto hatte wenig Hilfe von den Gebildeten; statt die Hilfsquellen des Landes zu erschließen, rissen sie sich immer nur um Ministerstellen oder strebten sie nach Eroberungen in Thessalien und Kreta, duldeten aber ein unsinniges Steuersystem, welches das Land arm und die Staatskasse nicht reich machte. An der großen Staatsschuld war nichts heimgezahlt. Der lebenweckende Priester Kairi starb 1853 als Ketzer im Gefängniß. Als nun Italien frei und einig wurde, waren

die Griechen ihres ehrgeizlosen Fürsten müde, der mancherlei Leiden ohne Klage ertragen hatte. Er unterdrückte noch Febr. 62 einen von italienischen Agenten angeschürten Militäraufstand und begnadigte die Theilnehmer; während er aber im Okt. den Peloponnes bereiste, stiftete Bulgaris einen zweiten an, den er nicht mehr zu bekämpfen wagte; er verließ Griechenland, um 1867 in Baiern zu sterben.

Auf englischen Rath wählten nun die Griechen einen dänischen Prinzen, Georg I., der 1863 die Krone annahm und dem Volk die langersehnte Morgengabe einer Grenzerweiterung brachte. Die Briten hatten sich nämlich vergeblich angestrengt, die jonischen Inseln, welche sie seit 1815 inne hatten, durch Strenge oder Geldaufwand an sich zu ketten; je mehr das Nationalitätsprinzip in der Welt zu Ehren kam, desto lauter schrieen die Stimmführer der Jonier nach Vereinigung mit ihren griechischen Brüdern. So geschah ihnen endlich nach ihrem Willen, indem England die zu schönem Wohlstand gelangten sieben Inseln an Griechenland abtrat. Doch bald hatte der stete Geldmangel im neuen Staat die Jonier ernüchtert, und die Hellenen lernten nachgerade ihren vielgeschmähten Otto wieder ehren, obschon Georg I., der 1867 eine russische Prinzessin heirathete, bereits einen orthodox getauften Sprößling aufzuweisen hat. Als auf der Insel Kreta 1866 f. die Sphakioten aufstanden, um die türkische Herrschaft abzuschütteln, gestattete der junge König nicht nur Freischaaren, ihnen zu Hilfe zu eilen, sondern leerte selbst die Gefängnisse, um die Zahl der Abenteurer zu schwellen, was beim endlichen Scheitern der Erhebung dem Land nur eine Last arbeitsscheuer unnützer Hände auflud. Noch 1869 bedrohte das Räuberunwesen fast die Thore der Hauptstadt, und mit Ausnahme einer Eisenbahn, welche Athen mit seinem Hafen Piräus verband, suchte man umsonst nach Straßen. Dagegen fehlt es Georg nicht an Kabinetswechseln und skandalösen Ministerprozessen, wegen Verkaufs von Bischofstellen &c. In diesen und an-

dern wesentlichen Stücken hat das prosaische Serbien dem klassischen Hellas längst den Rang abgelaufen.

§ 6. Russisch-türkische Verwicklungen.

Der liebenswürdige Kaiser Alexander I., eine biegsame weibliche Seele, suchte nach Napoleons Sturz der Gründer einer neuen, wahrhaft christlichen Politik zu werden; er griff es aber damit ungeschickt an. So heruntergekommen die Finanzen seines unangreifbaren Landes waren, willigte er doch in keinerlei Verminderung des ungeheuren Heeres und drückte durch diesen Militärstaat bedrohlich auf seine Nachbarn. Im Innern ward eine Zeitlang durch Bibelverbreitung für die Bildung der Massen Manches gethan, auch durch Zulassung protestantischer Missionen und deutscher Auswanderer in die südlichen Gebiete einiges Licht geworfen. Die Aufhebung der Leibeigenschaft aber beschränkte sich auf die Ostseeprovinzen. — Dem unglücklichen Polen gab Alexander 1815 eine Verfassung, die freisinnig genug war, aber von einem absoluten Monarchen kaum ausgeführt werden konnte, wenn er nicht Rußland mit einer ähnlichen beglückte. Letzteres lag wirklich in des Kaisers Sinn; denn als er 1818 den ersten polnischen Reichstag eröffnete, hoffte er „mit Gottes Hilfe diese freien Einrichtungen auf alle seine Lande auszudehnen." Aber nun wurde sein Agent Kotzebue (S. 7) getödtet; und die südeuropäischen Revolutionen brachten ihm eine ungemessene Furcht vor dem Geist des Umsturzes bei, welche Metternich schlau ausbeutete. Die altrussische Partei erhob sich mit Macht und stürzte den aufgeklärten Cultminister Galizin. Von Freiheit war bald nirgends mehr die Rede, außer in den geheimen Gesellschaften, welche sich zumeist unter den Polen bildeten, einem Volk, das „nur im Aufstand lebt und sich begreift," 1823 aber auch unter russischen Offizieren, welche die Vereinigung der acht Slavenvölker anstrebten.

Als sich die Griechen erhoben, drängte die Armee zum

Krieg mit der Pforte; Metternich dagegen ließ den Kaiser in der griechischen Sache nur eine Schwindelei der Umsturzpartei sehen. Hin- und hergetrieben zwischen seiner Griechenliebe und der Revolutionsfurcht, schwankte der gute Fürst in seinen Entschließungen, wurde immer unstetiger und mißtrauischer, auch gegen die Bibelfreunde, suchte sich auf einer Reise in den Süden zu erholen und starb, gebrochenen Herzens, 1. Dez. 1825 in Taganrog.

Sein Bruder Konstantin, der ihm folgen sollte, hatte bereits im Stillen auf den Thron verzichtet, dem er sich nicht gewachsen fühlte, ohne daß der dritte Bruder, Nikolaus, darum wußte. Es folgte daher eine Zwischenregierung, bis Konstantin, der in Warschau als Generalissimus des polnischen Heeres saß, die Entsagung bestätigt hätte. Jetzt da sie eintraf und die Eidesleistung 26. Dez. vollzogen werden sollte, stellten die Verschworenen der Geheimbünde den Soldaten vor, Nikolaus sei ein Thronräuber, und veranlaßten sie zum Rufe: Es lebe Konstantin und die Konstitution! Mit dieser, vermutheten die verführten Soldaten, werde wohl Konstantins Frau gemeint sein. Die versammelten Regimenter standen fest gegen die anreitende Garde, die auch auf dem Glatteis ausglitt; einzelne Schüsse aus ihren Reihen streckten sogar treue Führer nieder, welche zur Pflicht zurückrufen wollten. Nur langsam rückte die Artillerie an; und schon gebot Nikolaus für die kaiserliche Familie Wagen zur Abfahrt zu rüsten, als endlich die Kugeln nachkamen und ihr Einschlagen die Meuterer zerstiebte. Oberst Pestel und 5 Andere büßten am Galgen, die übrigen „Dekabristen" wanderten nach Sibirien. Den heiligen Boden Rußlands von dieser „fremden Pest" der Freiheitsideen zu reinigen, schien hinfort des Kaisers Beruf; damit wurden die Keime von Freiheit und Menschlichkeit, die Alexander in jenen gelegt hatte, wieder zertreten.

Nikolaus I. (1825—55) war ein ganzer Mann und ein ganzer Russe. Von wechselnden Stimmungen unbeirrt, gedachte dieser geborne Herrscher möglichst gradaus

zu gehen, um das gesammte Land in allen seinen Theilen völlig zu russifiziren und es Einem Willen zu unterwerfen, dem des einzigen Reichsbeamten, dem er trauen zu können meinte. Diesen Willen wollte er aber auch in allen Weltfragen geltend machen. Der Türkei stellte er alsbald ein Ultimatum, daß sie die Donaufürstenthümer völlig räume und die seit dem Griechenaufstand in Konstantinopel festgehaltenen serbischen Geiseln loslasse, was auf der Stelle gewährt wurde. Indessen beschloß er im Verein mit England die Friedensvermittlung für Griechenland (4. April 1826), dem er ein Oberhaupt gab (S. 36), und übte sein Heer im Kampf gegen Persien, wo ihm Paskewitsch 1827 die Festung Eriwan eroberte und das große Reich bis zum Ararat ausdehnte. England that nichts für das schutzbefohlene Persien, außer daß es den Frieden zu Turkmantschai (Febr. 1828) vermittelte, der dem Kaiser bedeutende Geldentschädigung verschaffte. Sofort rüstete er sich unter dem Jubel seiner Russen gegen den türkischen Erbfeind.

Sultan Mahmud II. hatte durch die Erfolge des ägyptischen Vasallen belehrt, den Plan seines Oheims Selim III. wieder aufgenommen, durch ein europäischorganisirtes Heer die Widerstandskraft seines Reiches zu mehren. Das war kein gefahrloses Vornehmen, hatte doch Selim darüber 1808 Thron und Leben verloren, weil die Geistlichkeit sowohl als das privilegirte Heer der Janitscharen jede Neuerung argwöhnisch aufnahm. Diese zu beruhigen, führte Mahmud nichtchristliche, ägyptische Offiziere ein, sein Fußvolk zu disziplniren. Sobald aber die Einübungen begannen, brach der Aufruhr der Janitscharen los. Der Sultan folgte dem Beispiel des Nikolaus; er ließ 16. Juni 1826 Kanonen aufführen und die Rebellen mit Kartätschen niederstrecken. Die Kaserne der Janitscharen wurde verbrannt, ihre Körperschaft aufgehoben, das übrige Gesindel, da es sich durch Anlegung von Feuersbrünsten rächte, in Masse hingerichtet oder ausgewiesen. Civilisation einzuführen, wurde nun das Stichwort in Konstantinopel; doch begriff der Sul-

tan selbst den Kern derselben nicht von ferne, und wurde auch so schlecht bedient, daß die meisten Reformen doch nur in Schein ausliefen. Er wagte christliche Damen zu besuchen, seinen Kindern die Pocken einimpfen zu lassen, Wein zu trinken; aber der Abgabendruck, die Unsicherheit des Eigenthums und alle Mißbräuche muselmanischer Willkühr und türkischer Rohheit währten auch unter fränkischer Maske unvermindert fort, selbst in der Hauptstadt, wie vielmehr in den Provinzen.

Fast in einem Jahre hatte Mahmud sein Fußvolk vernichtet und durch den Schlag von Navarin (S. 35) seine Flotte eingebüßt. Die schlauen Russen rieben sich die Hände und betrieben in Akjerman Verhandlungen, in welchen sie ihre Forderungen beständig steigerten und zuletzt über Vertragsbruch klagten, worauf 26. April 1828 die russische Kriegserklärung folgte. Der erste Feldzug, von dem alten Wittgenstein geleitet, den aber die Gegenwart des Kaisers vielfach hemmte, entsprach nur gar nicht der Erwartung, die Europa vom russischen Heere hegte. Es erfocht im Kampf um die Donaufestungen unter schweren Verlusten etliche „Siege der Einäugigen über die Blinden," wie der große Fritz über russische Kriegserfolge in der Türkei zu witzeln pflegte; den bedeutendsten Gewinn, die Besetzung der Festung Warna verdankte es nur dem Verrath des Vertheidigers. — In Asien dagegen führte der kriegserfahrene Paskewitsch ein durch sorgfältigste Pflege an sich gekettetes kleines Heer, eroberte damit in kühnem Zug die Festung Kars (Juli), die Nadir Schah 1735 mit 100,000 Mann vergeblich belagert hatte, sofort auch Achalkalaki und Achalzik (Aug.), und wußte selbst im Winter Persien, das (Febr. 1829) durch einen Volksaufstand in Teheran und den Mord des russischen Gesandten hoch aufgeregt war, wieder zur Ruhe zu verweisen, indem er sogar mit dem Sturz der Dynastie drohte. Der Schah fügte sich; sein eigener Enkel eilte nach Petersburg, um für die Schmach des Gesandtenmords Abbitte zu thun.

Paskewitsch errang auch im zweiten Jahre die frühsten Erfolge. Er verstärkte seine Truppen mit Eingebornen, und durch einen merkwürdigen Vormarsch, den der Doppelsieg vom 1. Juli 1829 krönte, öffnete er sich den Weg nach Erzerum und Trapezunt, worauf ihn aber der überall entbrannte Kleinkrieg am weiteren Vorgehen hinderte. — Von der Donau rückte der Schlesier Diebitsch gegen den Großwesir Reschid Pascha vor, der den Balkanschlüssel, die Feste Schumla, vertheidigte, schlug ihn bei Kulewtscha 11. Juni, trat mit nur 18,000 Mann seinen Marsch über das Gebirge an, der ihm den Beinamen Sabalkanski eintrug, und zog 20. Aug. in Adrianopel ein. Zum Glück gieng ihm der Ruf von einer ungeheuren Heeresmacht voraus; der Sultan erschrack, da er seinen Truppen wegen des schleichenden Widerwillens gegen die neuen Waffen und Ordnungen nicht trauen konnte, und da nun Nikolaus seinen Schwiegervater in Berlin um einen guten Dienst bat, eilte der preußische General Müffling nach Konstantinopel und ließ den Sultan so milde Vertragsbedingungen hoffen, daß 14. Sept. der Friede von Adrianopel zu Stande kam. Rußland wurde mit 7 Mill. Dukaten und allerlei Handelsvortheilen, mit Abtretung der Ostküste des schwarzen Meers und der Donaumündungen entschädigt; die Donaufürstenthümer, auch Serbien, wurden noch unabhängiger, d. h. mehr unter Rußlands Protektorat gestellt; und Griechenlands Befreiung erhielt endlich die Zustimmung des Sultans. —

Die Türkei war so tief geschwächt, daß sie ohne durchgreifende Reformen dem Auflösungsprozeß verfallen schien. Solche Neuerungen betrieb der Sultan im Verein mit seinem Großwesir, dem ehemaligen georgischen Christenknaben Reschid Pascha, nach dem Maße ihrer Einsicht; europäische Tracht wurde eingeführt und auf Centralisirung des lose verbundenen Staats hingearbeitet. Reschid unterwarf auch mit List und Tapferkeit die aufrührerischen Arnauten und Bosnier 1831 f. Indessen

hatte der Aegypter mit seinen Reformen dem Sultan einen bedeutenden Vorsprung abgewonnen; daß für seine Kriegsdienste ihm Kreta und Cypern übergeben worden waren, befriedigte ihn nicht, er verlangte auch Syrien. Da ihn der Sultan damit abwies, führte Ibrahim Pascha seine „Taktiker" Okt. 1831 nach Palästina, erstürmte 1832 Akko und zog triumphirend in Damaskus ein. Ein erstes Türkenheer, das sich ihm bei Beilan entgegenstellte, wurde 27. Juli gesprengt; Reschid Pascha führte ein zweites bis Konieh, in Kleinasien, wo die Aegypter ihn gänzlich schlugen und gefangen nahmen 21. Dez. Schon lag diesen der Weg nach Konstantinopel offen, als — wer sollte es meinen? Nikolaus dem Sultan großmüthig zu Hilfe eilte und russische Truppen nach Skutari sandte, Konstantinopel zu decken. Da mußte Muhamed Ali das weitere Vordringen einstellen. Im Frieden von Kutahia 6. Mai 1833 erhielt er ganz Syrien, und Rußland wurde 8. Juli durch den Vertrag von Unkiar Skelessi belohnt, der ein Schutzbündniß mit der Pforte aufrichtete und die Dardanellen jedem fremden Kriegsschiff verschloß. Damit war das schwarze Meer ein russischer Binnensee geworden.

Indessen brannte Mahmud von Rachedurst gegen den siegreichen Vasallen, der seinerseits die Küsten des rothen Meers bis gen Aden hin unterwarf (wo die Engländer 1839 sich zum Schutz des Dampferverkehrs mit Indien festsetzten), dann auch Ostarabien bedrohte. Dieser Muhammed Ali mit seinen drückenden Monopolen und seinem Allerweltshandel wurde denn doch den Engländern unbequem. Daher schloßen sie 1838 einen Handelsvertrag mit der Pforte, wornach im ganzen türkischen Reich das Monopolsystem aufhören und freie Ausfuhr stattfinden sollte, also auch in Ägypten und Syrien. Der Vicekönig zögerte mit der Annahme dieser Bestimmungen und wurde dafür voreilig vom Sultan für einen Hochverräther erklärt und aller Würden entsetzt. Ein türkisches Heer rückte in Syrien ein, begleitet von einem preußischen Hauptmann, dem genialen Moltke, dessen Rath lei-

der nicht beachtet wurde. Ibrahim zermalmte es bei Nisib 24. Juni 1839 und konnte wieder gegen Konstantinopel vorrücken, wo der dem Trunk verfallene Mahmud II. im Sterben lag († 30. Juni) und sein Kapudan Pascha die ganze Flotte dem Ägypter auslieferte. — Dem 16jährigen Sultan Abdul Medschid (1839—61) griffen jedoch die Großmächte unter die Arme, vor allen England, das die Türkei nicht tiefer sinken lassen durfte, daß sie nicht Rußlands Beute werde. Und da Frankreich dennoch den Ägypter sichtlich befreundete, schloßen die vier übrigen Mächte 15. Juli 1840 den Quadrupelvertrag, welcher dem Ägypter, wenn er sich unterwarf, die Erblichkeit des Paschaliks und einen Theil von Syrien zusicherte. Wie er darauf nicht eingieng und auch der französische Minister Thiers zum Kriege rüstete, um etwa die Rheingrenze oder die Balearen zu erhaschen, segelte eine englischösterreichische Flotte in den Osten, erstürmte Akko und Beirut, bombardirte Alexandria und nöthigte den Vicekönig, Syrien, Arabien und Kreta zu räumen, und gegen Zurückgabe der türkischen Flotte, sich mit der Erblichkeit des ägyptischen Unterthrones zu begnügen. Muhammed Ali starb 80jährig 1849.

Auch von Serbien (S. 31) mag hier gleich weiter die Rede sein. Mit großer Schlauheit regierte dort der Kniäs Milosch Obrenowitsch, indem er die türkische Oberherrschaft sich gefallen ließ und der Theilnahme am griechischen Aufstand geschickt auswich. In der Kirche von Kragujewatz versammelte er Jan. 1827 die Skupschtina (Stände) des Volks und verkündigte ihnen etwas, das einer Konstitution gleich sah, also Gleichheit vor dem Gesetz, Handels-, Religionsfreiheit ꝛc. Unter der letzteren verstand man übrigens im Lande selbst nur das neue Vorrecht, Glocken zu besitzen und zu läuten, verbunden mit dem wesentlicheren, keine griechischen Bischöfe mehr zu haben, sondern blos serbische. Dieser wilde Bauer und Hirt machte sich nun mit den europäischen Zuständen bekannt, indem er sich alles Mögliche vorlesen ließ ꝛc. wäh-

rend er zugleich seine unruhigen Serben genau überwachte, despotisch regierte, und alle Verschwörungen mit List oder Gewalt vereitelte, nebenbei auch das Schätzesammeln nicht vergaß, wie er z. B. die Steuern in östreichischer Münze erhob, alle Zahlungen aber in türkischer leistete. Dabei lebte er höchst einfach, wie denn seine Gemahlin das Essen immer selbst auftrug. — Als dann der Friede von Adrianopel ihm noch weiter Luft schaffte, ließ er es sich etwas Geld in Konstantinopel kosten, (wo dasselbe eben rar geworden war) um damit einen Hattischerif auszuwirken, der ihn zum erblichen Kniäs der Serben ernannte Sept. 1830. Mit dem Patriarchen von Konstantinopel schloß er 1832 ein Konkordat ab, welches gegen eine jährliche Abgabe die Ernennung der Bischöfe dem Fürsten überließ. Später 1838 nöthigte man ihn zur Ertheilung einer Konstitution, wobei Rußland verlangte, daß er einen Senat einsetze, der sodann den thätigen Fürsten zum Nichtsthun verdammte. Im Aerger darüber dankte dieser 1839 zu Gunsten seines Sohnes ab und verließ das Land. Sein Sohn Michael regierte möglichst verfassungstreu, wurde jedoch von einem Sohn des schwarzen Georg 1842 gestürzt. Auch dieser schwache Alexander konnte es der Nation und Rußland nicht recht machen; da er keine Skupschtina berief, wurde er abgesetzt und der greise Milosch 1858 wieder gewählt († 1860). Seither sucht die Familie Obrenowitsch mit kluger Berechnung aller Umstände sich zwischen den Nachbarstaaten durchzuwinden.

§ 7. Englands innere Entwicklung.

Wir kehren in den Westen zurück und wenden uns dem Lande zu, welches allein ohne Wechselfälle den 20jährigen Kampf mit Frankreich durchgeführt, und durch seine Hilfsgelder und seinen Feldherrn Wellington so wesentlich zu dessen glücklichem Abschluß beigetragen hatte, daß Europa ihm zu besonderem Danke verpflichtet war, zu Großbritannien, das mittlerweile seine Handelsherrschaft auf allen Meeren befestigt und weiter entwickelt

hatte. Es war auch aus einem Krieg mit Nordamerika (1812—14), den seine Anmaßungen in Sachen des Rechts fremde Schiffe auf offener See anzuhalten und zu visitiren, hervorgerufen hatten, wenn nicht gerade rühmlich, doch ungeschädigt hervorgegangen. Zwar fehlte es auch hier nicht an großen Nothständen, mußte man doch 1815 die ungeheure Staatsschuld von 814 Mill. Pf. St. verzinsen; setzte doch die Ausdehnung des Fabrikbetriebs bei jeder Handelsstockung große Menschenmassen plötzlich bitterem Elend aus, war doch die Aristokratie, welche den Landbesitz und die Vertretung auch im Unterhaus inne hatte, allen wichtigeren Reformen entschieden abgeneigt, seufzten doch die Katholiken Irlands unter einer stiefmütterlichen Behandlung! Aber durch die Tüchtigkeit seiner protestantischen Bevölkerung ward das Reich vor jenen heftigen Ausbrüchen und schroffen Wechseln bewahrt, welche romanische und morgenländische Nationen heimsuchen. Männer wie Wilberforce († 1833) hatten auch in höheren Kreisen dem praktischen Christenthum Eingang verschafft und gezeigt, wie durch Geduld und Weisheit im Wohlthun auch tiefe Schäden, z. B. der Sklavenhandel (1807), die Verheidnischung der Briten in Indien (1814), wirksam bekämpft werden können.

Revolutionäre wühlten wohl auch in England; sie veranstalteten 1819 eine Massenversammlung in Manchester, welche nach Abschaffung der Korngesetze und Einführung gleicher Vertretung schrie, und nicht ohne Blutvergießen durch Husaren gesprengt wurde. Ein gewisser Thistlewood wollte 1820 die Minister ermorden, wurde aber nebst vier Mitverschworenen gehenkt. Weit gefährlicher für die Monarchie war die Schmach, welche über die Königsfamilie hereinbrach. Der wohlmeinende, hartnäckige, zuletzt wahnsinnige und blinde Georg III. (1760 — 1820) war kaum gestorben, als sein Sohn Georg IV., ein vollendeter Wüstling und falscher Spieler, wünschte, seine Minister sollten die Scheidung von seiner Gemahlin durchsetzen. Diese, Karoline von Braunschweig,

hatte ihm eine Tochter geboren, welche der Liebling des Volkes wurde, aber 1816 mit dem Prinzen Leopold von Koburg vermählt, schon im ersten Wochenbette starb. Die Mutter, von ihrem Gatten gehaßt und gemieden, später auch von ihrer Tochter getrennt, trieb sich ohne Rücksicht auf Anstandsregeln ziemlich ungebunden in fremden Ländern herum, überall von Spionen bewacht, erfuhr den Tod ihrer Tochter und den Regierungsantritt ihres Gemahls nur durch die Zeitungen, kehrte aber jetzt unter allgemeinem Jubel nach London zurück. Georg klagte sie 1820 vor dem Oberhaus des Ehebruchs an und verlangte, daß sie des Titels einer Königin verlustig erklärt werde. Was auch die Spione und Zeugen verdächtigendes vorbrachten, das Volk feierte sie hoch, um dem Könige seine tiefe Verachtung zu bezeugen; und auch die Minister fanden schon das Oberhaus so getheilter Ansicht, daß sie die Klage gegen Karoline fallen ließen. Wäre dieselbe vor's Unterhaus gekommen, so hätte die Beschuldigte das ganze Schandleben ihres Gemahls enthüllt. Doch ward sie, weil nicht freigesprochen, in keines ihrer Rechte eingesetzt, und als sie 16. Juli 1821 zur Krönung des Königs in die Westminsterkirche eindringen wollte, wies man sie an der Thüre zurück. Sie erlag diesen Aufregungen 7. Aug. 1821, und noch ihr Leichenbegängniß (da der Sarg nach Braunschweig abgeführt wurde) gab Anlaß zu einem blutigen Zusammenstoß mit der Garde.

Von diesem demüthigenden Schauspiel im Innern wandten sich die Blicke des Volks erst ab, als nach dem Selbstmord Castlereaghs (12. Aug. 1822) der beredte, glänzend begabte Canning die Führung der auswärtigen Angelegenheiten übernahm. Hatte sein Vorgänger noch vielfach auf Metternichs Orakelsprüche gehört, so stellte Canning nun den Grundsatz auf, jedes Volk habe seine innern Angelegenheiten selbst zu ordnen, nach eigenem Geschmack und unbehindert von Interventionen der Nachbarn. In diesem Sinne handelte er gegen Griechenland, Portugal, Südamerika, und die Freiheitslustigen aller

Länder jauchzten dem neuerstehenden England zu. Metternich klagte: „Canning ist zwar kein Brandstifter, aber wo ein Feuer ausbricht, stellt er sich zwischen den Brand und die Spritzen." Als er aufgerieben von Anstrengungen 8. Aug. 1827 verschied, fühlte eine halbe Welt den Verlust. Seine Zeit ist noch besonders denkwürdig durch die Vollendung der ersten mit Dampfmaschinen befahrenen Eisenbahn, 1825, und den Aufschwung, den alle Industrien durch neue Erfindungen gewannen.

Canning hatte die Frage der Katholikenemanzipation, die soviel bedeutete, als Irland mit England in allen Rechten gleich zu stellen, eifrigst vorbereitet. Schon im Kriege mit Nordamerika war den Iren manche Erleichterung und 1782 sogar ein eigenes, freilich nur von Protestanten beschicktes Parlament verwilligt worden, das 1793 den Katholiken den Zutritt in viele Aemter und Rechte eröffnete. Nun aber gährte es erst recht in diesem leidenschaftlichen Volke, das allerlei Elend mit Heiterkeit, aber kein Glück mit Maß zu ertragen weiß. Verrätherische Verbindungen wurden mit Frankreich angesponnen, und Pitt unterdrückte 1798 die drohende Empörung nicht ohne Blutvergießen. Darnach gewann er das irische Parlament, seine Separatexistenz aufzugeben, indem es die legislative Union mit Großbritannien 1800 aussprach; damit war Irland nun wie Schottland gestellt, d. h. seine Vertreter saßen mit im englischen Parlament. Er wollte nun auch die übrigen Rechtsungleichheiten der Katholiken aufheben, scheiterte aber an den Gewissensscrupeln Georgs III., und schied darum 1801 aus dem Ministerium. Im Verlauf der Zeit war das Unterhaus den Katholiken günstig gestimmt worden, nur das Oberhaus und der König widerstrebten noch ihrer völligen Emanzipation. Da trat der Agitator Daniel Oconnell (1774—1847) auf den Plan und vereinte alle katholischen Kräfte zum Ansturm gegen die Bedenklichkeiten der englischen Großen. Die Priester halfen einerseits bei allen Wahlen, die Regierungskandidaten durchfallen zu lassen,

andrerseits beruhigten sie die Machthaber, indem sie 1826 in einer Synode der irischen Bischöfe die Macht des Papstes als sehr ungefährlich darstellten: derselbe sei weder unfehlbar, noch berechtigt, Fürsten abzusetzen, unchristlich sei es, jemand als Ketzer zu tödten. Was Canning nicht gelang, führte Wellington durch. Es hatte nämlich Oconnell gewagt, sich selbst 1828 in's Parlament wählen zu lassen; er versuchte aber nicht in dasselbe einzutreten, sondern bewegte die grüne Insel im Innersten durch eine Reihe von Massenversammlungen, die sein Zauberwort bald zur Wuth anspornte, bald wieder zügelte. Um den Bürgerkrieg zu vermeiden, nöthigte der „eiserne" Herzog das Oberhaus und den König, 13. April 1829 die Emanzipationsbill anzunehmen. Dadurch wurde das Parlament den Katholiken geöffnet, ebenso stand ihnen hinfort der Zutritt zu allen außer ein paar höchsten Aemtern frei. Die Fehden aber zwischen Katholiken und Protestanten, die Ermordungen der Gutsherren, die Verschwörungen und Wühlereien haben bis auf diesen Tag im armen Erin noch nicht aufgehört; und im Parlament haben die von den Priestern abhängigen irischen Stimmen schon oft den Ausschlag gegeben. Oconnell fuhr fort, seine trägen Iren, statt zur Arbeit, zu immer neuen Anläufen, wie zum Erkämpfen des repeal (Widerrufs) der Union aufzuregen, bis eine große Hungersnoth in Folge der Kartoffelfäule 1846 Einhalt gebot und eine Million Irländer zur Auswanderung nach Amerika bewog.

Eine andere Neuerung war die Parlamentsreform. Kleine herabgesunkene Flecken mit 3—4 Wählern hatten noch immer das Recht, Vertreter in's Parlament zu schicken, während große Städte unvertreten blieben; die Folge war, daß der Adel seinen Söhnen in jenen Orten Parlamentssitze erkaufte, und die Stimme des Mittelstandes auch im Unterhause sich nicht nach Gebühr hörbar machen konnte. Als der ehrliche Seemann Wilhelm IV. 26 Juni 1830 seinem Bruder auf dem Thron nachfolgte, mußte ein neues Parlament gewählt werden, das unter

dem Einfluß der Julirevolution (§ 8) bedeutend freisinniger ausfiel als das letzte. Dennoch widersetzte sich Wellington jedem Antrag auf Einführung von Reformen in einer so aufgewühlten Zeit, und sprach sein Bedauern aus über die ungerechtfertigten Empörungen in Belgien und anderswo. Der allgemeine Unwille nöthigte ihn abzutreten, nachdem das aufgeregte Volk ihm die Fenster eingeworfen hatte, und die Whigs übernahmen (Nov.) die Leitung der Geschäfte. Doch mußte auch das nächstgewählte Parlament entlassen werden, ehe Lord Russell's Reformbill durchdrang (21. Sept. 1831). Trotz wiederholter Ausbrüche der Volkswuth beharrte aber das Oberhaus noch immer auf seinem Widerstand; erst als Wellington Mai 1832 den vergeblichen Versuch wagte, die Regierung zu übernehmen, wofür selbst der König mit Steinwürfen bedacht wurde, zeigte sich, daß der Volkswille durchgehen müsse. Wilhelm ertheilte den Whigministern die Vollmacht, so viele neue Pairs zu ernennen als nöthig wären, im Oberhaus zu siegen, und nachdem dadurch der Widerstand der Tories gebrochen war, wurde die Reformbill (Juli 1832) zum Gesetz. Plätzen, die keine 2000 Einwohner hatten, wurde hinfort das Wahlrecht entzogen, allen Städten von 4000 Einwohnern ein Vertreter, denen von mehr als 20,000 je zwei Vertreter zugestanden. Wähler aber ward, wer mindestens 10 Pf. St. Steuern zahlte.

Wenn hiemit die Mittelklassen befriedigt waren, so erhoben sich doch bald andere Stimmen, deren Forderungen um ein gutes weiter giengen. Es bildete sich die Partei der Chartisten, zu denen auch Oconnell hielt, welche für die Arbeiterbevölkerung neue, ausgedehnte Rechte in Anspruch nahm, wie allgemeines Stimmrecht, geheime Abstimmung, jährliche Parlamente, Taggelder für ihre Mitglieder, Steuerreform; das und mehr sollte die Volkscharte bieten. Doch verwarf der bessere Theil der Nation solche unabsehbare Neuerungen, nur daß im Verlauf der Zeit die Theilnahme an den Wahlen immer neuen Volks-

3*

klassen eingeräumt und von einsichtigen Ministern wie Rob. Peel († 1850) die möglichst gleiche Vertheilung der Staatslasten durch Einführung einer Einkommenssteuer 1842, Aufhebung des Verbots von fremdem Korn 1846 angestrebt wurde. Die geheime Abstimmung wurde 1872 zum Gesetz erhoben; Juden sitzen s. 1858 im Parlament.

Eine große Maßregel war die Abschaffung der Sklaverei in allen britischen Kolonien, die am 1. Aug. 1834 angekündigt, 1838 vollendet wurde. Die Entschädigung von 20 Mill. Pf., welche man den Pflanzern gab, zeigte, daß das englische Volk, dem man schon nachgesagt hat, es denke blos an sich und gehe in den Fragen nach corn und cotton (Baumwolle) auf, doch auch für höhere Interessen eine tiefe Empfänglichkeit besitzt. Mit diesem raschen Schritt war den Negern Westindiens der Aufschwung zu einer menschenwürdigen Existenz möglich gemacht, und eine alte Schuld aus den Tagen des Mercantilsystems getilgt; nur schädigte er den Wohlstand der Kolonieen ,weil man die Neger für die Freiheit nicht erzogen hatte. Fortwährend unterhielt England ein Geschwader von Kreuzern an der afrikanischen Küste, um die Negerausfuhr zu verhindern; aufgefangene Negersklaven aber wurden nach Sierra Leone gebracht, daselbst erzogen und christianisirt, und der rechtliche Handelsverkehr mit Afrika in jeder Weise, auch durch Befahrung des Niger, gepflegt und ausgedehnt. Graf Shaftesbury verbesserte s. 1833 das Loos der vernachläßigten Fabrikarbeiter, regelte die Verwendung der Frauen und Kinder, sammelte die arme Jugend in Lumpenschulen und arbeitete in allerlei Weise der inneren Mission wirksam vor. Auf allgemeinen Schulunterricht aber wird erst s. 1870 losgesteuert.

Am 20. Juni 1837 starb Wilhelm IV., und seine Nichte Victoria bestieg den Thron Großbritanniens; zu ihrem Gatten und geheimen Rathgeber wählte sie den klugen Prinzen Albert von Koburg († 1861), der ihre

Ehe zu einer auch für England glücklichen machte. Von ihm gieng der Gedanke aus, in einem temporären Palast von Glas und Eisen ein lebendiges Bild von der Entwicklung zu geben, zu welcher die Arbeit der gesammten Menschheit gelangt ist. Auf einer Weltausstellung konnten 1851 die Völker sehen, wie viel sie noch von einander zu lernen haben. Von dem Land der Kohlen und des Eisens, der Kapitalien und Industrien, strömten nun mächtige Einflüsse auf Europa aus: der Freihandel (Aufgeben des Zollschutzes), Gewerbefreiheit und Freizügigkeit, Beseitigung der Zinsbeschränkungen und der Schuldhaft, das Recht der Koalition bis auf die Arbeitseinstellung hinaus. Damit wurden allerhand Menschenkräfte entfesselt und die Hervorbringung wie der Austausch aller Lebensbedürfnisse auf eine ungeahnte Höhe gesteigert.

§ 8. Die letzten Bourbonen.

Zwei Bourbonen, den Brüdern Ludwigs XVI., war es noch beschieden, den Thron des unruhigen Frankreichs zu besteigen. Der erste hieß Ludwig XVIII. der schon durch seine Namenswahl viele Revolutionäre verletzte, weil dieselbe das Andenken an seinen in der Gefangenschaft verkommenen Neffen, als den XVII. seines Namens, wachrief. Etwas anderes, was den Republikanern und der Armee wehthat, war seine natürliche Vorliebe für das weiße Banner seines Geschlechts mit den Lilien drauf, während sie sich an die Fahne der Revolution, die dreifarbige, hielten und auch die „Adler" des großen Kaisers vermißten, als ob diese noch nicht genug Fleisch gefressen hätten. Der König selbst war ein kluger und gemäßigter Mann, der die Bequemlichkeit liebte, aber es sehr schwer fand, zwischen den aufgeregten Parteien sicher hindurchzusteuern. Er hatte dem Volk eine Verfassung, die Charte, gegeben, welche freilich wie anderes Papier, sich biegen und drehen, d. h. von jeder Partei anders auslegen und zu ihrem Vortheil ausbeuten ließ. So wurde denn ungemein viel hin und her gestritten, in den

Kammern, wie man die beiden das Reich vertretenden Körperschaften nannte, und in der Presse, aber auch in den geheimen und öffentlichen Versammlungen und Vereinen der Hauptstadt; und immer bezog sich der Streit, wenn man die Leute hörte, auf das Recht, wie sie's verstanden, auf die Freiheit, die sie meinten, beim Lichte besehen aber auf den Besitz der Macht. Und die Centralisation, welche Napolen eingeführt, wonach die Provinz Nichts, Paris Alles war, bestand leider fort, daher das schöne Ungeheuer, die Hauptstadt, alle Kräfte des Guten wie des Bösen aufsog und damit zugleich der Ruhm und der Ruin des Landes wurde.

Nach der Rückkehr von Gent 8. Juli 1815 vermochte der König die milde, versöhnliche Art des ersten Jahrs nicht einzuhalten; denn die Royalisten und Ultras, an deren Spitze sein Bruder stand, glühten nach Bestrafung aller Anhänger Napoleons. Damals rächten sich die Marseiller blutig an ihren Feinden, und in protestantischen Gegenden wie in und um Nismes wurden die Nachkommen der Hugenotten monatelang mit Morden und Martern verfolgt, ja etliche gekreuzigt; einen Marschall Brune in Avignon, einen General Ramel in Toulouse durfte der katholische Pöbel erschlagen, ohne daß irgend jemand Einhalt that. Die damals gewählte Kammer war so royalistisch, daß der gemäßigte Minister Herzog von Richelieu, der nach der Hinrichtung Ney's Gnade über die Bonapartisten ergehen lassen wollte, sie auflösen mußte (Sept. 1816). Die neue Kammer trat gemäßigter auf, und ein neues Wahlgesetz brachte immer mehr Leute des liberal gesinnten Mittelstandes in die Volksvertretung. Das machte dem Minister etwas bange, und nachdem er auf dem Congreß in Aachen (Okt. 1818) es durchgesetzt hatte, daß die fremden Truppen, welche noch immer den Bourbonenthron stützten, schon jetzt abzogen, legte er seinen Posten nieder. Der Minister Decazes, des Königs erklärter Liebling, regierte nun immer freisinniger, er rief 31 der Königsmörder aus der Verban-

nung zurück, gewährte Preßfreiheit und that den Liberalen viel zu Gefallen.

Da entschloß sich ein Sattlergeselle Louvel, den Stammhalter der Bourbonenfamilie, des Königs Neffen zu ermorden, weil auf diesem alle Hoffnung einer fortgesetzten Thronfolge ruhte. In einer geheimen Gesellschaft, wie sich damals einige (unter dem Einfluß der spanischen Revolution S. 21) bildeten, hatte er diesen bittern Haß gegen die Königsfamilie eingesogen. Als der Herzog von Berry 13. Febr. 1820 seine Gemahlin aus der Oper zum Wagen führte, stieß ihm Louvel einen Dolch in die Brust. Der Getroffene rief: Ich bin ein Mann des Todes! und seine Gemahlin, die auf ihn zustürzte, wurde vom Blute des Gatten überströmt. Der Thäter ward ergriffen, die Vorstellung aber ließ man fortdauern, um Unruhen zu verhüten; so begleitete Balletmusik den Todeskampf des Sterbenden. Dieser beschwor noch seine verzweifelnde Gemahlin, um des Kindes willen, das sie trage, sich zu schonen, bat den greisen König um Begnadigung des Mörders und verschied, als der Morgen graute. Louvel ward hingerichtet, im September aber gebar die Herzogin von Berry den Herzog von Bordeaux, Graf von Chambord, noch jetzt Heinrich V. von den Royalisten genannt. — Der Vater des Ermordeten aber drang in seinen Bruder, von der betretenen Unglücksbahn umzulenken. Es geschah: Decazes wurde entlassen und Richelieu regierte in strenger monarchischem Geiste. Das hatte aber nur zur Folge, daß sich die Revolutionsschwärmer ärger als je erhitzten, das „Wunderkind" der Dynastie für unterschoben erklärten, und sich auf Geheimbünde legten. Als die Kunde von Napoleons Tod (5. Mai 21) nach Frankreich kam, begann der Kultus dieses Halbgotts zur Mode zu werden. Ueberall sang man Bertrands Abschied und Berangers Kaiserlieder, bedauerte den modernen Prometheus, schimpfte unsäglich über seinen gewissenhaften Kerkermeister, verkehrte die ganze Geschichte der letzten 30 Jahre und leitete damit

das Urtheil der Menge irre jenseits — und diesseits des Rheins.

Es ward immer deutlicher: die Franzosen zu regieren, erforderte ein ganz besonderes Geschick. Ein klarer Finanzkopf, Graf Villele, trat Dez. 21 an die Spitze eines neuen Ministeriums und suchte auch durch die Beihilfe der französischen Geistlichkeit den fast erstorbenen kirchlichen Sinn in den Massen neu zu beleben, was natürlich auf die Royalisten neuen Hohn wälzte. Daß z. B. Marschall Soult bei einer Prozession eine Kerze trug, hat man ihm Zeitlebens nicht verziehen. Als die spanische Revolution immer mehr Verschwörungen im Heere und bei den Republikanern hervorrief — auch Leute wie der alte nie gewitzigte Lafayette (III, 514) ließen sich darauf ein — entschloß sich die Regierung, über die Pyrenäen zu ziehen (S. 22), ein Unternehmen, das mit glücklichem Erfolg gekrönt wurde. Doch kannte nun der Triumph der Royalisten keine Grenzen, daher Ludwig XVIII. von banger Ahnung gequält, 16. Sept. 24 dahin schied, den Bruder warnend: „Vergiß nicht, daß du die Krone für deinen Sohn und Enkel zu bewahren hast!"

Dieser Bruder, Karl X. (1824—30), schon 67 Jahre alt, ließ sich Mai 1825 in Reims mit allem mittelalterlichen Prunke krönen und wünschte zuvörderst der Geistlichkeit ihr früheres Ansehen wieder zu geben. Das ermuthigte allenthalben zu Bestrebungen, welche, wie die höflichen Gegner sich ausdrückten „die Gleichgültigkeit Frankreichs folterten," wie die unhöflichen schrieen, eine Kapuzinerregierung einzuführen drohten. Villele setzte durch, daß die Emigranten für ihre Verluste durch 1000 Mill. Fcs. entschädigt wurden (14 von diesen erhielt der Herzog von Orleans, Lafayette fast ½ Mill. ꝛc.); er setzte durch, daß alle Kirchenfrevel strenger als bisher bestraft werden sollten, daß auch wieder Frauenklöster errichtet werden durften; sogar die Jesuiten stellten sich wieder ein. Damit war viel gewagt. Als Karl 27. April 1827 die Nationalgarde Revue passiren ließ,

erscholl statt des üblichen Lebehochs der Ruf: Nieder mit den Ministern! Nieder mit den Jesuiten! Dafür wurde die Nationalgarde aufgelöst und die kaum erst aufgehobene Censur wieder eingeführt. Doch hatte sich der umsichtige Minister in diesen Kämpfen abgenützt, und da Karl ihn nicht gerade festhielt, trat er 1828 ab.

Der König versuchte es mit dem wohlwollenden Martignac, dessen Schaukelsystem aber am Ende niemand befriedigte. Da kam er auf seine erste Liebe zurück, den Gefährten seiner Verbannung, Fürst Polignac, einen dem Könige geistesverwandten, starrköpfigen Ultra. Verhängnißvoll war, daß auch der Kriegsminister in dieser neuen Regierung vom 8. Aug. 29 einen allgemein verhaßten Namen trug: Graf Bourmont, der kurz vor Waterloo das napoleonische Heer verlassen hatte und darum bei den Soldaten als Ausreißer übel angeschrieben war. Die Revolutionären jubelten, daß der König durch diese Wahl jedem Versuch, sich beliebt zu machen, entsagt, ja sogar offen geäußert hatte: „Keine Zugeständnisse mehr!" Rüstete er sich auf einen Staatsstreich, so bearbeiteten sie ihrerseits mit allem Eifer das ganze Land, theils in geheimen Gesellschaften, theils durch Aufforderungen zur Steuerverweigerung. Die Zeitung, welche der gewandte Journalist Thiers herausgab, deutete bereits an, es werde mit der französischen Freiheit gehen wie mit der englischen; auf Jakob II. folgte dort ein Oranien, auch in Frankreich werde sich ein Mann finden, der bessere Bürgschaft für die Heilighaltung der Verfassung biete — wer anders als der Herzog von Orleans!

Als der König 2. März 1830 die Kammern eröffnete und mit Niederhalten strafbarer Umtriebe drohte, war seine Erregung so groß, daß ihm der Hut entfiel; und der Umstand, daß Orleans gerade diesen wieder aufhob, galt für ein merkwürdiges Vorzeichen. Die Mehrheit der Kammer drückte ihr Bedauern aus, daß die Regierung den Volkswünschen nicht entspreche; dafür wurde sie auf-

gehoben und eine Neuwahl angeordnet. Um diese in königlichem Sinne ausfallen zu lassen, suchte Karl erst etwas Kriegsruhm zu gewinnen. Der Dei von Algier hatte Apr. 1827 dem französischen Consul wegen derber Gegenrede den Fliegenwedel in's Gesicht geschlagen, dafür sollte er gezüchtigt und das Unwesen der Barbareskenstaaten beseitigt werden. Dieß war ein zeitgemäßer Gedanke; seit Lord Exmouth 1816 Algier bombardirt hatte, war dieses Raubnest wieder zu maßloser Unverschämtheit erstarkt. Bourmont zog mit einem Heer nach Nordafrika, eroberte 5. Juli 30 mit überraschender Schnelligkeit das reiche Algier, dessen Schätze allen Aufwand des Kriegszugs ersetzten, und nöthigte auch die benachbarten Raubstaaten, hinfort aller Beeinträchtigung christlicher Schiffe zu entsagen. Sonst hätte solcher Siegesglanz die Franzosen berauscht; die Revolutionären aber hatten sich dießmal im Voraus dagegen gepanzert, hatten bei den Wahlen fleißig gewühlt und siehe da — die neue Kammer fiel noch weniger königisch aus als die letzte. Es war ein ungeheurer Jubel bei den Liberalen aller Länder.

Am 26. Juli fanden die Pariser beim Erwachen fünf Ordonnanzen (Verfügungen) im Moniteur, in welchen die noch nicht zusammengetretene Kammer aufgelöst, eine neue Wahl nach einem neuerfundenen Wahlgesetz ausgeschrieben, und die Preßfreiheit noch mehr beschränkt wurde. In der Charte befand sich nämlich ein Artikel, welcher den König ermächtigte, durch Ordonnanzen für die Bedürfnisse der Verwaltung zu sorgen; und er konnte sich wohl sagen, da seine Gegner ihm das Regieren fast unmöglich machten, sei er berechtigt, auf dieses Mittel zurückzugreifen. Aber damit war doch die Verfassung confiscirt. Karl wußte, daß ein ernster Kampf bevorstehe, er war entschlossen, die bedrohte Monarchie zu retten; thörichter Weise sorgte er aber kaum für eine tüchtige Vertheidigung, indem der Marschall Marmont kaum 8,000 Mann in Paris beisammen hatte, ja nicht einmal in das Geheim-

niß der Ordonnanzen eingeweiht war. Die h. Jungfrau, die Polignac im Traum zurief: Vollbringe dein Werk! soll ihn zu solchem Dreinfahren begeistert haben.

§ 9. Die Julirevolution.

Während der König in St. Cloud getrost auf die Jagd gieng, versammelten sich in Paris die Journalisten, Thiers 2c., um eine Protestation aufzusetzen; von Aufstand wurde dabei wohl geredet, der Gedanke aber bekämpft. Am 27. Juli jedoch, da die Polizei die Druckereien der protestirenden Zeitungen versiegelte, begannen die entlassenen Arbeiter die Gährung auf den Straßen weiter zu verbreiten, bis endlich der Pöbel den Patrouillen so hartnäckig widerstand, daß eine schoß und einen Mann umbrachte. Am Abend entbrannte schon da und dort ein kleines Gefecht; die Waffenläden wurden ausgeplündert und etliche Barrikaden erbaut; schon trug auch ein Mann stillschweigend eine Tricolore an der Seine hin und viele weinten beim Anblick der längst vermißten Farben. Die Phantasie der Menge war so aufgeregt, daß vielfach der Generalmarsch geschlagen, die Glocken zum Sturm geläutet und die Laternen zertrümmert wurden. Nationalgardisten, Studenten, Polytechniker, bonapartische Offiziere regten die Volkshaufen weiter an und betrieben den Barrikadenbau; die abenteuerliche Rauflust begeisterte schon auch ruhige Bürger. Doch erst in der Frühe des 28. entspann sich der gräßliche Straßenkampf; man würgte sich unter Scherzen und Witzworten, Kinder und Weiber verrichteten Helden- und Greuelthaten; Ziegel und Schornsteine wurden auf die Soldaten geworfen, siedendes Wasser und Vitriolöl aus den Fenstern gegossen. „Nieder mit den Bourbonen!" war bereits der Schlachtruf geworden, nachdem man gestern noch mit einem Ministerwechsel befriedigt gewesen wäre. Hatten die Truppen eine Barrikade genommen, gleich schloß sie sich wieder hinter ihnen; an dem heißen Tage ohne Lebensmittel und Erfrischungen gelassen, verfielen sie in eine klägliche

Stimmung; immer mehr beschränkten sie sich darauf, das Stadthaus und die Tuilerien zu vertheidigen. Vorstellungen, die man dem Könige machte, blieben unbeachtet. — Am 29. starrte die Stadt von zahllosen Barrikaden; die matten Truppen wankten in ihrer Treue; Artillerie zu gebrauchen, wagte selbst Marmont nicht, gab vielmehr alles verloren. Offiziere zerbrachen ihre Degen oder warfen ihre Uniform ab. Als endlich zwei erschöpfte Regimenter zum Volk übergiengen, brachte ein frischer Anlauf auch die Tuilerien in die Hände der Menge. Der Sieg war errungen, man wußte selbst nicht wie; Lafayette übernahm im Stadthaus die Führung der bewaffneten Macht, die bisher unter freiwilligen und zufälligen Leitern, ohne Zusammenhalt und doch wie von Einem Gedanken bewegt den Kampf durchgefochten hatte. Marmont zog sich nach St. Cloud zurück; 951 Tode waren auf beiden Seiten gefallen, außer 5000 Verwundeten.

Jetzt freilich wollte der König die Ordonnanzen zurücknehmen und ein neues Ministerium bilden. Zu spät! war die Antwort der Liberalen, die sich 30. Juli um den Banquier Laffitte gesammelt hatten. Dieser setzte eine Proklamation durch, welche den Herzog von Orleans als den geeignetsten Mann für den neuen bürgerlichen Staat bezeichnete. Die Republik, welche Viele vorgezogen hätten, würde Frankreich mit Europa entzweien; der Herzog aber habe unter der Tricolore gekämpft und warte ab, bis das französische Volk sich ausspreche.

Dieser Herzog, Louis Philipp, geb. 1773, hatte sich erst sammt seinem Vater, dem berüchtigten Egalité (III, 542) über Hals und Kopf in die Revolution geworfen und unter Dumouriez in Belgien gekämpft. Als er mit diesem fliehen mußte, war er 1793 in Reichenau unter bürgerlichem Namen Lehrer geworden, hatte sich dann vielfach in der Welt umgetrieben, besonders in Nordamerika, England, und 1809 eine sicilische Prinzessin geheirathet. Mit den Bourbonen nach Frankreich zurück-

gekehrt, erzog er seine Kinder mit Verstand und einfacher Zucht, führte ein musterhaftes Privatleben und mehrte mit großer Umsicht sein schönes Vermögen. Er war ein Mann wie gemacht für den reichen Mittelstand, großen Wagnissen abgeneigt, kleine Vortheile klug berechnend und geschickt ergreifend, ein guter Familienvater und unerschöpflich in traulicher Unterhaltung. Nach Mitternacht 31. Juli traf er in Paris ein, bestimmt durch ein Billet des listigen Talleyrand, das lautete: „Sie müssen annehmen!" aber auch beengt durch das Flehen seiner Gemahlin, den König doch nicht zu verdrängen. Verlegen hörte er die Mittheilungen seiner Freunde an, die ihm vorwarfen, seine Unentschiedenheit begünstige die Herstellung einer Republik, und entwarf endlich eine feine Proklamation an das Volk, welche alles Gute andeutete, daß nämlich die Charte von nun an eine Wahrheit werde 2c. und doch wenig genug aussprach. Den Republikanern klagte er, welch Widerwillen er gegen den steifen Glanz der Höfe hege, umarmte Laffitte vor dem Volk, ließ sich zu dem eitlen Lafayette auf's Stadthaus führen, erhielt auch von diesem eine Umarmung und schwenkte eine dreifarbige Fahne, worauf denn endlich die lange zweifelnde Menge schrie: „vive Orleans!" Die Republik war beseitigt. „Ein volksthümlicher Thron, umgeben mit republikanischen Einrichtungen," das schien Lafayette das einzigrichtige; Odilon Barrot aber münzte die Phrase: „der Herzog von Orleans ist die beste Republik."

Karl X. hatte sich weiter nach Rambouillet zurückgezogen, wo er 2. Aug. seinen Enkel Heinrich V. zum König, den Orleans zum Generallieutenant von Frankreich erklärte, erhielt aber zur Antwort, daß Orleans dieß bereits durch die Wahl des Volks, nicht durch königliche Gnade sei. Der eiligst versammelten Kammer theilte Orleans am 3. Aug. die Abdankung mit, schwieg aber völlig von Heinrich V. Um den alten König zu entfernen, zogen Nationalgarden und Blousenmänner gegen Rambouillet, und Karl wies das Anerbieten seiner Offiziere, diesen

Widerstand zu leisten, entmuthigt von sich. Trauend auf den Vetter in Paris, der den jungen Thronerben nicht im Stiche lassen werde, machte er sich nach Cherbourg auf den Weg, bewahrte auch im Unglück so viel Würde, daß er seinen Abzug nie fluchtähnlich beschleunigte, und schiffte sich 16. Aug. nach England ein. Später wohnte er in Görz, wo er 1836 starb, wie 1844 sein Sohn, der Herzog von Angouleme. Bourmont, den er zum Marschall ernannt hatte, verließ Algier, sobald dort die Tricolore aufgepflanzt wurde. Frankreich wandte sich fast ungetheilt dem neuen Throne zu.

Die Kammern verbesserten mittlerweile die Charte in ihrem Sinne durch Sicherung der Preßfreiheit, Erweiterung der Rechte von Pairs und Deputirten 2c. und beschloßen, die erledigte Krone dem Herzog von Orleans zu übertragen. Am 9. Aug. beschwor dieser die Charte, bestieg als Louis Philipp den Thron unter dem Donner der Kanonen und dem lebhaften Rufe: „vive le roi!" Die Klasse der Reichen hatte gesiegt; die Armen aber litten zunächst bittere Noth in der allgemeinen Geschäftsstockung. Für die Wohlfahrt der Nation Dauerndes zu schaffen, mochte dem Bürgerkönig wohl anliegen; er hatte aber so viel zu thun, seine Dynastie zu begründen, daß ihm nur wenig zum Heile des Landes gelang.

§ 10. Die belgische Revolution.

Durch ganz Europa zitterte die mächtige Erschütterung nach, welche der Fall dieses Thrones verursachte; wo immer die Völker über etwas zu klagen hatten, reizte sie der „glorreiche" Vorgang der Pariser zur Nachahmung. Die ersten Wellenschläge empfand das nahe Königreich der Niederlande, aufgebaut vom Wiener Congreß als eine Vormauer gegen Frankreich. Das regungslose katholische Belgien, gewöhnt an spanische, östreichische, zuletzt französische Herrschaft, sollte sich s. 1814 von dem rührigen calvinistischen Holland, der bisherigen Republik und Seemacht, die eine große Schuldenlast mitbrachte, in's Schlepptau

nehmen lassen. Eine weise Regierung hätte in einem Menschenalter vielleicht die beiden Nationalitäten einander näher gerückt; gerade jetzt aber, erst 15 Jahre nach der Vereinigung standen sie sich gar schroff gegenüber.

Den Hauptanstoß gab die katholische Geistlichkeit, welche sich schwer bedroht sah, als das ganze Unterrichtswesen unter die Aufsicht der Regierung gestellt, mit Hebung der Schulen, Gymnasien und Universitäten scharf vorangegangen und auch den künftigen Priestern 1825 der Besuch eines philosophischen Kollegiums in Löwen vorgeschrieben wurde. Ein Bischof wollte seine Pfarrer gar nicht für den reformirten König beten lassen und mußte darob flüchtig werden. Die Ultramontanen sahen sich nach Beistand um; und siehe, da bot sich ihnen die liberale Partei an, welcher *Wilhelm* I. nicht konstitutionell genug regierte. Weigerte er sich doch, ein Gesetz über die Verantwortlichkeit der Minister vorzulegen! Also halfen die Schwarzen den Rothen in ihrer Agitation für Preßfreiheit, und diese wiederum jenen, wo es sich um die „Unterrichtsfreiheit" handelte; mit solcher nemlich konnte die Geistlichkeit hoffen, alle Volkserziehung wieder in ihre Hände zu bekommen. Auch daß die holländische Sprache zur amtlichen erklärt wurde, ärgerte die Südländer insgesammt; denn obwohl ihrer $^2/_3$ Vlamen waren und eine holländische Mundart sprachen, hatten sie sich doch an die allgemeine Herrschaft des Französischen gewöhnt.

Der König wußte die Herzen nicht an sich zu ziehen. Als er auf einer Reise in Lüttich mit großen Ehren empfangen wurde, erklärte er den Stadtbehörden, er wisse nun, was von den angeblichen Beschwerden zu halten sei; man danke das den Absichten einiger Wenigen, die ihre Sonderinteressen hätten; ein solches Betragen sei *infam*. Sogleich bildete sich in Flandern, dem Herd der Klerikalen, ein Orden der „Infamen," deren Medaille die Aufschrift trug: Treu (dem Papst) bis zur Infamie! Schon sprach man von Losreißung Belgiens; und einzelne Zugeständnisse kamen zu spät.

Ein verbannter Schriftsteller de Potter, der erst gegen die römische Kirche geschrieben, dann sich mit ihr gegen die Regierung verbündet hatte, und sein Freund Gendebien, beriethen zusammen, wie Belgien französisch oder — weil Louis Philipp ablehnte — wie es wenigstens „frei" zu machen sei. Ihre Anschläge machten bekannt: „Montag Feuerwerk, Dienstag Beleuchtung, Mittwoch Revolution!" Am Mittwoch aber, als am Geburtsfest des Königs, 25. Aug. 1830, wurde im königlichen Theater zu Brüssel thörichter Weise eine ächte Revolutionsoper „die Stumme von Portici" gegeben, deren Kraftstellen das Publikum mit stürmischem Beifall sekondirte. Vor dem Theater rottete sich das Volk zusammen und rief: „Nieder mit van Maanen!" Das war der verhaßte Justizminister, dessen Haus auch sogleich gestürmt und niedergebrannt wurde. Am 26. wurde die brabantische Fahne auf dem Stadthaus aufgezogen und das königliche Wappen überall zerstört. Der Aufstand verbreitete sich rasch über das ganze Land; wenige Festungen ausgenommen entzog es sich der Herrschaft des Königs und erwartete Befehle von den neuen Machthabern in Brüssel. Zum Schutz gegen den Pöbel traten überall Bürgergarden zusammen, welche sich schnell in den Waffen übten.

Wilhelm I., von dem man bis jetzt nur eine Aenderung des Regierungssystems verlangte, wollte sich nichts abtrotzen lassen und sandte zunächst seine Söhne nach Brüssel, den jüngern, Friedrich, daß er Truppen sammle, den Thronfolger, daß er unterhandle. Letzterer überzeugte sich 3. Sept., daß die Verwaltung von Belgien und Holland getrennt werden müßte, wenn Friede sein solle, und eben dafür entschieden sich die Generalstaaten (28. Sept.), die der König indessen nach dem Haag berufen hatte. Die belgischen Abgeordneten hatten übrigens dort einen schweren Stand, da sie von den Holländern als Rebellen behandelt, ja mißhandelt wurden. — Mittlerweile aber waren brotlose Arbeiter, Pariser Revolutionäre 2c. in Haufen nach Brüssel gedrungen; diese entwaffneten die

Bürgergarde, verjagten den Sicherheitsausschuß und richteten 21. Sept. unter dem Namen Centralausschuß ein Volksregiment ein, das zu stürzen auch die belgischen Abgeordneten den König baten. Prinz Friedrich drang darauf mit 10,000 Mann in die Stadt ein, wurde aber in einen so erbitterten Straßenkampf verwickelt, daß er, als am dritten Tage, 26. Sept., die Munition ausgieng, seine Truppen aus Brüssel heraus ziehen mußte. Nach solchem Blutvergießen schien das Haus Oranien in Belgien unmöglich geworden zu sein, und de Potter wirkte jetzt in der provisorischen Regierung für völlige Trennung von Holland. Noch entspann sich ein hitziges Gefecht in Antwerpen, welches General Chassé aus der Citadelle 26. Okt. mit Bomben überschüttete; bereits waren außer diesem Bollwerk nur noch Maastricht und Luxemburg in der Gewalt des Königs. Ein Nationalkongreß, der im Nov. eröffnet wurde, verkündigte am 18. die ewige Ausschließung des Hauses Oranien.

Unbehindert von den Ostmächten, denen anderswo Beschäftigung erwuchs, unterstützt von Frankreich, dem auch England sich näherte (eben um Belgien nicht ganz an Frankreich zu überlassen), unternahm es dieser Kongreß das neue Reich zu konstituiren, vorerst mit Ausschluß von Luxemburg, das ja zum deutschen Bund gehörte. Man vereinigte sich zu einer demokratischen Verfassung mit monarchischer Spitze, da Kirche und Staat völlig unabhängig von einander ihre besonderen Wege gehen sollten (7. Febr. 1831). Zum König wählte man den Herzog von Nemours, Louis Philipps zweiten Sohn, den aber England verwarf, wie Frankreich von einem Leuchtenberg, als einem Napoleoniden, nichts hören mochte. Endlich vereinigten sich alle Stimmen auf Leopold von Koburg, den einsichtigen Prinzen, der kaum erst die griechische Krone (S. 37) ausgeschlagen hatte. Am 21. Juli 31 hielt er seinen Einzug in Brüssel, beschwor unter freiem Himmel die Verfassung und wurde zum König der Belgier ausgerufen. Frankreich, das gern etliche Festungen

wie Luxemburg, Philippeville ꝛc. sich von Belgien hätte abtreten lassen, ehe es dem englischen Prinzen seine Stimme gab, begnügte sich endlich mit dem Einfluß, der ihm durch Leopolds Trauung mit einer orleanischen Tochter (1832) zufiel.

Eben war der neue König auf einer Rundreise begriffen, als (Aug. 31) 70,000 Holländer in Belgien einrückten, bei Hasselt, Tirlemont und Löwen leichte Siege errangen und Brüssel bedrohten. Auf Leopolds Hilferuf aber rückte eiligst ein französisches Heer ein, vor welchem die Holländer, zugleich durch eine englische Flotte bedroht, sich zurückzogen. Das westliche, wallonische Luxemburg wurde mit Belgien vereint, die deutsche Hälfte des Großherzogthums aber sammt Limburg verblieb bei Holland. Die Citadelle von Antwerpen wurde sodann (Nov. 32) von Franzosen belagert, von Chassé tapfer vertheidigt und endlich übergeben. Noch immer wehrte sich Wilhelm I. gegen die Freigebung der Schelde-Schifffahrt und andere Bestimmungen der Londoner Konferenz, bis er endlich 19. April 39 nachgab, um bald darauf (Okt. 40) zu Gunsten seines Sohnes abzudanken.

In Belgien aber löste sich der unnatürliche Bund zwischen Ultramontanen und Liberalen, sobald sein Ziel erreicht war, und der weise König (1831—65) hatte alle Kräfte anzustrengen, den heftigen Parteikampf um die Kammermehrheit und die Ministersitze einigermaßen zu dämpfen. Er selbst blieb Protestant, begründete aber in seinem Sohne Leopold II. eine katholische Dynastie, unter der die Priesterherrschaft sicher weiterschreitet, indem der Papst die Bischöfe einsetzt und der Staat sie bezahlt und schalten läßt. Auch in Holland haben die Katholiken mit den Ungläubigen vereint einen Sieg errungen, indem 1858 der Religionsunterricht aus der Schule verwiesen wurde. Anderseits regt sich in Belgien s. 1840 eine vlämische Bewegung, welche gegen das herrschende Franzosenthum für die Rechte der langunterdrückten niederdeutschen Mehrheit mit steigendem Erfolge ankämpft, und Holländer und Vlamen einander näher bringt.

§ 11. Der polnische Aufstand.

Polen befand sich, was äußeres Glück, Ruhe und Wohlstand anbetrifft, wirklich wohler unter russischem Scepter, als zur Zeit seiner früheren Selbständigkeit. Viele Adelige hatten sich aber dennoch in die russischen Verschwörungen (S. 40) mit verstricken lassen, daher ihr dreijähriger Prozeß Warschau und das ganze Land in große Aufregung versetzte. Der polnische Senat erkannte endlich 1828 den Häuptern der Verschwörung kurze Gefängnißstrafen zu, sprach aber die meisten Betheiligten frei und konnte in dem Wunsche vieler Geheimbündler, Litauen wieder mit Polen vereint zu sehen, nichts Strafbares sehen. Der Kaiser verargte das den Polen und behandelte sie mit sichtlichem Mißtrauen, ließ sich auch 1829 nicht mit der polnischen, sondern mit seiner russischen Krone in Warschau krönen und nahm die Verfassungsparagraphen nicht sehr in Acht. Sein Bruder aber, der „Halbbarbar" Konstantin, der eine Polin geheirathet hatte und im innersten Herzen das Volk liebte, ärgerte alle Welt durch Grobheit und Spionirsucht, am meisten aber das Heer, das er mit großer Vorliebe ausbildete, durch Jähzorn und Pedanterie.

Als Nikolaus erst gegen Frankreich, dann gegen Belgien seine strenge Mißbilligung aller Revolution aussprach und das polnische Heer auf den Kriegsfuß zu setzen befahl, meinten die Verschworenen, wenn auch kein General sich an ihre Spitze stellen mochte, nicht länger zaudern zu sollen; waren sie doch gewiß, daß wenn erst der Ausbruch gelänge, alles mit ihnen gehen werde, um das alte polnische Reich in seiner ganzen Herrlichkeit wiederherzustellen. Konstantin wußte, daß etwas im Werke war, zeigte aber keine Furcht; die Minister wußten noch mehr, glaubten aber an kein Gelingen des Aufstandes. Doch die Rädelsführer Zaliwski, Wysozki &c. versammelten erst alle Offiziere und theilten ihnen den Plan mit, zündeten dann 29. Nov. Abends eine Brauerei an, um das Sig-

nal zu geben, stürzten nach dem Belvedere, wo Konstantin wohnte, mit dem Ruf: „Tod dem Tyrannen!“ und mordeten, da sie den Geflüchteten nicht fanden, etliche seiner Getreuen. Die Entwaffnung der drei russischen Regimenter gelang nicht; sie hatten sich vor ihren Kasernen in Schlachtordnung aufgestellt und schlugen Wysozki, der mit 160 Fähndrichen anstürmte, zurück; aber ohne Generale, wie sie waren, blieben sie rathlos stehen. Die Generale und Obersten hatte nämlich das Volk in den Straßen getödtet. Am andern Morgen sahen sich die Russen von allen Seiten eingeschlossen, das Zeughaus mit 15,000 Gewehren war in der Hand der Aufrührer; der Großfürst, betreten und unentschlossen, hielt für's beste mit allen russischen Truppen die Stadt, ja auch das Land zu räumen. Die Aufrührer, unsinnig genug, legten ihm nichts in den Weg. So hatte nun auch Polen seine „große Woche,“ worin es die fremden Unterdrücker los wurde.

Nun aber entbrannte der innere Zwiespalt zwischen denen, die den Bruch mit Rußland unheilbar machen, und anderen, die ihn noch heilen wollten, wie der Finanzminister Lubezki und der allverehrte 60jährige General Chlopizki; weiter auch zwischen den adeligen Erhaltungsmännern und der demokratischen Bewegungspartei, deren Seele der Professor Lelewel war. Den täglichen Wechseln ein Ende zu machen, erklärte sich Chlopizki 5. Dez. zum Diktator, trug jedoch geflissentlich seine russischen Orden, ließ auch für den Kaiser in den Kirchen beten und versicherte ihn seiner Ergebenheit. Als aber der eine seiner Abgeordneten von Petersburg heimkehrte, wo der andere, Lubezki, zurückgeblieben war, als des Kaisers Drohung bekannt wurde, Polen zu vernichten, falls es nicht selbst sein Heer dem Kaiser wieder zustelle, da mußte Chlopizki vor dem allgemeinen Zorn abtreten 17. Jan. 31, und nun erst, nach einem schwer wiegenden Verlust von zwei Monaten, fieng man an, zum unvermeidlichen Kampf auf Leben und Tod sich zu rüsten.

Der Reichstag erklärte 25. Jan. 1831 die Familie Romanow für abgesetzt; der Jugendfreund Alexanders, Fürst Czartoryski, das Haupt der Aristokratie, saß neben Lelewel in der neuen Regierung, die seiner Zeit eine konstitutionelle Monarchie in's Leben rufen wollte. Doch diese Zeit kam nie. Zunächst galt's, den 118,000 Russen, die unter Diebitsch Sabalkanski die Grenze überschritten, sich entgegenzuwerfen; man waffnete das Volk so gut es sich machte, viele nur mit Sensen, doch ohne die Leibeigenen frei zu geben. Bei Wawer und Grochow (19. 25. Febr.) schlugen sich die Polen glänzend gegen den doppelt überlegenen Feind, doch ohne zu siegen. Der schwerverwundete Chlopizki hatte unter dem Oberbefehl des Fürsten Radziwil die Bewegungen soweit geleitet; jetzt trat Skrzynezki an die Spitze. Er war ein frommer Katholik, der die Religionsverschiedenheit benützte, um den Volkskrieg zu entzünden, auch dem Feinde einige glückliche Schläge beibrachte, aber doch keine Feldherrnkunst an den Tag legte. Die Versuche, in den altpolnischen Provinzen den Aufstand zu verbreiten, schlugen fehl; Dwernizki mußte aus Volhynien sich über die Grenze retten und wurde von den Oestreichern entwaffnet; die Adeligen, die sich da und dort bis in die Ukraine und nach Samogitien hin erhoben, stürzten sich nur selbst in's Unglück. — Bei Ostrolenka kam es 26. Mai zur letzten Schlacht, in welcher die Polen ruhmvoll unterlagen; der Mangel einer guten Führung ward immer offenbarer. Im Juni aber erlagen Diebitsch und Konstantin der nun das erstemal Europa heimsuchenden Cholera, worauf der energische Paskewitsch Eriwanski die russische Armee zu führen bekam. Gielgud, der den polnischen Aufstand nach Litauen verpflanzen sollte, wurde über die preußische Grenze gedrängt und dort 12. Juli von einem seiner Offiziere unter dem Rufe: „Stirb, Verräther!" erschossen. Sein Untergeneral Dembinski aber schlug sich mit 4000 Mann nach Warschau durch, wo seine Ankunft 3. Aug. den letzten Jubel hervorrief.

Der beständige Hader der Parteien brachte hier 15. Aug. einen Pöbelaufstand zum Ausbruch, da die Gefängnisse erbrochen und viele Unschuldige, auch Frauen, ermordet wurden. Czartoryski entfloh und ein ränkesüchtiger General Krukowiezki übernahm die Regierung, um sein Vaterland an Rußland zu verrathen. Während Paskewitsch mit preußischer Hilfe über die untere Weichsel setzte, entsandte Krukowiezki den genuesischen Abenteurer Ramorino nebst 20,000 Mann in die Ferne, „um Lebensmittel zu holen," worauf die Russen (5. 6. Sept.) die Verschanzungen um die Hauptstadt her zu stürmen begannen. Unter steigender Verwirrung, vor der auch Krukowiezki abtreten mußte, wurde ein Waffenstillstand geschlossen und 8. Sept. zogen die Russen in Warschau ein. Ramorino überschritt 16. Sept. die östreichische Grenze und streckte dort die Waffen; ebenso Rozyzki, von Rüdiger nach Krakau gedrängt; Rybinski mit dem Rest der Armee 5. Okt. ergab sich den Preußen, unter feierlichem Protest gegen die Behandlung, welche Polen erfahren habe. Die Hoffnung auf französische Hilfe war wieder einmal gründlich getäuscht worden; der Minister Frankreichs verkündigte: In Warschau herrscht die Ruhe!

Freilich eine Grabesruhe. Es begann ein furchtbares Strafgericht über die Schuldigen, auch die Ausgewanderten, Verbannten, Geächteten, die bald durch alle Länder zerstreut waren, von Sibirien bis nach Algier und Amerika. Polen wurde seiner Verfassung beraubt und von Paskewitsch als Provinz regiert, russische Sprache und Sitte möglichst weit verbreitet und die katholische Religion hart bedrängt. Nikolaus sperrte die Grenze noch strenger auch gegen das dienstbeflissene Preußen und drückte nunmehr stärker auf Deutschland; den Freiheiten und dem Protestantismus der Ostseeprovinzen wurde s. 1835 mit List und Gewalt zu Leibe gegangen. Das geschah im Dienst des Panslavismus, der aus Moskau die heilige Stadt aller Slavenstämme machen möchte und darum auch alle unslavischen Völker im ungeheuren Reich zu russifiziren

für seine Aufgabe hält. Durch die nichtswürdigsten Mittel wurden 100,000 lettische und esthnische Bauern in die griechische Kirche verlockt und darin trotz aller Reue mit Gewalt festgehalten. Die Altgläubigen wurden ihrer Bethäuser und Schulen beraubt und tief hinabgedrückt; Sekten wie die Molokaner trieb man in den Kaukasus oder gar in die Bergwerke.

Ein neuer langwieriger Krieg entspann sich 1834 im sprachenreichen Kaukasus, den die Russen als von der Pforte an sie abgetreten beanspruchten, und wohin sie besonders die polnischen Soldaten schickten. Jene freien Bergvölker, gewöhnlich Tscherkessen genannt, hatten erst s. 1780 ihr verrostetes Christenthum mit einem fanatischen Islam vertauscht. Besonders waren es die Tschetschenzen, welche unter ihrem furchtbaren Führer Schamyl sich zu einer Nation heranbilden ließen und unter dem Ruf: Allah ist groß, Muhammed sein erster Prophet, Schamyl sein zweiter! 25 Jahre lang den Anläufen der Russen widerstanden. Im J. 1845 focht General Woronzow unglücklich, obwohl er 160,000 Mann gegen sie führte. Nachdem mancher tapfere Stamm Daghestans sich verblutet hatte, mußte Schamyl endlich im Felsenneste Gunib, vom Hungertode bedroht, sich dem Fürsten Barjatinski ergeben Aug. 1859. Noch wehrte sich der heldenmüthige Stamm der Ubych, den Großfürst Michael Schritt vor Schritt unterwarf. Im Mai 1864 erst hörte mit der Einnahme der heroisch vertheidigten Feste Aigbs auch im Westen des Gebirgs aller Widerstand auf. Schamyl, von Alexander II. ehrenvoll empfangen, starb 1871 in Medina. Die Kaukasusbewohner wanderten s. 1863 größtentheils in die Türkei aus; nur langsam dringt das Christenthum unter die heidnischen Stämme im Innern der Berge.

§ 12. Deutschland sucht sich. Der Zollverein.

Nirgends wurde die glorreiche Woche der Pariser mehr bejubelt und angestaunt, als im ruhigen Deutsch-

land; solch' eine Heldenzeit in der Nähe zu erleben, statt der Geschäfte auch einmal Thaten zu thun, sehnte sich die ganze gebildete Jugend, daher namentlich die Universitätsstädte kleine Nachspiele des Bürgerkriegs aufführten. Es gab Kravalle und Verschwörungen, und ein frischer Wind blies in die Zeitungen und die Stände, wo solche schon bestanden; wo eine Volksvertretung noch mangelte, verdoppelte sich die Sehnsucht nach einer solchen. Umsonst aber mahnte der sterbende Freiherr von Stein die preußische Regierung an die Einführung einer solchen Erziehungsanstalt für's ganze Volk. Daher ergötzten sich die Halbgebildeten an den hohlen, französischen Phrasen von Freiheit und Gleichheit, Herrschaft der Majorität 2c.

So besonders in Norddeutschland. Der heldenmüthige Herzog von Braunschweig war 1815, zwei Tage vor Waterloo, an der Spitze seiner Reiter gefallen, indem er zwei unmündige Söhne hinterließ. Der charakterlose Georg IV. übernahm ihre Vormundschaft, bis er 1823 dem jungen Karl die Regierung unter der Bedingung übergab, zunächst keine Aenderung an den getroffenen Einrichtungen vorzunehmen. Das Volk, das seinen Herzog mit Liebe empfieng, merkte aber bald, daß es von einem Knaben regiert wurde, der sich allerlei Willkühr erlaubte, Staatsdomänen verkaufte und verdienstvolle Männer schnöde verstieß, um unfähige Günstlinge an ihre Stelle zu bringen. Er verfolgte besonders hartnäckig seinen früheren Geheimrath Schmidt Phiseldeck; dann forderte er den hannöverschen Minister, Graf Münster, zum Zweikampf heraus und reizte alle Klassen durch beständige Eingriffe und Uebergriffe. Die steigende Gährung trieb ihn auf Reisen; da überraschten die Julitage ihn in seinem lieben Paris. Entsetzt eilte er nach Braunschweig, und da eine Abordnung der Bürgerschaft Abstellung der Beschwerden verlangte, antwortete er mit Auffahren von 16 Kanonen. Wahrscheinlich schürten nun mächtige Feinde des Herzogs den Pöbel auf, daß er dessen Wagen Steine nachwarf, und da Karl drohte, stärkere Maßregeln als Karl X.

gegen Aufrührer zu verfügen, drangen 7. Sept. 30 Volkshaufen in den Palast und steckten ihn in Brand. Das Militär sah zu und half die Keller leeren; an's Löschen dachte man erst, nachdem die Nacht verjubelt war. Des Herzogs Bruder Wilhelm eilte von Berlin herbei, die Regierung zu übernehmen, und führte sie im Namen Karls, bis dieser von den Großmächten aufgegeben wurde, nachdem er im Nov. einen lächerlichen Versuch zur Wiedereroberung seines Ländchens gemacht. Am 2. Dez. erklärte ihn die Bundesversammlung für untüchtig zur Regierung und übertrug diese seinem Bruder, worauf Karl Deutschland verließ und sich auf's Sammeln und Behüten eines Diamantenschatzes verlegte, den er 1873 sterbend an Genf überließ. Eine neue Verfassung stellte 12. Okt. 1832 das Volk von Braunschweig zufrieden.

Die Mißstimmung Kurhessens minderte sich auch unter dem zweiten Kurfürsten Wilhelm II. (1821—40) so wenig, daß man sogar meinte, der überbiete noch seinen Vater in rücksichtsloser Härte; er liebte das Soldatenspiel leidenschaftlich, prügelte adeliche Beamte und theilte die Staatseinkünfte mit seiner Mätresse. Ein Brotkrawall am Braunschweiger Tage 7. Sept. wurde zwar von den Bürgern zeitig beigelegt, doch diese beeilten sich nun in drohender Haltung ihre Beschwerden vorzubringen, worauf der Fürst endlich Landstände einzuberufen versprach 15. Sept. Sie traten zusammen und vereinbarten mit ihm 5. Jan. 31 eine Verfassung, welche die Unterthanen so ziemlich befriedigte. Doch da sie ihn zweimal nöthigten, die verhaßte Mätresse, die er zur Gräfin von Reichenbach erhoben hatte, aus dem Lande zu entfernen, reiste er ihr nach und überließ (Sept. 31) dem Kurprinzen, als Mitregent, die Leitung der Geschäfte. — Auch in Sachsen hatte man über Manches zu klagen, namentlich daß der König Anton (1827—36) die Katholiken begünstige. Er wurde durch Straßentumulte in Leipzig und Dresden genöthigt, 13. Sept. 30 seinen Neffen Friedrich

August zum Mitregenten anzunehmen, welcher sodann eine neue Verfassung in's Leben rief (Sept. 31).

Hannover hatte gleichfalls viele Mißstände großgezogen und das Volk von der Berathung über dieselben ausgeschlossen, denn in den Landtagen saßen nur Junker und Beamte, von deren Verhandlungen nichts in die Oeffentlichkeit drang. Der Steuerdruck und die stete Verarmung führten zu Unruhen, die leicht unterdrückt wurden. Allein in Göttingen rissen einige Privatdocenten und Advokaten die unzufriedene Bürgerschaft zur allgemeinen Bewaffnung und Aufsetzung ihrer Beschwerden hin 8. Jan. 31. Die Erhebung sank mit dem Einrücken der Truppen in's gesetzliche Bett zurück, so nämlich, daß der Wunsch nach Reformen allgemein und unwiderstehlich wurde. Der Herzog von Cambridge, ein Bruder des Königs, wurde zum Vicekönig ernannt (Febr.) und eine neue Verfassung verheißen, die auch trotz des Widerstrebens der Adelspartei 1833 in's Leben trat und die reichen Domänen für Staatsgut erklärte.

Indessen hatten Phantasten aus ganz Süddeutschland, besonders aber Rheinpfälzer auf dem Bergschloß Hambach 24. Mai 1832 eine große Volksversammlung mit schwarzrothgoldenen Fahnen abgehalten, wo aufreizende Reden in Menge fielen und durch den Ruf: „Nieder mit den Fürsten! Waffen, Waffen!" beantwortet wurden. Kaum hatte der bairische Feldmarschall Wrede mit wenigen Truppen die Ruhe hergestellt, und der Bundestag etliche scharfe Beschlüsse (5. Juli 32) erlassen, welche namentlich Baden zwangen, seine freie Presse zu zügeln, als eine Verschwörung am Sitz des Bundestages, in Frankfurt selbst angezettelt wurde. Am 3. Apr. 33 griffen Nachts etwa 70 junge Männer, meist Studenten die Hauptwache an, wurden aber, als Verstärkung anrückte, zersprengt oder gefangen. Das war dem alternden Metternich eben willkommen; er besprach sich mit Preußen und Rußland, und erwirkte neue Beschlüsse (Jan. 34), welche den deutschen Ständen die Flügel bedeutend be-

schnitten: Steuern zu verweigern, ihre Bewilligung an Bedingungen zu knüpfen, die Verhandlungen unverkürzt zu veröffentlichen, über Bundesbeschlüsse vollends zu berathen, diese und andere Rechte wurden ihnen geradezu abgesprochen. Ueber alle, die sich bei den Unruhen betheiligt hatten, oder irgendwie der Einigung Deutschlands zustrebten, wie die Burschenschäftler (S. 8), ergieng wiederum ein strenges Gericht.

Nach diesen Vorgängen durfte man kaum erwarten, daß der Bundestag für die Erhaltung irgend einer von fürstlicher Gewaltthat bedrohten Verfassung sich stark wehren werde. Der Fall trat in Hannover ein, wo der Tod Wilhelms IV. (20. Juni 1837) die unnatürliche Verbindung des deutschen Bundeslandes mit Großbritannien löste. Nach der welfischen Erbfolge bestieg Ernst August, der Bruder des Verstorbenen, den hannöverschen Thron. In England verhaßt als ein brutaler Lüstling, schlechter Schuldenzahler und Anhänger des Absolutismus, trat er auf deutschen Boden fest genug auf. Am 28. Juni hielt er seinen Einzug in der Residenz, und schon am 5. Juli erklärte er, die Verfassung von 1833 könne er nicht anerkennen, weil sie ohne seine, des Thronerben, Zustimmung(?) zu Stande gekommen sei und ihm für's Wohl seiner Unterthanen nicht zuträglich erscheine. Dazu mochten ihn die reichen Einkünfte des Kronguts bewegen, die er auch sogleich an sich zog, noch mehr die Rücksicht auf seinen erblindeten Sohn, der eigentlich durch die Verfassung vom Thron ausgeschlossen war. Man denke sich aber die Gewissensnoth so vieler Beamten, die nun den Huldigungseid leisten sollten. Sieben Professoren von Göttingen, darunter die Brüder Grimm, ein Dahlmann, Gervinus, Ewald ꝛc. verweigerten ihn mit Hinweisung auf das Grundgesetz, das sie 1833 beschworen hatten. Sie wurden ihrer Stellen entsetzt und drei von ihnen, welche ihren Protest nicht geheim gehalten hatten, mußten binnen drei Tagen das Land verlassen. Das Rechtsgefühl von ganz Deutschland war auf's em-

pfindlichste verletzt, aber der Bund rührte sich nicht. — Dem König gelang es nun zwar, eine Ständeversammlung zusammenzubringen, der er 1838 einen neuen Verfassungsentwurf vorlegte. Sie verwarf aber denselben und beschloß, den Bundestag um Schutz für das Grundgesetz von 1833 zu bitten. Darauf wurde sie vertagt, und erst die Stände des J. 1840 ließen sich den neuen Entwurf mit einigen Abänderungen gefallen. Beim Bunde aber stellten wohl Baiern, Würtemberg und Baden vor, wie gefährlich solches Verfahren des neuen Königs sei, wie leicht die Menge aus einem Umsturze des Rechtes ein Recht des Umsturzes ableite ꝛc. Doch wurde mit 9 gegen 7 Stimmen die Klage der hannöverschen Stände abgewiesen, „da bei obwaltender Sachlage eine bundesgesetzlich begründete Veranlassung zur Einmischung in diese innere Landesangelegenheit nicht bestehe.“ Also regte sich der Bundestag nur als Zuchtmeister der Deutschen, und vom Schiedsgericht, das er 1834 zur Schlichtung von Streitigkeiten zwischen Regierungen und Ständen eingesetzt, hoffte man fortan nichts mehr.

Man sagte sich nun offen, daß eine freiere Luft in Deutschland erst dann zu hoffen sei, wenn eine seiner Großmächte sich auf Verfassungswege begebe. Diesen Schritt hoffte man natürlich mehr von Preußen, als von dem abgestandenen Oestreich. Schon 1831 hatte der Schwabe Paul Pfitzer ausgesprochen, daß Preußen mit Ausscheidung Oestreichs die Führung der deutschen Stämme zu übernehmen und durch ein Parlament in Berlin zu sichern habe. Urtheilte er auch ungerecht, wenn er schrieb: „Unser ganzer Jammer kommt daher, daß 30 Familien noch nicht zur Erkenntniß gekommen sind, daß für 30 Mill. Deutsche 30 Könige zu viel sind“ (sofern ja auch die Volksstämme und ihre Wortführer der Einigung widerstrebten) so mußte man ihm doch beistimmen, wenn er darthat: „das heiligste Recht einer Nation ist, eine solche zu sein und als solche anerkannt zu werden.“ — Dann wagte der badische Rechtsprofessor Welker in der schon

damals redefreisten Kammer Süddeutschlands darauf anzutragen, daß neben dem deutschen Bundestag eine Nationalvertretung geschaffen werden sollte, bestehend aus Mitgliedern der verschiedenen Ständeversammlungen, um bei allen das ganze Deutschland betreffenden Angelegenheiten mitzusprechen. Dieser Antrag wurde jedoch als revolutionär bezeichnet. Den freien Redeübungen in den süddeutschen Kammern stellten sich vorerst in Preußen hauptsächlich Exercierübungen an die Seite.

In anderer Weise aber bahnte sich doch die Einheit Deutschlands fühlbar an, und zwar auf unscheinbarem Wege. In der Hungersnoth 1817 hatte Würtemberg beim Bundestag geklagt, daß die Ausfuhr von Vieh und Frucht zwischen den deutschen Staaten in unverantwortlichem Grade gesperrt sei; die Sache wurde, weil jeder nur über den Nachbar klagte, auf die lange Bank geschoben. In Preußen selbst bestanden Schranken, die den Scheffel Weizen am Rhein um 5 M. theurer machte als in Posen. So schaffte es zuerst alle Zollgrenzen der Provinzen ab und nahm auch Enklaven wie Schwarzburg 1819 in sein Zollsystem auf; 1828 nach langem Sträuben Köthen. Für den Bund arbeitete dann der badische Nebenius 1818 eine Denkschrift aus, welche alle Forderungen enthielt, die der Handel zu seinem Gedeihen ansprechen mußte; aber der Bundestag that nichts und Berathungen einzelner Regierungen in Darmstadt (1820 bis 23) führten zu keinem Resultat; die Sonderinteressen waren noch zu gewaltig. — Der Reutlinger List gründete wohl 1819 mit Kaufleuten, welche die Frankfurter Messe besuchten, einen Verein zur Betreibung dieser Angelegenheit; dessen Konsulent wurde er selbst und verlor darüber seine Tübinger Professur. Weil er noch weiter agitirte und die würtembergische Verwaltung scharf kritisirte, wurde er sogar seines Sitzes in der Ständekammer verlustig erklärt, fuhr jedoch fort, für einen allgemeinen Zollverein und ein Eisenbahnsystem über alle deutsche Gaue hin zu wirken; ein Prophet in staatswissenschaftlichen Fragen, der viel

verkannt, zuletzt 1846 durch seine eigene Hand starb. — Allmählich aber näherte man sich da und dort: 1828 schloßen Baiern und Würtemberg einen Zollverein, zugleich trat Preußen in Einigung mit Darmstadt, und Sachsen brachte einen mitteldeutschen Handelsverein zusammen, der Preußen entzwei schnitt. Da gewann der preuß. Minister Motz Gotha und Meiningen, ihm Verbindungsstraßen mit Süddeutschland einzuräumen, und 1831 schloß sich Kassel dem preußisch-hessischen Zollverein an. Endlich erkannten auch Baiern und Schwaben, trotz des Widerstands aller Liberalen und der Abmahnungen Englands, daß Preußen ehrlich sei und viel nachgebe; so verschmolzen beide Zollvereine 1833. Die übrigen Westdeutschen sammt Sachsen sahen sich 1835 genöthigt beizutreten, während Hannover mit seinen Nachbarn nun einen Steuerverein gründete.

Metternich als Cavalier beschäftigte sich nicht viel mit so langweiligen wirthschaftlichen Fragen. Doch erkannte er in dieser Einheitsbewegung schon 1833 „eine für den deutschen Bund und für Oestreich höchst nachtheilige, unheildrohende Erscheinung" und sah voraus, daß diese Vereinsstaaten unter der thätigen preußischen Leitung und bei den nothwendig sich bildenden gemeinsamen Interessen in „einen kompakten Körper" zusammenfließen werden, „wodurch alle nützliche Diskussion beim Bundestag (d. h. die Zweiköpfigkeit) aufhören wird." Schon ahnte er, Preußen dürfte bald mit einer „neurepräsentativen Verfassung" sich an die Spitze des übrigen konstitutionellen Deutschlands stellen. — Aber warum trieb er nicht Oestreich zum Beitritt? Das eben war der Fluch jener Trägheit, die er selbst der Staatsmaschine beigebracht hatte, daß diese sich, auch wenn Eile noth that, zu keiner beschleunigten Thätigkeit aufraffen konnte. Er warnte, flehte. Allein Oestreich konnte nicht so schnell seinen Zolltarif ändern, und nachher schämte es sich vor dem Scheine der Nachgibigkeit. Als es endlich den Willen zum Beitritt fand, hieß es: Zu spät!

So wurden an den Neujahrstagen 1834 und 36 25 Mill. Deutsche in der Freiheit des Handels und Verkehrs zu Einem Volke vereinigt, und Preußen-Deutschland entwand sich damit dem ewigen Zügeln und Hemmen des Oestreichers. Preußen hatte gethan, was der Bundestag hätte thun sollen, und war damit auf dem Wege, der rechte Bundestag zu werden. Die Grenzlinie, die man jetzt zu hüten hatte, betrug 9 Meilen weniger als die alte preußische; und nach dem Zutritt Hannovers 1853 umschloß sie 35 Mill. Menschen. Dem Handel- und Gewerbswesen war hiedurch ein ungeahnter Stoß zu frischem Aufschwung gegeben; Fabriken aller Art traten nun erst recht in's Leben, und tüchtige Geschäftsmänner erweiterten fortan ihren Blick durch Reisen in die Länder einer hochgesteigerten Industrie. Damit drang auch in die Zeitschriften, Privatvereine, Aktiengesellschaften, ja in die Ständekammern eine praktischere Weise der Verhandlung; Deutschland fieng an, in dem Kreis der Nationen sich als eine gleichberechtigte zu fühlen und geltend zu machen. Der Engländer Stephenson hatte 1825 die erste Eisenbahn gebaut; im Dez. 1835 fieng auch zwischen Nürnberg und Fürth eine Lokomotive zu brausen an, die schon im ersten Jahre den Unternehmern einen Gewinn von 20 Prozent einbrachte und daher Hunderte von Schwestern in's Leben pfiff und zu immer längeren Fahrten lockte. Und im J. 1844 ließ sich endlich auch eine preußische Korvette, die Amazone, auf den Meeren blicken, der Same einer deutschen Flotte.

§ 13. Der Bürgerkrieg in Spanien.

Gegen die Aenderung des salischen Gesetzes, welche der launenhafte Ferdinand VII. sich erlaubte (S. 24), hatte noch Karl X. vor dem Fall seines eigenen Throns protestirt. Daher suchte Ferdinand den neuen „König der Franzosen" zu gewinnen, indem er ihn sogleich anerkannte, und Louis Philipp zeigte seine Erkenntlichkeit dafür, indem er die spanischen Liberalen, welche nach der

Julirevolution unter dem Guerillaführer Mina einen Einfall in Spanien versuchten, im Stiche ließ. Als Ferdinand erkrankte, suchte sein Bruder Carlos das verhaßte Edikt umzustoßen, allein die Königin behauptete für ihr Töchterlein das neu aufgestellte Erbrecht und fieng an sich auf die Liberalen zu stützen. Ferdinand berief noch die Cortes, welche Isabella als ihre Königin anerkannten, ehe er 29. Sept. 1833 starb. Sogleich erhoben sich die baskischen Provinzen, deren besondere Vorrechte (fueros) durch die letzten liberalen Verfügungen aufgehoben werden sollten, im Einverständniß mit der apostolischen Partei und dem Papst, und riefen Karl V. als König aus, während die Gebildeten der „unschuldigen" Isabella (und ihrer Mutter Christine als Regentin) huldigten. Damit begann der erbitterte siebenjährige Bürgerkrieg der Karlisten gegen die Christinos.

Die Basken in Biscaya, Guipuzcoa und Alava rühmten sich, nicht durch Eroberung, sondern durch Verträge der castilischen Krone unterthan geworden zu sein, und schätzten ihre fueros höher als irgend eine Organisation, welche sie mit dem übrigen Spanien gleichstellen würde. Sie waren frei vom spanischen Zollgesetz, zahlten dem Könige eine alljährlich von ihrem Landtage bestimmte Summe, hielten ihre eigene Miliz, ohne Rekruten zu stellen, und sahen keinen Grund, warum ihr Städtchen im großen Staat aufgehen sollte. Am 3. Okt. 33 brach in Bilbao, am 7. in Vittoria der Aufstand aus, den der geniale Zumalacarregui mit großer Umsicht zu organisiren und über Navarra und Theile von Aragon und Katalonien auszubreiten verstand. Karlos selbst hielt sich erst bei seinem Oheim Miguel in Portugal auf, in dessen Sturz (S. 27) er mit verwickelt wurde. Um ihn nun von Spanien fern zu halten, schloßen England und Frankreich mit den beiden Reichen der Halbinsel die Quadrupelallianz 22 Apr. 34, vermöge deren die konstitutionellen Throne der beiden Königinnen durch die mächtigeren Nachbarn gestützt werden sollten. Da auch

Belgien sich in ähnlicher Lage befand, erhob sich hier in Westeuropa ein System des juste milieu, wie Louis Philipp es nannte, d. h. der richtigen Mitte zwischen Legitimität und Volkssouveränität, gegenüber dem strengen Erhaltungsprinzip der drei Ostmächte.

Karlos entfloh Juli 34 aus England, wo man ihn seit seiner Flucht von Miguels Seite polizeilich bewacht hatte, verkleidet nach Navarra und erschien plötzlich inmitten seiner treuen Anhänger. Legitimisten aus ganz Europa schloßen sich ihm an und freuten sich der Hingebung, womit das kleine Häuflein focht, sowie der rastlosen Thätigkeit und des seltenen Geschicks, die dessen Führer entwickelte. Nur fiel dieser Zumalacarregui schon Juni 35 bei der Belagerung von Bilbao, und der Verlust zeigte sich als ein unersetzlicher. Zwar führte nach ihm der gewandte Cabrera seine Guerillas mehrmals durch die feindlichen Linien, und zog plündernd und brandschatzend in ferne Weiten; weil aber seine 72jährige Mutter von den Christinos erschossen worden war, ließ nun auch er nicht blos die Gefangenen, sondern auch alte Weiber und unmündige Knaben niedermachen. Einmal starben 1500 Mann der englischen Hilfslegion, vergiftet durch einen karlistischen Bäcker in Vittoria; Gefangene wurden verbrannt oder zu Tode gemartert. So wurde dieser Bürgerkrieg mit immer fürchterlicherer Grausamkeit geführt, was doch die schwächere Seite auf die Länge am tiefsten erschöpfte. Dazu kam noch, daß der unfähige Karlos sich von Fanatikern und Intriguanten leiten ließ und mehrmals gute Generale durch Schwachköpfe ersetzte. Seine Sache wollte nicht voran; englische und französische Hilfslegionen blieben der feste Kern des Widerstandes.

Die Karlisten sahen, daß sie eine bedeutendere Stadt in ihre Gewalt bringen müßten, und belagerten noch einmal Bilbao. Da brachte ihnen aber der neue General der Königin Espartero bei Luchana 24. Dez. 36 eine solche Niederlage bei, daß sie sich wieder in die Gebirge ziehen mußten, und von da an wußten die Christinos,

daß auch sie einen Führer hatten, und faßten frischen Muth. Wollte Karlos dennoch 1837 gegen Madrid vorrücken, so ereilte ihn Espartero noch bei Zeiten und zwang ihn zur Umkehr. Als die Kraft der Basken nachließ, erkannte der schlaue Maroto, daß er dem siegreich vordringenden Espartero nicht gewachsen, die eigene Sache verloren sei. Er traf mit ihm in einer Hütte zusammen, bedang sich seinen Lohn und schloß 31. Aug. 39 den Vertrag von Vergara, wornach die drei Provinzen ihre Fueros behielten, dafür aber Isabella II. und ihre Konstitution anerkannten. Nur der verbissene Cabrera setzte in Catalonien den Kampf fort, bis er im Juli 40 mit noch 8000 Mann vor Espartero nach Frankreich flüchten mußte. Karlos streng bewacht, trat 1845 seine aussichtslosen Ansprüche an seinen Sohn ab, worauf er sich nach Italien zur Ruhe begeben durfte. Espartero, zum Siegesherzog ernannt, war der erste Mann Spaniens geworden, zu dem die Nation um so mehr aufblickte, als die Regentin noch wenig Löbliches gethan hatte.

Christine wußte sich auch bei den Christinos keine Achtung zu erwerben. Trotz des Elends, das sie allenthalben umgab, sorgte sie nur für ihren Liebling, einen Leibgardisten Muñoz, den sie zum Herzog von Rianzares erhob und erst heimlich 1833, dann öffentlich 1844 heirathete. Mit den Cortes, die sich in die Parteien der Moderatos und Progressisten schieden, wußte sie sich nie recht zu stellen; kaum war eine Kammer gewählt, so wurde sie wieder aufgelöst; kaum hatte ein Minister sich an dornichte Fragen gewagt, so mußte er wieder abtreten. Der Geldnoth zu steuern, hob Mendizabal 1835 etwa 900 Klöster auf, ohne doch die Mönchsorden abzuschaffen; da wurden in grausigen Ausbrüchen Mönche und Nonnen ermordet, Jesuiten und Pfaffen verjagt, viele Klöster aber verbrannt, worüber der des Judenthums beschuldigte Minister abdanken mußte. Auch Unruhen der Progressisten brachen in den Städten aus, und die Garde erhob sich im gleichen Sinne am 13. Aug. 36. Auf dem Lustschloß

La Granja drangen Soldaten bis in's Schlafgemach der Regentin und zwangen sie, die Verfassung des J. 1812 einzuführen, welche denn auch 1837, noch einigermaßen revidirt, in's Leben trat. Christine aber fuhr fort, die eigene Gewalt möglichst auszudehnen und rief 1840 durch ein Gesetz über die Wahlen der Gemeindebehörden einen Aufstand in Madrid hervor. Hieher war eben Espartero unterwegs, seinen Siegeseinzug zu halten; er sollte nun auch hier die Empörung niederkämpfen. Da er sich dessen weigerte, blieb ihr nichts übrig, als ihn 16. Sept. 40 zum Ministerpräsidenten zu ernennen, womit der Sieg der Progressisten entschieden war. Christine sah sich jetzt dermaßen verlassen, daß sie vorzog die Regentschaft niederzulegen (Okt.) und ihrem lang bekämpften Schwager Karlos nach Frankreich zu folgen.

Espartero wurde von den Cortes Mai 41 zum Regenten Spaniens und zum Vormund Isabella's und ihrer Schwester ernannt. Er versuchte sich nun auch als Staatsmann, vermochte aber nur wenig zu ordnen; weil ihm Christinens Geld und Louis Philipps Einfluß entgegenarbeitete, lehnte er sich mehr an England an, was ihm neue Gegner auch unter Progressisten erweckte. Der Papst verdammte ihn ohnehin als einen Kirchenräuber. Daß er 1842 das aufrührerische Barcelona bombardirte, wurde ihm als eine Tyrannei verdacht. Der begabteste seiner Nebenbuhler, General Narvaez, landete in Valencia, sammelte die Moderados um sich und zog unbehindert in Madrid ein; Espartero sah sich plötzlich verlassen und flüchtete Juli 43 nach England.

Narvaez ward Herzog von Valencia; er ließ Isabella, das 13jährige Mädchen, für volljährig erklären und rief Christine, d. h. den Einfluß Louis Philipps, nach Spanien zurück. Das führte zu bedeutenden Verfassungsänderungen, indem die Versöhnung mit Rom angestrebt und die Macht der Cortes beschnitten wurde; immerhin hatte Spanien jetzt endlich eine Regierung. Den greisen Bürgerkönig und die unheimliche Christine aber beschäf-

tigte ein großer Heirathsplan für die Töchter der letzteren. Am liebsten hätte Louis Philipp seinem Sohne Aumale die junge Königin vermählt; weil aber der englische Minister Palmerston dagegen protestirte, mußte er sich begnügen, seinem Sohne Montpensier die Hand der Schwester zu verschaffen. Und damit diesem und seinen Nachkommen die Anwartschaft auf den spanischen Thron gesichert werde, mußte die arme Isabella ihren schwächlichen Vetter, Franz von Assis, nehmen. Alles das wurde von Louis Philipp im größten Geheimniß betrieben, weil er damit sein, der Königin von England gegebenes Wort brach. Plötzlich erfuhr die Welt die verhängnißvolle Doppelheirath des 16. Okt. 1846.

Wenn diese List Louis Philipp die Freundschaft der englischen Regierung kostete, ohne doch die gewünschten Früchte einzubringen, so war sie geradezu verderblich für die arme Königin und ihr armes Spanien. Die lebenslustige Isabella fand ihren Franz zum Sterben langweilig, verjagte den Gemahl aus dem Schloß und vergnügte sich in la Granja mit dem jungen General Serrano und andern Offizieren. Unter dem Einfluß dieser Progressisten entzog sie sich den Einreden ihrer Mutter und begann sogar wieder den Verkauf der Kirchengüter. Doch gelang es endlich dem edleren Narvaez wieder an's Ruder zu kommen; er vermochte die Königin zu einem anständigeren Leben und bewog sie, ihrem Gemahl wenigstens mit äußerlicher Achtung zu begegnen. Immerhin blieb die Ehe eine so unglückliche, daß sie geradezu als der Hauptgrund für die endliche Vertreibung der Königin bezeichnet werden muß. Die Spanier schämten sich, nach einem Ferdinand VII. noch von einer Christina und Isabella regiert zu werden.

Fügen wir gleich bei, daß Narvaez im Sinn der Moderados das Staatsruder lenkte, bis 1851 Christina das Beispiel Napoleons III. nachahmte und sich seiner entledigte, um ein Willkührregiment zu versuchen. Nun theilten sich Beichtväter und Nonnen mit Günstlingen und

Bankiers in die Ausübung der Staatsmacht. Gegen diese Camarilla erhob der moderatistische General Odonnel Juli 1854 die Fahne der Revolution; und wenn auch die Progressisten mit Espartero noch einmal in der allgemeinen Bewegung obenauf kamen, wenn auch Narvaez, von den kirchlich Gesinnten unterstützt, zwischenhinein die Oberhand gewann, so wußte doch Odonnel (ein Irensohn) aus Moderados und Progressisten eine „liberale Union" zusammenzubringen, mittelst deren er 1858 wieder zur Gewalt gelangte und sie fünf Jahre lang behauptete. Eine seltene Ruhezeit für das von Parteien nach allen Seiten hin gezerrte Spanien, wo nun endlich auch für Heer und Flotte gesorgt und ein Eisenbahnsystem eingeführt wurde. Odonnel suchte sodann im Verein mit Napoleon III. an der äußeren Machtstellung der romanischen Völker, die so sichtlich im Niedergang begriffen war, auch seinestheils etwas zu bessern. Als Berberstämme die spanischen Küstenpunkte Gibraltar gegenüber bedrängten, unternahm er einen Feldzug gegen Marocco, der zur Eroberung Tetuans führte, aber außer einigem Kriegsruhm keinerlei Gewinn eintrug (März 60). Er brachte auch San Domingo, die Osthälfte von Haiti, 1861 wieder an Spanien, das es jedoch, weil zu kostspielig, wieder aufgab; Seekriege gegen Peru und Chili vergeudeten nur die kaum gewonnenen Kräfte des Staats. Auch in die Unternehmung Napoleons gegen Mexiko ließ er sich 1861 mit hineinziehen, da er hoffte dort einen spanischen Prinzen auf den Thron zu bringen; als Napoleons Plane sich deutlicher enthüllten, zog er sich davon zurück. Nun hatte auch Odonnel sich abgenützt und die Moderados kamen 63—65 wieder an's Ruder. Odonnel verdrängte sie noch einmal. Doch ihm gegenüber erhob sich General Prim, um einen neuen Gedanken auszuführen, die „iberische" Union; denn da die Königin alle Achtung verloren hatte, konnte man wohl daran denken, sich der Bourbonen zu entledigen, damit Portugals König auch über Spanien herrsche oder eine gemeinsame republikanische Verfassung

beide Länder zumal beglücke. Als Odonnel den rebellischen General 1866 über die portugiesische Grenze gejagt, sich selbst aber nur Feinde gemacht hatte, zog der Hof Narvaez wieder hervor. Der führte nun einen Staatsstreich aus, verhaftete die Häupter der Liberalen, um sie zu deportiren, daß der bis in die Wurzel erschütterte Thron Isabella's noch einmal sichergestellt werde. Da starb er 23. April 68, nur etliche Monate nach seinem im französischen Exil verschiedenen Nebenbuhler Odonnel, und mit ihm sank die letzte Stütze der armen Isabella.

§ 14. Der Bürgerkönig.

Louis Philipp saß auf keinem bequemen Thron, so unzweifelhaft ihm selbst sein Beruf scheinen mochte, die Monarchie mit der Volkssouveränität zu versöhnen. Ob er auf den Thron gelangte, weil er ein Bourbon war, oder wiewohl er es war, ob der Zuruf der Kammern die Wahl durch's Volk ersetzen konnte, diese und andere Fragen mochten ihn gleichgültig lassen, so lang er nur selbst fest darauf saß. Gewiß ist doch, daß die Unsicherheit seines Rechts sich wie ein dunkler Schatten über seine ganze Regierung hinzog und ihn aus dem Tasten und Balanciren heraus zu keinem selbstgewissen Handeln vorschreiten ließ. Er sollte erfahren, daß die Revolution in Frankreich mit allem Loyalismus aufgeräumt hatte. Wie viel war da zu thun, um fest zu sitzen; wie wenig Zeit blieb übrig, die Wohlfahrt des Staats zu fördern!

Die „richtige Mitte" halten, war sein Grundgedanke, und dabei stützte er sich, wie er selbst ein guter Haushalter war, auf die Kreise der Geldmänner und der Wohlhabenden. Damit konnten sich die Legitimisten nicht befreunden, die nun größtentheils aus dem Staatsdienst sich zurückzogen. Doch war kaum zu befürchten, daß sie ihm wirkliche Gefahr bereiten konnten. Anders stand's auf der linken Seite, wo die feurigsten Kämpfer für Freiheit, Gleichheit und andere unbestimmte Ideale standen, unter

sich vielfach zertheilt, doch alle für Grundsätze begeistert, welche auch ein größeres Genie als Louis Philipp nicht nach Wunsch hätte verwirklichen können. Bald genug merkten nicht blos Republikaner, wie Lafayette, sondern auch Halbrepublikaner, wie der erste Minister Laffitte, daß der König auch etwas sein und bedeuten wollte, daher jener den Oberbefehl über die Nationalgarden und dieser sein Ministerium abgab. Das letztere geschah im März 1831, weil der König hinter dem Rücken seines Ministers den Oestreichern gestattet hatte, die italienische Revolution in Bologna niederzuwerfen.

Der energische Casimir Perier suchte nun mit Glück seinen Gedanken: Friede nach Außen, Ruhe im Innern, durchzuführen, ohne daß der König zu viel dreinreden durfte. Die Legitimisten hatten schon am 13. Febr. versucht, die Erinnerung an den vor 11 Jahren ermordeten Herzog von Berry (und seinen Sohn) durch einen Trauergottesdienst neu zu beleben. Der frivole Pöbel sah darin eine Herausforderung, drang in die Kirche und zertrümmerte die Heiligthümer; ja noch am nächsten Tage stürmte und leerte er den Palast des Erzbischofs, ohne von den Behörden viel behindert zu werden. Als dagegen die Nachricht von Warschaus Fall zu einem republikanischen Aufstand benützt wurde, ließ Perier mit aller Strenge die Ruhe herstellen und die Empörung von 40,000 brotlosen Seidearbeitern in Lyon wurde Nov. 1831 energisch niedergekämpft. Ebenso ergieng es einer Erhebung der vulkanisch erregten Pariser, die beim Leichenbegängniß des republikanischen Generals Lamarque 5. Jan. 32 in einen erbitterten Straßenkampf ausbrachen. Unbequem freilich war's dem Minister, daß in dieser Nothzeit der König, der bei seiner Thronbesteigung an 6 Mill. Civilliste übrig genug zu haben erklärte, nun ihrer 18 wünschte; er vermochte jedoch die Kammern, ihm 12 zu bewilligen.

Nach außen wußte Perier die Würde Frankreichs aufrecht zu erhalten; als die Oestreicher wiederum das empörte Bologna besetzten, sandte er eine Flotte, um Ancona

in französische Hände zu bringen. Damit zeigte er, daß Metternich nicht mehr ganz Italien wie ein ihm anvertrautes Gut behandeln dürfe; auch blieben die Rothhosen 7 Jahre in Ancona, gerade so lange wie die Oestreicher in der Romagna. Nun eben stattete die Cholera dem leichtsinnigen Paris ihren ersten Besuch ab, wo sie unheimliche Gerüchte von Brunnenvergiftung und grausame Mordthaten gegen Verdächtige hervorrief. Perier besuchte samt dem König die Choleraspitäler, wurde von der Seuche ergriffen und starb 16. Mai 32. Fortan übernahm der König selbst den Vorsitz im Ministerrathe und mußte somit auch die Gehässigkeit aller Maßregeln in eigener Person tragen.

Minister waren nun der geschickte Leiter des Militärwesens, Marschall Soult, und der sittenstrenge, gedankenreiche, aber den Parisern durch seinen professorartigen „Genferton" widerwärtige Guizot, der doch durch die Einführung des unverantwortlich vernachlässigten Volksunterrichts 1833 sich bleibende Verdienste erwarb. Zu beklagen war nur, daß für die Gewinnung von 40,000 Schullehrern nicht gesorgt wurde, daher das Meiste an den geistlichen Orden hängen blieb. Dazu wechselten die Minister so oft, daß keiner Zeit hatte, seine Gedanken auszuführen. Auch eine neue Religion kam jetzt in Frankreich auf. Ein Graf St. Simon († 1825), der sich berufen glaubte, der Welt zum ewigen Frieden zu verhelfen, hatte die bürgerliche Gesellschaft durch Aufhebung des Privatbesitzes, der Erb- und Familienrechte, sowie Organisirung der Industrie wiedergebären wollen. Ein neues Christenthum „von dieser Welt" sollte die Mehrzahl der Menschen, die Armen, dem höchsten Glück entgegenführen. Das schlug bei überspannten Jünglingen ein, deren einer, Enfantin, Prophet, ja Messias des neuen Glaubens wurde. Uneinigkeiten unter den Saintsimonisten führten zu einer gerichtlichen Klage, und diese zum Bekanntwerden ihrer verderblichen Grundsätze; denn auch Aufhebung der Ehe und „die freie Frau" fanden sich

darunter. So verbot man also ihre Zusammenkünfte und bestrafte die Häupter.

Der St. Simonismus gieng nun zwar in seiner Lächerlichkeit unter, allein was ihm zu Grunde lag, der Gedanke an ein neues soziales System, das Alle glücklich mache, fraß in der Stille weiter. Unter den Bourbonen waren nur 80,000 Franzosen Wähler gewesen und hatten in den Kammern für die Vertretung ihrer Interessen sorgen können; auf 281,000 höchst besteuerte war allerdings ihre Zahl unter dem Bürgerkönig angewachsen. Wer sorgte aber für die minderbesteuerten, die völlig Unwissenden, wer für die ganz armen, die Taglöhner, die Blousenmänner? Dafür mußte Rath geschafft werden, und so erhob sich denn in vielerlei Gestalten das Gespenst des Sozialismus, der nach Babeufs Vorgang (III, 568) eine gleiche Vertheilung der Glücksgüter anstrebt. Geheime Gesellschaften schoßen wie Pilze auf, z. B. die egalitaires (Gleichmacher), welche sich vorsetzten, die Ehe, den Luxus und die großen Städte zu vernichten; die milderen Ikarier (Himmelanfliegende) unter einem gewissen Cabet, die später nach Amerika auswanderten, um ihre Träume von Gütergemeinschaft (Communismus) zu verleiblichen, dann aber in Illinois durch den kläglichen Ausfall ihres Versuchs enttäuscht wurden; ein Fourier, der je 1500 Menschen zu einer Phalanx vereinigen und gemeinsames Leben organisiren wollte; ein Proudhon, der lehrte, daß das Eigenthum der Diebstahl und jede Autorität eine Tyrannei sei ꝛc. Ein hirnverbrannter Philosoph Comte († 1856) hat alle diese Gedanken in eine Religion gebracht, welche unter dem Namen Positivismus bei vielen, die kein Jenseits mehr ertragen können, tüchtig rumort.

Verglichen mit diesen alles unterminirenden Kräften, durch welche der letzte Rest von Ehrfurcht verschwand, war es ein Kinderspiel, daß auch die Legitimisten sich regten. Die Herzogin von Berry ließ sich von Anhängern ihres Sohnes, Heinrichs V., bewegen, aus Italien zu

kommen, das Land zu durchstreifen und die Vendée zur Erneuerung der alten Kämpfe aufzurufen. Es sammelten sich tapfere Häuflein von Getreuen, die aber bald von der Uebermacht zersprengt waren. Die Herzogin gefiel sich in den Gefahren der Flucht von Schloß zu Schloß, hielt sich zuletzt bei Freunden in Nantes Monate lang verborgen, wurde jedoch durch ihren Unterhändler, den Juden Deutz, für 500,000 Fcs. verrathen und Nov. 1832 aus einem hinter dem Kamin angebrachten Versteck, halbgebraten, herausgetrieben und gefangen gesetzt. Was sollte ihr Oheim nun mit ihr beginnen? Aus dieser Verlegenheit riß ihn die Nachricht, daß sie einem sicilianischen Marquis Lucchesi heimlich angetraut sei, dem sie auch im Gefängniß eine Tochter gebar; sie war damit unschädlich geworden und konnte ohne Anstand freigelassen werden. Doch wußten die Republikaner auch aus diesem Vorfall Kapital zu schlagen, indem sie dem König seinen Mangel an ritterlichem Zartsinn aufrückten.

Er konnte es dieser Partei mit nichts recht machen; selbst die Milde, womit ihre Aufstände (April 34 zu Lyon und Paris) abgeurtheilt wurden, mehrte nur den Haß gegen den Bürgerkönig. Am 28. Juli 35 ritt er zur Feier des glorreichen Juli über die Boulevards, die prächtig aufziehende Nationalgarde zu mustern. Da fliegt aus einem Fenster ein Kugelhagel auf des Königs Umgebung; 60 Personen, darunter der greise Marschall Mortier, wälzen sich in ihrem Blute. Der König aber durch Annahme einer Bittschrift etwas aufgehalten, gieng unversehrt aus und er behauptete bei dem grausen Vorfall eine so würdige Haltung neben dem tiefsten Gefühl, daß sich wieder mehr Herzen ihm zuwandten. Der Verfertiger dieser Höllenmaschine, ein Korse Fieschi, wurde hingerichtet; doch folgte ihm noch eine lange Reihe von Nacheiferern oder Affen, ein Alibaud 1836, Meunier 37, Darmes 40 2c., ohne je den König zu verletzen.

Da die Ostmächte dem König ihre Achtung in diesen Gefahren nicht versagen konnten, derselbe auch (Sept. 35)

die Presse ꝛc. strenger zügelte, zeigten sie ihm mehr und mehr ein freundliches Entgegenkommen. Der Thronerbe, Herzog von Orleans, wurde auf einem Besuch in Berlin und Wien mit Wohlwollen aufgenommen und fand eine deutsche Braut, Helene von Mecklenburg, die den Muth hatte, sein Loos zu theilen (1837). Durch einen Sturz aus dem Wagen verunglückte aber dieser eine wirklich vielgeliebte Orleans schon am 13. Juli 1842, und seine Gemahlin starb 1858 in der Verbannung, ohne für ihren Sohn, den Grafen von Paris, eine schönere Zukunft vorauszusehen, als die eines Heinrich V.

Drohend meldete sich eben jetzt ein anderer Name an, der Frankreichs Zukunft zu gestalten für seine eigenste Aufgabe ansah. Nachdem der Herzog von Reichstadt 1832 in Wien gestorben war, hielt sich Louis Napoleon, ein Sohn des Exkönigs von Holland (III, 635) und der abenteuerlichen Hortense Beauharnais, für den Erben des großen Kaisers. Geboren 20. April 1808, hatte er in Augsburg Latein gelernt, auf dem Schloß Arenenberg in Thurgau sich mit Schweizern befreundet und war vom General Dufour in der Artilleriewissenschaft unterrichtet worden; dann war er 1831 in Begleitung seines älteren Bruders nach Italien geeilt, um mit den Carbonari für die Revolution zu fechten, und konnte, nachdem der Bruder dort den Tod gefunden, nur mühsam entrinnen, um es mit dem polnischen Aufstand zu versuchen. In der Schweiz sagte er allen seinen Bekannten mit unerschütterlicher Gewißheit, daß er noch einmal Kaiser werde. Er knüpfte mit napoleonischen Offizieren Verbindungen an, und erschien plötzlich 30. Okt. 36 im Hof der Artilleriekaserne von Straßburg, wo ihn ein lautes Vive l'empereur! empfieng. Bei der Infanterie dagegen wollte der Zauber seines Namens nicht verfangen; sie nahm den Abenteurer gefangen. Louis Philipp gedachte an die Wechselfälle seiner eigenen Jugendjahre und sandte den kecken Prätendenten ohne weitere Untersuchung nach Amerika, gab ihm auch großmüthig noch einiges Reisegeld mit. Dieses milde

Urtheil hatte für den König die unangenehme Folge, daß die Geschwornen in Straßburg auch 7 Mitschuldige des Prinzen freisprachen, und zwar unter dem Jubel der Bevölkerung, welche den Urheber zu schonen und die Gehilfen zu bestrafen für unbillig erklärte.

Als Thiers, der längst den Kaiser Napoleon zu verherrlichen bestrebt gewesen war, vorsitzender Minister wurde (März bis Okt. 40), verfiel er auf ein ächt französisches Mittel, die öffentliche Meinung zu gewinnen, indem er sich die Leiche Napoleons von England erbat. Dieses war eben erpicht darauf, das anspruchsvolle Egypten nicht unter französischen Einfluß gerathen zu lassen (S. 45), und sein Minister Palmerston gab den Todten gern heraus. Ein Sohn des Königs, der Flottenführer Prinz Joinville, grub ihn aus und brachte ihn nach Frankreich, wo 15. Dez. 1840 die Beisetzung im Invalidendom einer ungeheuren Menschenmenge ein prächtiges Fest bereitete. „Aber wenn nun der Kaiser aus seinem Sarkophag aufstände?" war eine damals vielgehörte Warnungsfrage, die an den Bürgerkönig noch in ganz anderer Gestalt herantrat. — Louis Napoleon nämlich war von Amerika in die Schweiz zurückgekehrt, von wo er, da Frankreich diesem Asyl aller politischen Flüchtlinge schon mit Krieg drohte, nach England übersiedelte. Er verlangte in seinen „napoleonischen Ideen", daß man nicht allein die Asche, sondern die Gedanken des Kaisers zurückbringen müsse. Dann kleidete er einige 50 Leute in Uniformen der alten Kaisergarde und landete mit ihnen 6. Aug. 40 in Boulogne, wo er einen lebendigen Adler über Frankreich hin in die Luft steigen ließ. Die Rothhosen sahen dem Wunder unentschlossen zu. Als aber die Zollsoldaten auf den Napoleoniden eindrangen, schoß er auf einen sein Pistol ab, warf sich dann in's Boot, und da dieses umschlug, wurde er triefend aus dem Wasser gezogen und nach Paris gebracht. Vor den Pairshof gestellt, vertheidigte er mit festem Glauben seinen Napoleonismus, dem ja eben jetzt ganz Frankreich huldige, und

die Volkssouveränität, und wurde zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt. Aus der Festung Ham entrann er 25. Mai 46 als Maurergeselle Badinguet in Hemdärmeln, ein Brett auf dem Kopf und eine Tabakspfeife im Mund, und wurde von seinen Freunden glücklich über die belgische Grenze geschafft. Etwas hatte er immerhin durch diese Abenteuerlichkeiten gewonnen, daß man in Frankreich seinen Namen nicht vergessen konnte; wohl hatte er sich lächerlich gemacht, galt aber darum auch für harmlos.

In die Tage des Ministeriums Thiers fällt noch eine Neuerung. Thiers bedrohte damals Deutschland, um es von England abwendig zu machen, mit einem Angriff auf den Rhein, was große Gährung und allerlei Kriegslieder auf beiden Ufern desselben hervorrief. Er zerrte auch an Piemont, daß dieses im östlichen Italien vordringe und ihm dafür Savoyen überlasse, drang aber nicht durch. In diesem gährungsvollen Sommer wurde beschlossen, Paris mit einem Gürtel von Festungen zu umgeben, ein gewaltiges Werk, das 1841 ausgeführt wurde, in der eiteln Hoffnung, es könnte auch die Hauptstadt vor Aufständen bewahren.

Vom Okt. 40 an erhielt sich Guizot in der Gunst und im Rath des Königs, den er nur allzu treu bediente, ohne je beim Volke beliebt zu werden, wozu Thiers bittere Opposition und die Beschuldigung, Guizot bücke sich vor dem Ausland, gar viel beitrug. Es war im Grunde ein unablässiger Kampf um das Dasein der Monarchie; diese half sich von Tag zu Tag weiter bald durch Zugeständnisse, bald durch Widerstand, dann wieder mit Gehenlassen, durchweg ein Leben aus der Hand in den Mund. Um die Socialisten, die am 12. Mai 39 unter Barbes und Blanqui wieder einen verunglückten Aufstand wagten und jederzeit im Dunkeln wühlten, erfolgreicher zu bekämpfen, neigte der Hof zusehends zur kirchlichen Partei hinüber. Doch weil die Gehässigkeit des Pfaffenregiments in der Hauptstadt möglichst vermieden werden mußte, gab sich die Regierung mehr im Ausland als im Innern zum

Handlanger Roms her. „Frankreich nach Außen ist gleichbedeutend mit Katholicismus," das war die Phrase, die der Protestant Guizot nach dem Sinn der römisch-frommen Königin vertreten mußte. Sämmtliche Consuln und Gesandte, alle Kriegsschiffe der großen Nation und die Gouverneure ihrer Kolonien hatten sich im Dienste Roms zu mühen, sei's nun, um den Maroniten im Libanon (1841 und 45) zum Bekämpfen der Drusen beizustehen, die Markesas-Inseln 1842 zu besetzen, bedrängte Missionare in Annam (1843—45) durch drohend anklopfende Kriegsschiffe zu befreien, oder den Jesuiten und den Branntweinhändlern die protestantisch gewordenen Hawaii-Inseln zu öffnen (1839). In Tahiti fanden die Priester noch mehr zu thun; hier wurde die evangelische Fürstin Pomare durch Admiral Thouars gezwungen, 1842 Frankreichs König um sein Protektorat zu ersuchen; als der grobe Seemann später 1843 eine nicht-französische Flagge über der Königin Palast sah, erklärte er sie für abgesetzt und nahm den englischen Consul gefangen. Das führte zu einem verzweifelten Krieg mit den schwachen Insulanern (1844—46) und zu Verwicklungen mit England, dessen Consul die endlich versprochene Entschädigung doch nie bekam. Immerhin ließen die Engländer nicht mit sich spassen; daher mußte Frankreich mit dem Protektorat über Tahiti vorlieb nehmen und die Souveränität Pomare's auf andern Inseln anerkennen. So wurde aus diesen frommen Anläufen ein kleinliches Treiben, das seinen Zweck völlig verfehlte und die Protestanten aller Länder gegen den Fortbestand dieser Regierung sehr gleichgültig machte.

Günstiger für die Ehre Frankreichs, aber noch viel kostspieliger war, was in Algeria geschah. Es währte geraume Zeit, bis Louis Philipp sich entschloß, die Eroberung der Stadt Algier (S. 58) durch die Besetzung der Provinz zu ergänzen; und zu einer wirklich gedeihlichen Kolonisation ist es bis heute noch nicht gekommen. Generale und Soldaten hatten erst den Kampf mit den

fanatischen Araber= und Berberstämmen zu lernen, und der Emir Abdelkader, der seit 1832 den heiligen Krieg gegen die Unglaubigen predigte und die Flamme des Religionshasses anblies, machte ihnen viel zu schaffen; kaum war er geschlagen, so tauchte er wieder mit neuen Streitkräften auf und schien nie um Listen oder Hilfsmittel verlegen. General Bugeaud mußte 1837 mit ihm einen Frieden schließen, während dessen die Eroberung der numidischen Landscha't Constantine gelang. Im Okt. 1839 aber erneuerte Abdelkader den Krieg. Bugeaud führte ihn s. 1841 in der Weise, daß er nach dem Vorbild der Eingebornen unaufhörliche Razzias (Raubzüge) bald gegen diesen, bald gegen jenen Stamm führte, bis sie alle eingeschüchtert waren. Da mußte endlich der Prophet bei Abderrahman, dem Kaiser von Marocco Zuflucht suchen. Diesen zwang sein fanatisches Volk, sich mit den Franken zu messen; aber Bugeaud erfocht bei Isly 14. Aug. 44 einen glänzenden Sieg, der den Kaiser zum Frieden nöthigte. Abdelkader war nun vogelfrei; aber den Vogel zu fangen wollte nicht gelingen, vielmehr entbrannte der Kampf auf immer mehreren Punkten und wurde immer grausamer geführt. Einen Kabylenstamm, der sich mit Weib und Kind, 800 Mann stark, in eine Höhle geflüchtet hatte und von Ergebung nichts hören wollte, ließ Oberst Pelissier 1845 durch den Rauch eines gewaltigen Holzstoßes ersticken. Endlich sah sich Abdelkader überall umringt, auch von den Marokkanern bekämpft, daher er Dez. 47 dem Herzog von Aumale sich ergab, wie er ausbedang, zum freien Abzug in's Morgenland. Das gegebene Versprechen wurde ihm jedoch nicht gehalten. Er hatte 5 Jahre in Frankreich als Gefangener zuzubringen, ehe Napoleon III. ihm 1852 die Freiheit schenkte, worauf er sich nach Asien begab. In Damaskus hat er bei der Christenschlächterei des J. 1860 durch seine menschenfreundliche Entschlossenheit sich noch das Großkreuz der Ehrenlegion verdient. Erst 1857 aber vollendete General

Randon durch Unterwerfung Kabyliens die Eroberung des Landes bis an den Rand der Saharawüste.

Louis Philipp und sein Regierungssystem hatte sich im Lauf der Jahre abgenützt. Man achtete ihn wenig, trotz seiner unleugbaren Tugenden und seines musterhaften Familienlebens; es hieß, er selbst liebe das Geld zu sehr und gewinne die Kammermitglieder durch Zusicherung von persönlichen Vortheilen, die Wähler derselben aber durch Bestechung. So verlangten nun Thiers und Barrot eine „Wahlreform," damit eine reinere Vertretung der Nation zu Stande komme; und da zwei Minister 1847 wegen groben Unterschleifs verurtheilt wurden, sah man bald alle Regierenden für gleich käuflich und verächtlich an, und rüstete sich zum Sturze Guizots mit aller List und Kraft. Umsonst warnte der König in seiner Thronrede Dez. 47 vor „feindseligen, blinden Leidenschaften;" die Franzosen wollten einmal wieder was Neues haben, und es gelang ihnen unverhofft schnell im Febr. 1848, nachdem Bewegungen in der Schweiz und in Italien die herrschende Gährung gesteigert hatten.

§ 15. Der Sonderbundkrieg.

Die Kantone der Schweiz hatten seit Aug. 1815 eine neue Bundesverfassung erhalten, welche an der Herrschaft der Geschlechter nichts veränderte. Diese Patricier leiteten alle Geschäfte, ohne daß von strenger Verantwortlichkeit die Rede war; ihr Walten befriedigte jedoch im Ganzen die Städte, welchen die Landschaft wenig drein reden konnte. Denn durchgängig herrschte in den größeren und gebildeteren Kantonen die wohlhabende Bürgerschaft der Hauptstädte, während in der stockkatholischen innern Schweiz die Bauernversammlungen unter der Leitung der Adeligen oder Pfarrer ihr gewohntes Wesen trieben. An mannichfaltigen Rechtsungleichheiten wurde kaum gerüttelt; das staatliche Leben schien fast erstickt. Die Tagsatzung aber, welche die Centralregierung vorstellte, und bald in Bern, bald in Zürich oder Luzern sich zur Berathung

einfand, machte sich durch Nichtsthun fast so verachtet wie der deutsche Bundestag. Metternich erstreckte seine Polizeimeisterei auch auf die Schweiz, indem er von ihr namentlich die Ausweisung von freisinnigen Flüchtlingen aus Deutschland und Italien mit Drohworten verlangte; und die Tagsatzung war ihm meist zu Willen, während die einzelnen Kantone etwas fester das Gastrecht wahrten. Daß 1818 die Jesuiten sich in Freiburg festsetzten und, 1828 aus Frankreich ausgewiesen, in Masse dahin strömten, ärgerte Viele; aber zu einer kräftigen Gegenwirkung kam es nicht, bis die Julirevolution das Volk aufweckte.

Als die rothen Söldnerregimenter, welche für Karl X. gestritten hatten (S. 59), in die Schweiz zurückkehrten, erschollen schriftliche Weckrufe gemäßigter Patrioten, denen der Vorort Bern Sept. 1830 durch ein warnendes Kreisschreiben an die Kantone erst die allgemeine Aufmerksamkeit zuwandte. Bern verlangte nämlich, daß gegen die aufreizenden Zeitungen eingeschritten und alle Ruhestörung vermieden werde. Zürich antwortete darauf, die Bewegung der Gemüther habe nichts Beunruhigendes, wofern sie richtig geleitet werde. Bald traten Versammlungen der Einsichtigeren da und dort zusammen und besprachen, wie die Bürgerwünsche nach größerer Rechtsgleichheit erfüllt werden könnten; suchten dann die Regierungen diese Wünsche hinzuhalten, so versammelten sich Volksmassen, bei denen die Schreier und Gleichmacher in's Vordertreffen traten; wurde darauf von oben herab gedroht, so riefen die Glocken den Landsturm heraus. Da kam es denn auch wohl zu Schüssen. Irgendwie hatten durch solchen Druck der Volkspartei 10—11 Kantone ihre Verfassungen rasch so umgestaltet, daß das Land demokratisirt wurde, wenn auch einzelnen Städten noch Bevorzugungen zuerkannt blieben. Der Bauer war dem Fürsprech oder Professor oder Patricier doch ziemlich unsanft auf die Füße getreten; die Staatslasten wurden gleichmäßiger vertheilt, die Zahl der Stimmfähigen ungemein erweitert,

bis zum 20jährigen Jüngling herab, die Lust und Kunst des Regierens allgemeiner verbreitet. Luzern (Jan. 31), Freiburg (Febr.), Thurgau und Zürich (März), Aargau, St. Gallen, Waadt (Mai) rc. giengen voran; Bern folgte im Okt. Basel unterdrückte zuerst die Bewegung in der Landschaft, indem es Liestal mit Truppen besetzte, und glaubte dann (Febr.) mit einer mäßigen Reform durchzukommen; allein nach blutigen Zusammenstößen zog es der Einwilligung in die Landschaftsforderungen die Trennung in zwei Halbkantone vor 1832. In Neuenburg, das ungeschickt genug Fürstenthum und Kanton zugleich war, schlug der preußische General Pfuel 1831 die Bewegung mit den Waffen nieder.

Im Ganzen war eine größere Gleichartigkeit des Verfassungslebens im aufgeklärteren Theil der Schweiz erreicht; 7 demokratische Kantone, darunter die Vororte Bern, Zürich, Luzern schloßen schon das Siebener Concordat Juli 1832, das auf eine Umänderung der Bundesakte hinarbeitete. Dagegen vereinten sich nun aber (Nov.) 4 katholische Kantone mit Basel und Neuenburg zu Sarnen, um weitere Neuerungen abzuwehren. Heftige Debatten folgten. Eidgenössische Truppen schritten gegen Basel und Schwyz ein, und die Tagsatzung löste den Sarner Bund auf. Eine Umgestaltung der Bundesakte kam noch nicht zu Stande; man begnügte sich, das Heer- und Zollwesen einheitlicher zu ordnen.

Indessen war nun die Schweiz der Tummelplatz aller radikalen Geister geworden, die von hier aus Italien, Deutschland, Frankreich zu republikanisiren gedachten. So stiftete der Genuese Mazzini das „junge Italien" und vermochte es (Febr. 34) zu einem tollen Einfall in Savoyen, der aber an der Theilnahmlosigkeit der Bauern scheiterte. Darüber beschwerten sich und drohten ernstlich die Nachbarmächte, am bittersten Louis Philipp 1838, wegen Louis Napoleon (S. 92); doch gab die Tagsatzung, auf Englands starke Fürsprache bauend, diesen Einmischungen des Auslands nur halbes Gehör.

Da den Radikalen im Verlauf dieser Bewegungen immer gewisser wurde, daß Rom der gefährlichste der Gegner sei, welche die volle Einigung der Schweiz aufhielten, ergrimmten sie mehr und mehr gegen die Klöster, als den Herd aller Unruhen. Aargau hob 1841 die seinen auf und nahm ihr Vermögen für Zwecke des Unterrichts und der Wohlthätigkeit in Beschlag; eine Rücksichtslosigkeit, welche sowohl die Nachkommen der habsburgischen Gründer als die strengen Katholiken der innern Schweiz tief verletzte. Letztere arbeiteten um so rühriger auf Ausdehnung des römischen Einflusses hin und siegten 1844 in Wallis und Luzern, wo alsbald die Jesuiten ebenso rücksichtslos ihre Herrschaft durchführten. In Wallis wurde den Protestanten sogar der Hausgottesdienst untersagt, aus Luzern flüchteten 1200 Bürger. Umsonst versuchte der Oberst Ochsenbein von Bern einen Freischaarenzug in den letzteren Kanton, 1845; er wurde blutig zurückgeschlagen. Und jetzt schlossen die 7 Kantone Luzern, Schwyz, Unterwalden, Uri, Zug, Freiburg und Wallis einen Sonderbund zu gegenseitigem Schutz; die Tagsatzung aber wurde von Zürich gebeten, den Sonderbund aufzulösen. Nachdem auch Genf revolutionirt und den Fortschrittlern beigetreten war, beschloß die Tagsatzung 20. Juli 47 die Auflösung des Sonderbunds und die Vertreibung der Jesuiten. Doch da man in Luzern auf die Hilfe der Großmächte baute, wurde dieses Verlangen kalt abgewiesen; so kam es denn zum offenen Kriege über den Fortbestand der Kantonalsouveränität.

Die Tagsatzung bot 95,000 Mann auf und stellte sie unter den Oberbefehl des Genfers Dufour, der nach Palmerstons Rath, um den katholischen Mächten keine Zeit zum Eingreifen zu lassen, den Krieg auf's allerschnellste beendigte. Er besetzte erst Freiburg, besiegte dann 23. Nov. 1847 bei Gislikon den Gegner Salis und unterwarf im Nu Luzern und die übrigen Kantone. Binnen 9 Tagen war die Schweiz von den Jesuiten gesäubert. Die besiegten Kantone mußten die Kriegskosten

bezahlen (woran man ihnen ihrer Armut wegen später etwas nachließ) und liberalere Regierungen einsetzen. Sofort aber machte man sich an die Reform der Bundesverfassung, die am 2. Sept. 48 fertig wurde und die Umwandlung des Staatenbundes in einen Bundesstaat zuwegbrachte. In der Hauptstadt Bern sitzt seither der auf drei Jahre gewählte Bundesrath aus sieben Mitgliedern, von denen eines alljährlich zum Präsidenten ernannt wird. Im Gesetzgeben unterstützt ihn ein Ständerath, der aus 44 Vertretern der Kantonsregierungen besteht, und ein Nationalrath, dessen Mitglieder von allen mindestens 20 Jahre alten Schweizern gewählt sind.

Metternich und Guizot zürnten sehr über dieses rasche Vorgehen, waren aber schon selbst Flüchtlinge, als dasselbe zum Abschluß kam. Das Beispiel der kleinen Schweiz, die ihre Angelegenheiten so frisch erledigte, ohne die fremden Gesandten dreinreden zu lassen, wirkte weithin elektrisch auf die Völker; namentlich auf diejenigen, welche wie Deutschland und Italien gleichfalls einer durchgreifenderen Einigung zustrebten. Und als in Frankreich die Februarrevolution ausbrach, wehte dieser neue Wind wiederum so lustig über den Jura, daß eine Freischaar von Chaux de fonds aufbrach 29. Febr. 48 und die preußische Regierung in Neuenburg über Nacht stürzte. Die Tagsatzung hatte daran ihr Wohlgefallen, löste einseitig das Band, welches jenes Fürstenthum mit Preußen verband, und nahm es als Kanton in den neuen Bundesstaat auf. Verfassungsänderungen im Innern eines Landes lassen sich eben kaum bewerkstelligen, ohne das Verhältniß zu andern Staaten wesentlich zu stören. —

Führen wir die Geschichte der Schweiz gleich weiter fort! Der preußische König behielt sich seine Rechte auf Neuenburg vor, machte sie aber erst geltend, als 3. Sept. 56 eine Schaar Royalisten Neuenburg für ihn wieder durch einen Handstreich in Besitz nahm, freilich nur um nach etlichen Tagen von Berner Truppen gefangen genommen zu werden. Es kam zu Rüstungen in Preußen und

in der Schweiz; doch widersetzte sich Süddeutschland, von Oestreich unterstützt, dem Durchmarsch der Preußen, daher der friedfertige König 1857 gegen Zusicherung von Straflosigkeit an die royalistischen Gefangenen auf das angestammte Fürstenthum verzichtete. Die Entschädigung von 2 Mill. Frcs., welche ihm zuerkannt wurde, wies er zurück. — Seither entwickelte sich das Verfassungsleben weiter, indem zuerst etliche 50 Kantonale Verfassungsänderungen beliebt wurden, denen 1866 und 72 auch Anläufe zur Revision der Bundesverfassung folgten. Die Kantonssouveränität sollte noch weiter beschränkt und namentlich die Militärordnung, die da und dort sehr im Argen lag, der Bundesbehörde übertragen werden. Dann wünschte man allen Schweizern unentgeldlichen Unterricht zu ermöglichen, die Eheschließung zu erleichtern, schon auch die Todesstrafe abzuschaffen. Die tolle Steigerung der Freiheit aber, welche die Züricher Demokratie in dem sog. Referendum verlangte, daß nämlich alle Gesetze der Bundesvertretung wieder von den einzelnen Bürgern geprüft und durch Abstimmung in den Gemeinden angenommen oder verworfen werden sollen, wurde so gemildert, daß nur ein fakultatives Referendum besteht, wenn 8 Kantone oder 30,000 Bürger erneuerte Berathung über ein Gesetz verlangen sollten. Am 12. Mai 1872 wurde die erste Revision von 261,000 gegen 255,000 Stimmen verworfen. Am 19. Apr. 74 aber siegte die Revision mit 340,000 gegen 198,000 Stimmen. Zugleich wurden die Landeskirchen in Neuenburg, Basel, Bern, Genf, Thurgau so revolutionirt, daß an die Stelle der Bekenntnißkirche die Volkskirche trat, welche das Bekenntniß für entbehrlich erklärte. Ein Schritt, der natürlich zur Bildung freier Kirchen führte und sich in seinen Folgen noch nicht übersehen läßt.

Ein Hauptwerth dieses regsamen Freistaats für seine Nachbarn liegt darin, daß auf diesem schmalen Boden ein Versuchsfeld angelegt ist für allerlei politische Experimente. Sagt ein Versuch den Schweizern nicht zu, so können sie

ihn mit leichter Mühe wieder zurücknehmen; in beiden Fällen, ob er mißräth oder gelingt, lernen die Nachbarn etwas aus dem Vorgange.

§ 16. Anläufe zur Einigung Italiens.

Als die Julirevolution ausbrach, lag Grabesstille über Italien; die östreichische geheime Polizei hielt alles für ruhig, ja hoffte, man wünsche auch im Kirchenstaate lieber noch östreichisch zu werden, als päpstlich zu bleiben. Dennoch wühlten in der Stille die geheimen Gesellschaften, und einer, dem sie zu ängstlich schienen, der „ewige Verschwörer" Mazzini (1808—72), begann jetzt seine Lebensarbeit (S. 98), indem er das Losungswort Dio e popolo ausgab und auf die Umwandlung Italiens in eine katholisch fromme Republik losstrebte. Von der bonapartischen Familie, deren Hauptquartiere Rom und Florenz waren, wandten sich die Söhne des Exkönigs von Holland Geheimbünden zu, in welchen für die Befreiung Spaniens und Italiens und die Bildung einer lateinischen Liga gegen die Uebermacht der heiligen Allianz gewirkt wurde. Als Febr. 32 Papst Gregor XVI. gewählt worden war, brachte der mit den Napoleoniden einverstandene Menotti die Revolution in Modena zum Ausbruch, worauf sich auch Bologna, Ravenna und die Romagna erhoben; Parma verjagte seine Herzogin Marie Louise, und fast der ganze Kirchenstaat schloß sich dem Aufstand an. Ohne Blutvergießen schien Mittelitalien frei werden zu sollen; die weltliche Gewalt des Papstes ward abgeschafft und die freien Provinzen suchten sich zu einem Staate zu bilden.

Aber der östreichische General Frimond überwand mit leichter Mühe die Aufständischen; schon am 29. März rückten seine Truppen in der letzten Feste der Revolution, in Ankona ein. Der ältere Sohn Hortenses starb auf diesen abenteuerlichen Zügen an den Masern, den zweiten, Louis Napoleon, wußte mütterliche List den Oestreichern zu entziehen (S. 91). Er sollte Italien erst nach

28 Jahren die damals zugedachten Dienste leisten. Die äußere Ruhe war bald wieder hergestellt, im Ganzen mit Milde; nur der Herzog von Modena strafte streng durch Hinrichtung Menottis und seiner Genossen.

Die Mißstände aber wurden nicht abgeschafft;. daher trat auch keine Befriedigung ein, vielmehr vereinigten sich immer entschiedener alle strebsamen Geister im Haß gegen die Fremdenregierung, ohne welche die Revolution freien Lauf gehabt hätte. „Tod den Deutschen!" wurde ihr Feldgeschrei, und Mazzini sorgte durch seine Mitverschworenen, bald von London, bald von der Schweiz aus, daß der nationale Gedanke stets wach blieb und sich ausbreitete. Auch Karl Albert, 1831—49 König von Sardinien, wurde ein Hoffnungsstern für genügsamere Gemüther; er führte allerhand Verbesserungen im Innern ein und machte Piemont zu einem wirksamen Herd der Literatur, die im übrigen Italien geächtet war. Der Philosoph Gioberti verbreitete da seine Träume von einem Bunde der italienischen Staaten unter dem Primat des Papstes, wenn dieser sich erst von den Jesuiten lossagen wollte; Balbo schrieb mit Wärme die Geschichte Italiens und fand Leser, die wünschten und hofften, Italien werde auch wieder einmal Geschichte machen. — Und nun besteigt, statt des finstern Gregor, der humane Graf Mastai, als Pius IX., den päpstlichen Thron 16. Juni 1846. Wie liebenswürdig ließ sich doch dieser Freimaurer und Hasser Oesterreichs an! Bald prangte sein Bild in allen liberalen Häusern neben dem eines Gioberti; denn er begnadigt die politischen Verbrecher und ruft Verbannte zurück; die Presse darf sich freier bewegen (nur bleiben die Bibelgesellschaften verflucht), und statt der greisen Kardinäle werden geschäftserfahrene Laien in die Verwaltung berufen. Notabeln aus den Provinzen treten in den Staatsrath, der weise Reformen vorschlagen soll, die Stadt Rom erhält eine freisinnige Gemeindeverfassung, und — es ist Ernst! — der milde Papst sucht sie zur Bundesstadt für alle Regierungen Italiens zu machen.

Rom wurde nicht müde, Evviva Pio IX. zu rufen; in Mailand und Modena freilich galt dieser Ruf für eine ketzerische, revolutionäre Losung; Oestreich mußte fürchten, daß das Papstthum, wie in Belgien und Polen, sich mit der Revolution gegen die h. Allianz verbinde. In geistlichen Dingen freilich geberdete sich Pius als unfehlbarer Absolutist. Für Italien aber gab er den neuen Ton an, der nicht nur einem Metternich unbeschreiblich absurd klang, sondern selbst dem Jesuitengeneral das Urtheil entlockte: der Papst ist eine Geisel der Kirche. Mit Toskana und Sardinien schloß er einen gegen Oestreich gerichteten Zollvertrag, und schon am 8. Febr. 48 gab letzteres, am 17. ersteres nach Palmerstons Rath eine freisinnige Verfassung. Die Waldenser in Piemont wurden endlich in die Menschenrechte, die sie unter Napoleon genossen, wieder eingesetzt. Die Sicilianer wollten nicht dahinten bleiben und empörten sich 12. Jan. 48 gegen die neapolitanische Besatzung, welche wohl die Stadt bombardirte, aber zuletzt sie räumen mußte. Den Sturm zu beschwören, ertheilte Ferdinand II. auch den Neapolitanern eine liberale Verfassung 24. Febr. Das war der Tag, an welchem Louis Philipps Thron umgeworfen wurde; und die erzählten Bewegungen der Schweiz und Italiens hatten auch das Ihrige beigetragen, den Franzosen längere Ruhe unerträglich zu machen.

II. Die Zeit neuer Staatenbildungen.

Napoleon hat auf St. Helena geäußert: in 50 Jahren wird Europa republikanisch oder kosakisch sein. Die 50 Jahre sind vorüber, die Weissagung ist aber nicht in Erfüllung gegangen. Zu beidem freilich schienen sich die Dinge je und je anzulassen, und zwar nie drohender zum Republikanischwerden als in dem Verwirrungsjahr 1848.

Dennoch hat diese Epoche des Umsturzes zu einem andern als dem prophezeiten Verlauf geführt. Es stellt sich heraus, daß was die Zeit anstrebte, nicht blos neue Verfassungsformen waren, sondern daß nach dem Vorgang der Schweiz neue Staatenbildungen, vornehmlich in Mitteleuropa (Italien, Deutschland, Oestreich-Ungarn), entstehen sollten. Diese Umwälzungen sind aber verbunden mit einer zusehends steigenden Theilnahme des Volks an den Aufgaben seiner Regierung, so daß man allerdings von einer zunehmenden Republikanisirung oder Amerikanisirung Europas sprechen kann. Was aus dem Hintergrunde der Zukunft früher oder später noch auftauchen wird, ob „die Republik der Vereinigten Staaten Europas," oder die Herrschaft einer internationalen Verbindung aller Gottesfeinde, oder der Sieg des antinationalen Jesuitenordens &c.: wer wollte wagen, das heute auch nur anzudeuten! Nur wird die Sorge für den Arbeiterstand und die Lösung der socialen Frage zusehends wichtiger als alle politischen Streitigkeiten.

§ 1. Die Februarrevolution.

Ein geistreicher Franzose Tocqueville sprach es Jan. 48 in der Kammer der Abgeordneten aus: „Die öffentliche Sittlichkeit ist in einem Zustand der Entartung, welcher bald, vielleicht alsbald, uns in neue Revolutionen jagen wird." Die Meisten lachten, der Mann hatte aber der ganzen Strömung auf den Grund gesehen, welche der Dichter Lamartine mit dem Wort bezeichnet hatte: Frankreich langweilt sich. Alles erhitzte sich in Paris gegen die Corruption am Hof, in den höhern Ständen, unter den Besitzenden; aber nicht das verletzte Tugendgefühl, sondern eine gleiche Corruption unter den Armen war der Grund dieses Eiferns. Die Pariser wollten ein Schaustück und sie bekamen es.

Die Oppositionspartei der Herren Thiers, Barrot &c., welche „Wahlreform" auf ihrem Schilde führte und mit großer Bitterkeit den sittenreinen Guizot bekämpfte, kün-

digte für den 22. Febr. 48 ein großartiges Reformbankett an, da prachtvoll getafelt und geredet werden sollte. Als der Minister diese Kundgebung verbot, wenigstens der eingeladenen Nationalgarde die Theilnahme untersagte, gab man das Bankett auf; dafür rächte sich aber die um ein Schauspiel betrogene Menge durch Bauen von Barrikaden und einzelne Zusammenstöße mit den Truppen. Da bei dieser Gelegenheit mit Lust bemerkt wurde, daß die Nationalgarde die Truppen nicht unterstützte, waren die Leiter der Geheimbünde darauf bedacht, alle ihre Mitglieder zu bewaffnen; und die Unruhen mehrten sich am 23., indem die Nationalgarde heiter mitrief: Es lebe die Reform! Nieder mit Guizot! Der König, von einer unerklärlichen Schwäche befallen, entließ 2 Uhr Nachmittags den treuen Diener ohne Noth, worüber die Freude so groß war, daß man vielfach in den Straßen illuminirte. — Aber ein neues Ministerium ließ sich nicht im Nu bilden, so fehlte die sichere Leitung im Augenblick der Entscheidung. Nachts 10 Uhr, als das Volk auf den lichterstrahlenden Boulevards hin- und herwogte, getheilt zwischen dem Stolz eines errungenen Siegs und der Lust zu weiterem Wagniß, führte der verwegene Lagrange, der 1834 den Lyoner Aufstand geleitet hatte, seine wilde Rotte unter Vorantragung der rothen Fahne vor das Justizministerium, dem die Fenster eingeworfen wurden. Ebenso wollte man's in Guizots Amtswohnung halten. Hier aber stand ein Wachposten von 50 Mann. Lagrange schoß auf das Pferd des Befehlshabers, worauf der Posten mit einer Salve antwortete. Das war's, was Lagrange wollte: nun hatte man Todte und Verwundete, so viel man brauchte, um Paris zur Fieberhitze zu steigern. Die Leichen wurden auf Karren geladen und unter Fackelbegleitung und dem Ruf: „Wir sind verrathen! man mordet das Volk! zu den Waffen!" durch alle Straßen geführt. Zahllose Barrikaden erstanden wie durch ein Zauberwort und der Aufstand wurde gefährlich.

Louis Philipp war bereits rathlos; er ernannte den

Marschall Bugeaud zum Oberbefehlshaber der Truppen und zwar mußte er einen schon entlassenen Minister bitten, seinen Namen unter das Dekret zu setzen; er fahndete ordentlich nach Ministern und verfiel jetzt auf Thiers. Die Republikaner aber merkten, daß keine Regierung existirte, und stürmten vorwärts, ohne dem Volk Zeit zur Besinnung zu lassen. Am 24., da Bugeaud eben seinen Angriffsplan ausführen wollte, ersetzte ihn Thiers durch den General Lamoriciere. Aber das Volk hörte nicht mehr auf die einst gefeierten Namen Thiers, Barrot ꝛc. Vormittags stürmte und leerte es das Palais Royal, um Mittag gieng's gegen die Tuilerien.

Plötzlich, um 1 Uhr, stürzt ein witziger Redakteur Girardin in den Palast und räth dem verwirrten König zur Abdankung, um seinem Enkel den Thron zu retten: „wenn Ew. Majestät nicht auf der Stelle entsagen, so gibt es in zwei Stunden kein Königthum mehr!" Die Königin widersetzte sich dieser Anmuthung; Bugeaud verlangte einen Kampf auf Leben und Tod; aber ein Sohn selbst, der Herzog von Montpensier sprach zu; der König schwankte, setzte die Feder an und ab, und schrieb endlich, er verzichte auf die Krone zu Gunsten seines Enkels, des Grafen von Paris. Nun gab es keine Regierung mehr.

Die Nachricht verbreitete sich rasch, ermuthigte aber nur die Rothen zur Vollendung des Zerstörungsspasses. Als der greise König seiner Gemahlin den Arm reichte, um das zweitemal in die Verbannung zu wandern, sagte sie zu Thiers: „Das ist Ihr Werk, mein Herr! Sie verdienten nicht, einen so guten König zu haben." Thiers entfernte sich schweigend; er hatte nur Guizot stürzen wollen! Der König sagte zur schluchzenden Herzogin von Orleans: „Helene, bleiben Sie bei den Kindern!" schritt mit seiner Gemahlin durch den Tuileriengarten und fuhr in Fiakern ab.

Helene mit ihren beiden Kindern folgte dem erfahrenen Präsidenten Dupin in die Deputirtenkammer, wo sie achtungsvoll empfangen wurde. Aber während die

konservativen Mitglieder bebten, schlug ein Republikaner, Marie, vor, eine provisorische Regierung einzusetzen. Die Galerieen klatschten Beifall, und blutbefleckte, trunkene Blousenmänner, die schon in den Kellern der Tuilerien sich umgesehen hatten, drangen jetzt in den Saal. Unter dem wilden Ruf: „Nieder mit der Regentschaft! Nieder mit allen Bourbonen! Nieder mit der bestochenen Kammer!" wird diese gesprengt. Mit Mühe rettet sich die Herzogin aus dem Gedränge, mit Todesmuth wehrt sie sich für die schon von ihr gerissenen Knaben; den halbzertretenen jüngern erhält sie erst nach bangen 24 Stunden wieder. Mit ihnen flüchtet sie nach Deutschland.

Indessen waren die Tuilerien geplündert und verwüstet worden. Die Krone hatte man zerbrochen, den Thron am Fuß der Julisäule verbrannt. Aus republikanischen Deputirten und Zeitungsschreibern bildete sich eine provisorische Regierung, die sehr bestürzt und verlegen ihrer ungeheuren Aufgabe sich unterzog. Zum Glück besaß sie in dem eitlen Lamartine, der sich später rühmte: ich allein machte diese Revolution, einen geschickten Phrasendrechsler, an dessen schwungvollen Reden alle Parteien ihre Freude haben konnten. Am Morgen des 25. Febr. erfuhr Paris und bald ganz Frankreich, daß ihm das Glück einer Republik beschert sei, indem „eine Revolution der Verachtung" den Bürgerkönig weggefegt und „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" verwirklicht habe.

Louis Philipp hörte die Schreckensnachricht in Dreux und eilte der Nordküste zu, oft ausrufend: Ganz wie Karl X.! Fast wie der, nur würdeloser entkam er, als Engländer verkleidet, „ein Mr. Smith, mit Mme. Lebrun" auf das englische Postschiff und zog sich nach Claremont, einem Schlosse seines Schwiegersohns Leopold, zurück. Zwei seiner Söhne, Joinville, der die Flotte im Mittelmeer kommandirte, und Aumale, Statthalter von Algerien, fanden sich bewogen, ihre Stellen niederzulegen und nach England zu reisen. Im Mai war dort die ganze Familie glücklich beisammen; der kluge, emsige König aber,

dessen Lebensgebäude so plötzlich zu Boden gestürzt war, fühlte sich doch sehr gebeugt und starb 26. Aug. 50 ohne Hoffnung auf Wiedererhebung seiner Familie.

Am 25. Febr. wankte schon auch die neue Regierung; 30,000 Bewaffnete umgaben das Stadthaus, wo die provisorischen Herren saßen, und die greuliche Masse schrie: „Es lebe die demokratische und sozialistische Republik!" Sie verlangten mit Aufstoßen der Gewehrkolben: Einführung der Gütergemeinschaft, Errichtung einer Proletarierregierung und Annahme der rothen Fahne. Hatte 1789 der dritte Stand gesiegt, so sollte diesmal wenigstens, nachdem man ihn a. 1830 getäuscht, der vierte Stand den Lohn seiner Blutarbeit einstreichen. Lamartine, der einige Stunden lang das Glück des Königseins geschmeckt, leistete an diesem heißen Tage sein Aeußerstes mit Beschwichtigen, Versprechen und Ausreden; und Gott erbarmte sich Frankreichs so weit, daß die Republik nicht gleich als Pöbelherrschaft auftrat, sondern die Schreckensmänner den günstigen Augenblick versäumten, damit den Freunden der Ordnung Zeit bliebe sich zu verständigen.

Doch von den Nöthen Frankreichs können wir hier nicht weiter erzählen, da zuerst von der zündenden Wirkung, welche die Februarrevolution in ganz Mitteleuropa ausübte, geredet werden muß. Noch im Februar (27) zog eine Volksversammlung von Mannheim nach Karlsruhe und bekam alle verlangten Freiheiten bewilligt; am Rhein hin erlebten Nassau, Darmstadt 2c. nach einander einen ähnlichen Umschwung. Zugleich (29. Febr.) vertrieben schweizerische Aufrührer den preußischen Gouverneur aus Neuenburg (S. 100). Am 3. März donnerte Kossuth im ungarischen Reichstag und verlangte eine Verfassung für alle Völker Oestreichs; damit kam 13. März die Revolutionirung Wiens und Oestreichs in Gang. Am 18. erhob sich Mailand und setzte Italien in Flammen. Zugleich siegte die Revolution in Berlin und die Polen standen gegen Preußen auf, wie die Schleswig-Holsteiner gegen Dänemark. Am 20. mußte Ludwig von Baiern

abdanken; am 31. versammelte sich ein Vorparlament in Frankfurt, um Deutschland umzuschaffen. Ein ungeheurer Kessel öffnet sich da vor unsern Augen, in welchem alles durcheinander brodelt, so daß sich die einzelnen Begebenheiten nur schwer einreihen lassen. Nie noch hatte Frankreich den glänzenden Ruhm, der Tonangeber für Europa zu sein, in so ausgedehnter Weise verdient: Alles lechzte nach Grundrechten, und suchte alle mögliche und unmögliche Menschenrechte festzustellen, von denen wohl das verhängnißvollste das allgemeine Stimmrecht ist. Durch die Klugheit Leopolds I. (S. 66), der sich erbot, seinem Volke die Kosten einer Revolution durch Abdankung, falls sie gewünscht werde, zu ersparen, blieb Belgien von dem Revolutionsfieber unangesteckt. Und als die englischen Chartisten (S. 51) London mit einem großen Tage beglücken wollten, reihten sich alle ruhigen Bürger in die Polizei ein und erwehrten sich durch ihre feste Haltung der Unruhestifter. Holland begnügte sich mit Einführung einer freisinnigeren Verfassung. Durch das übrige Mitteleuropa aber grassirte das welsche Fieber unaufhaltsam weiter, bis es sich ausgetobt und durch seine bitteren Früchte die Völker über die Jämmerlichkeit seiner Wurzel aufgeklärt hatte.

§ 2. Oestreich will zerfallen.

Unter dem schwachen Ferdinand I. (1835—48) hatte Metternich noch unumschränkter seine Politik des Stillstands fortgeführt, und ebendamit Oestreich dem deutschen Leben immer mehr entfremdet. Daß sich mittlerweile die einzelnen Nationalitäten des Reichs innerlich sammelten und ausbildeten, kümmerte den hohen Leiter wenig. So bitter die Deutschen in Italien gehaßt wurden, war doch die Regierung nirgends darauf bedacht, das deutsche Element zu stärken; vielmehr vereinigten sich an der Südgrenze Polizei und Klerus in dem Bestreben, alles zu verwelschen, bis die romanische Sprache auf die Wasserscheide der Alpen heraufgerückt war. Geborne Deutsche

mußten italienisch beichten, dann blieben sie doch von protestantischen Ketzereien verschont, wegen deren 1837 noch 440 Zillerthaler aus Tyrol nach Preußen auszuwandern gezwungen wurden. Oestreich sagte sich damit im Grunde vom deutschen Bundesrechte los, das allen Deutschen Religionsduldung zusicherte; aber ein Italiener Giovanelli herrschte in den Tyrolerständen, und durfte harmlose Deutsche ohne weiteres aus dem Lande hinausdrücken und fremde Jesuiten dafür hereinrufen. Dann entdeckte Prof. Frapporti 1840 das Trentino (Welschtyrol) als einen Bestandtheil Italiens; hiegegen hatte die Censur nichts einzuwenden. — In Ungarn belebte seit 1825 der „große Graf" Szechenyi den Gebrauch der magyarischen Sprache, und weckte tausend schlafende Kräfte; seit 1833 wirkte der leidenschaftslose Deak für zweckmäßige Reformen. Nachdem sie den sichern Fortschritt angebahnt, wurden sie freilich bald von eiteln Schreiern überholt. Aehnliche Bestrebungen erwachten unter den vielsprachigen Slaven, den Tschechen in Böhmen, den Slovaken in Oberungarn, den Serben im Süden, auch bei den Rumänen in Siebenbürgen; Metternich blieb ruhig. Nur als die Polen 1846 von Krakau aus wieder einmal einen Aufstand entflammten, ließ er die Bauern gegen ihre Grundherren, den polnischen Adel los, und benützte die Abneigung der griechisch-katholischen Ruthenen gegen die Polen Galiziens, welchem damals die Freistadt Krakau einverleibt wurde, zu einer scharfen Lektion für die Edelleute. Er dachte wohl, im Nothfall lasse sich immer in gleicher Weise eine Nationalität gegen die andere aufspielen. Aber er verrechnete sich.

Die Nachricht von der Februarrevolution elektrisirte die gemüthlichen Freisinnigen in Wien; dringend baten sie um Preß- Rede- Lehr- Lern- und Glaubensfreiheit. Als am 13. März der niederöstreichische Landtag eröffnet wurde, sammelten sich Tausende vor dem Landhaus und hörten einem Studenten zu, wie er eine aufwiegelnde Rede des ungarischen Volksmanns Kossuth vorlas, der

3. März in Preßburg eine Verfassung für alle Länder Oestreichs verlangt hatte. Wie schlug doch dessen Klage ein über den „erstickenden Dampf des tödtlichen Windes, der aus den Bleikammern der Wiener Regierung alles niederdrückend, lähmend, vergiftend einherwehe!" Auf allgemeines Andrängen mußten die Stände die Wünsche der Bürger in die Hofburg überbringen. Als sie da vornehm abgelehnt wurden, reizten Studenten das Volk zum Widerstand gegen die Truppen auf, und ehe man recht wußte, wie, war alles bewilligt und Metternich auf der Flucht nach England. Nun schalteten in kindischer Lust Studenten und die Bürgerwehr; als Kossuth 15. März mit den ungarischen Deputirten in Wien eintraf, wurde er unter Fackelschein und Musik im Triumph empfangen und rief durch seine zündenden Freiheitsreden einen grenzenlosen Jubeltaumel hervor.

Während die Wiener mit Revolution spielten, erreichten die Ungarn ihren Herzenswunsch, ein gesondertes Magyarisches Ministerium (unter Batthianyi). Ihren Reichstag, dem 11. April ihr „König" Ferdinand seine letzte, ihr Thun bestätigende, magyarische Thronrede halten mußte, verlegten sie von Preßburg nach Pest. Zuvor aber zwangen fortgesetzte Tumulte der Wiener den armen Ferdinand, 17. Mai nach Innsbruck zu fliehen.

Indessen war die Po-Ebene in Flammen gerathen. Schon am 18. März erhob sich Mailand und nöthigte durch einen zweitägigen Straßenkampf den 82jährigen Feldmarschall Radetzky, sich aus der Stadt in das Festungsviereck von Mantua und Verona (mit Peschiera und Legnano) zurückzuziehen. Auch Venedig erhob sich am 22. März unter dem Advokaten Manin und zwang den Kommandanten Zichy zur Uebergabe. Die Herzoge von Modena und Parma mußten nach Oestreich flüchten, und nun konnte Karl Albert (S. 103) sich den Volkswünschen nicht länger entziehen. Er hatte erst noch den schweizerischen Sonderbund mit Geld und Waffen unterstützt; als Oestreich Ferrara besetzte, war er auch Aug. 47

bereit gewesen, gegen dasselbe für den Papst zu kämpfen. Jetzt am 23. März erklärte er den Lombarden seinen Entschluß, ihnen zu Hilfe zu eilen, in der Hoffnung, Piemont damit vor einer Umwälzung zu bewahren und ein oberitalisches Reich zu gründen, stark genug, den Kern eines künftigen Italiens zu bilden.

Bei St. Lucia (6. Mai) maßen sich die Piemontesen, durch sonstigen italienischen Zulauf nur schwach verstärkt, mit dem unerschütterlichen Radetzky; am 30. trugen sie bei Goito einen Sieg davon, nahmen auch das ausgehungerte Peschiera ein. Oestreich hätte nun gegen Uebernahme eines Theils der Staatsschuld die Lombardei freigelassen, um nur Venetien zu behalten; Karl Albert aber sah auch dieses schon als gewonnen an und versäumte den günstigen Augenblick. Durch ungarische Regimenter verstärkt errang Radetzky 25. Juli bei Custozza einen glänzenden Sieg und drang gegen Mailand vor, aus dem der Sardinier, mit Koth beworfen von seinen wüthenden neuen Unterthanen, mühlich entrann. Er schloß 9. Aug. einen Waffenstillstand, der ihn auf seine früheren Grenzen beschränkte.

Wir fahren gleich weiter fort in Oberitalien. Der König war so tief gedemüthigt, daß er dem Drängen der radikalen Partei, das Kriegsglück nochmals zu versuchen, sich nicht entziehen konnte. Er übertrug dem Polen Chrzanowski den Oberbefehl über sein Heer, kündigte am 20. März 49 den Waffenstillstand, wurde aber schon ehe er über den Ticino setzen konnte, von Radetzky umgangen, überfallen und 23. März bei Novara so auf's Haupt geschlagen, daß er lebenssatt die Krone seinem Sohne Victor Emanuel übergab und nach Portugal reiste, wo er im Juli starb. Im Frieden von Mailand 6. Aug. behielt Sardinien seine Grenzen und zahlte nur 75 Mill. Frcs. Kriegsentschädigung. — Venedig, das sich erst an Sardinien angeschlossen, dann aber die Republik hergestellt hatte, wehrte sich wacker trotz Hunger und Seuche; erst 22. Aug. 49 kapitulirte sein starkmüthi-

ger Diktator Manin und wanderte in die Verbannung, um als Sprachlehrer in Paris sein Leben zu beschließen.

Damals hieß es, nur in seinem Heere unter Radetzky lebe Oestreich noch fort; im Sommer 1848 schien der Staat sonst allerwärts in Auflösung begriffen. Obwohl Erzherzog Stephan in Ungarn den Kaiser vertrat, herrschte doch der Phrasenheld Kossuth im Reichstag und fuhr fort, alle Länder der Stephanskrone, Siebenbürgen, Kroatien, Slavonien ꝛc. demselben einzuverleiben und das Magyarische als einzig gültige Sprache ihnen aufzudrängen. Die Kroaten aber unter L. Gaj wollten sich diese Sprache statt der lateinischen nicht aufnöthigen lassen und die übrigen Nichtmagyaren schlossen sich ihnen an. Nun wählten die Südslaven den ritterlichen Baron Jellacic zu ihrem Ban; obwohl Kossuth ihn vorfordert, weigert er sich nach Pest zu gehen, reist vielmehr nach Innsbruck und versichert den Kaiser, der schon ihn abgesetzt hatte, seiner unabänderlichen Ergebenheit. Dieser läßt nun geschehen, was er nicht zu hindern vermag, daß die Slaven sich gegen die Magyaren erheben. Sie erhielten Zuzug aus Serbien; die Armee aber theilte sich, wie es gerade glückte. Am 9. Sept. 48 überschritt Jellacic die ungarische Grenze und der grausige Racenkampf begann. Erzherzog Stephan, der umsonst vermitteln wollte, legte seine Würde als Palatinus von Ungarn nieder; der statt seiner nach Pest gesandte General Lamberg ward 28. Sept. vom sensenbewaffneten Pöbel auf der Donaubrücke ermordet. Jetzt ernannte der Kaiser Ban Jellacic zu seinem Stellvertreter in Ungarn 3. Okt., worauf der Reichstag damit antwortete, daß er Kossuth zum Diktator, Jellacic für einen Hochverräther erklärte. Dadurch war die Lossagung Ungarns vom Kaiserreich entschieden.

Zu gleicher Zeit regte sich in Böhmen der alte Haß der Tschechen gegen die deutsche Bevölkerung; jene verlangten auf einem Slavenkongreß in Prag 2. Juni, daß Böhmen mit Mähren ein besonderes Slavenreich bilde, für welches der Forscher böhmischer Alterthümer Palazky

und sein gewandter Schwiegersohn Rieger schon eine Konstitution ausarbeiteten. Es kommandirte aber in Prag Fürst Alfred Windischgrätz, ein adelstolzer, fester Mann und ausgezeichneter Reiteroffizier, der zwar die Bitte der kaiserlichen Familie, als Diktator den Sturm zu beschwören, abgelehnt hatte, übrigens seinen Posten treu auszufüllen entschlossen war. Als die meuterischen Tschechen 12. Juni die Truppen vor seinem Palast angriffen, stand seine Gemahlin am Fenster und lauschte; da wurde sie von einer Kugel getödtet. Noch ermahnte er zum Frieden; wie aber die Aufrührer weiter vorgiengen, schoß er mit Kanonen unter sie, sprengte den Slavenkongreß und warf den Aufstand nieder.

In Wien trat 22. Juli der Reichstag zusammen, welcher dem Völkergewirr Oestreichs eine Verfassung geben sollte; er war aus gar verschiedenen Leuten zusammengesetzt, schreibkundigen und nichtschreibenden, welche weder einander noch auch sich selbst recht verstanden; eine Leitung von Seiten der öfters wechselnden Minister wollte nicht eintreten, so war all' sein Thun nur eine Vermehrung des Wirrwars. Die Zeit der That war gekommen. Aber umsonst beschwor Windischgrätz den greisen Kriegsminister Graf Latour, doch stark aufzutreten. Als dieser einen Theil der Wiener Besatzung dem (29. Sept.) von den Ungarn geschlagenen Jellacic zu Hilfe schicken wollte, weigerte sich ein Grenadierbataillon; zugleich erhob sich der rasende Pöbel, von den Geldspenden Kossuths gewonnen und durch Polen und Italiener verstärkt, mordete Latour 6. Okt. mit Hammerschlägen und hängte den Leichnam an einen Laternenpfahl. Darnach wurde das Zeughaus erstürmt, wo sich die aus aller Welt herbeigeeilten Revolutionsmänner, Ungarn, Polen, Deutsche, Italiener zum Entscheidungskampfe mit Türkenwaffen 2c. ausrüsteten. Metternichs Wien war jetzt die Burg der Umsturzpartei geworden.

Der Reichstag gerieth in's Stocken; der Kaiser war 7. Sept. nach Olmütz geflohen; ein Ministerium bezahlte

die Armee, welche sich um Wien sammelte und hereinschoß, das andere die Nationalgarde und wer sonst noch hinausschoß. Der Mittelpunkt des militärischen Treibens war der Studentenausschuß; der Ausschuß der demokratischen Vereine aber amtete im Antenwirthshaus. Der polnische General Bem that, was sich in der Eile thun ließ, etwas Artillerie und Ulanen zu schaffen; und die Frankfurter Abgeordneten Blum und Fröbel verfaßten Adressen, um das Volk anzufeuern. Vor Wien aber lagerte sich 26. Okt. der zum Oberbefehlshaber ernannte Feldmarschall Windischgrätz; wie er die Stadt von Norden her faßte, so Jellacic mit seinen Kroaten und Auersperg mit der Wienerbesatzung, die er hinausgeführt hatte, im Süden. Der zweite allgemeine Sturm 28. Okt. brachte die Vorstädte in Jellacics Besitz; darauf verschwand der tüchtige Bem. Die Stadt ergab sich am 29. und wurde besetzt, als eben vom Stephansthurme aus das Nahen der ungarischen Armee erspäht wurde. Nun griffen die Freischaaren wieder zu den Waffen; doch Windischgrätz trieb die Ungarn zurück. Noch einen Tag tobte die schrecklichste Anarchie, bis am 31. die kaiserlichen Truppen die letzten Barrikaden erstürmt hatten. Windischgrätz hatte völlig freie Hand zu richten und zu strafen; Messenhauser, der die Nationalgarde befehligt hatte, Blum und andere Führer und Schriftsteller wurden erschossen.

Fürst Felix von Schwarzenberg übernahm 21. Nov. die Leitung des zerfallenden Staats mit anerkennenswerther Energie. Den Reichstag verlegte er nach Kremsier, wo er ihn noch etliche Monate berathen und streiten ließ, dann aber auflöste und selbst eine Verfassung verlieh (4. März 49), die er nach 2 Jahren wieder mit einem Federstrich beseitigte. Doch das geschah nicht mehr in Ferdinands I. Namen; der Minister bewog den tief erschütterten Kaiser abzudanken 2. Dez. 1848, worauf sein durch kein Versprechen gebundener Neffe Franz Joseph den Thron bestieg. (Erst 1875 starb der alte Kaiser in Prag.)

Denn alle die Zugeständnisse, welche Ferdinand den Ungarn gemacht hatte, konnte nur ein anderer Kaiser zurücknehmen. Die Ungarn aber merkten, was gegen sie im Werke war, und erkannten die Abdankung Ferdinands nicht an. Sie sollten mit den Waffen bezwungen werden, und wirklich drang Windischgrätz siegreich 5. Jan. 49 in Pest ein, von wo der Reichstag nach Debreczin verlegt worden war. Dagegen wurde General Puchner sammt einer russischen Hilfsschaar vom Bem aus Siebenbürgen hinausgeworfen, wo nun die armen Sachsen und Rumänen der Wuth der Magyaren und Szekler preisgegeben waren. Da wurden nicht blos die Menschen in Masse hingeschlachtet, sondern erst gefoltert und verstümmelt. Auch Görgey und Klapka kämpften glücklich gegen die Oestreicher; und der allgemeine Eindruck war, daß die Magyaren besser geführt wurden als ihre Gegner. Kossuth hatte erst den Polen Dembinski mit dem Oberbefehl betraut, als derselbe bei Kapolna 26. Febr. geschlagen wurde, mußte er auf den Wunsch des Heers die Führung an den gefeierten jungen Görgey abgeben. Dieser aber drang jetzt glücklich vor, überflügelte erst und besiegte Windischgrätz 6. Apr. bei Gödöllö, und drängte auch dessen Nachfolger Welden im Mai aus Pest-Ofen hinaus.

Oestreich erkannte, daß es ohne fremde Hilfe die Magyaren nicht unterwerfen könne; und doch war dieß zum Bestand der Monarchie nöthiger als je, nachdem Kossuth, trotz aller Einreden Görgey's, 14. April den Reichstag durch eine seiner blitzenden Kraftreden vermocht hatte, das Haus Habsburg für ewig aus Ungarn zu verbannen und die Republik zu proklamiren, deren Präsident natürlich er selbst wurde. Rußland durfte neben Polen einen solchen Freistaat nicht aufkommen lassen; und Nikolaus hatte schon im J. 1833, als Kaiser Franz ihm seine Besorgnisse um seines Sohnes Zukunft mittheilte, sich auf ein Knie niedergelassen und geschworen, diesem treu zur Seite stehen zu wollen. Als er nun mit dem

zarten Enkel jenes Franz in Warschau 21. Mai zusammentraf, war das russische Einschreiten bald geordnet. Der bewährte Paskewitsch sollte von den Karpathen mit 50,000 Russen herabsteigen, während 40,000 andere nach Siebenbürgen vordringen, und zugleich im Süden Jellacic, im Westen Haynau, bekannt durch grausame Niederwerfung des empörten Brescia, die Ungarn fassen sollten. Der letztere war schon am 12. Juli in Pest, der Todeskampf der Republik nahte unaufhaltsam seinem Ende. Meisterhaft schlug sich Görgey bis Arad durch die Russen hindurch, aber Dembinski und Bem erlagen ihren Gegnern. Am 10. Aug. dankte Kossuth ab, und Görgey trat als Diktator an seine Stelle; doch nur, um seine übrigen 23,000 Mann mit 130 Kanonen 13. Aug. bei Vilagos dem russischen General Rüdiger zu übergeben. Die andern Korpsführer folgten seinem Beispiel, zuletzt auch Klapka in Komorn. Kossuth mit den Polen (und der ungrischen Krone) flüchtete sich in die Türkei, wo viele Revolutionshelden den Islam annahmen. Paskewitsch aber meldete seinem Kaiser: „Ungarn liegt besiegt zu Ew. Majestät Füßen!" ein Wort, das freilich die östreichische Dankbarkeit nicht steigern konnte.

Haynau strafte streng und scharf, viele Kriegshäupter wurden durch Kugel oder Strang hingerichtet; der gemäßigte Minister Batthianyi sollte am Galgen sterben, schnitt sich Nachts aber den Hals durch und wurde Morgens vollends erschossen; Szecsenyi war geisteskrank geworden. Städte und Dörfer lagen verwüstet; die Verfassung Ungarns wurde aufgehoben, das Recht der Kroaten ebenso kühl beseitigt, und von Konstitution und Freiheit oder auch nur provincialer Selbständigkeit durfte bald im ganzen Länderkomplex der Monarchie nicht mehr gesprochen werden. Der Hof stützte sich wieder einfach auf die Armee und die Kirche. Letzterer räumte 1855 ein Concordat die unbedingte Gewalt über die Schule und die Ehen ein; Pfaffenthum und Polizeiwirthschaft reichten sich die Hände, um jeden Pulsschlag deutschen Denkens zu

unterdrücken und den Protestantismus auf den Aussterbe-etat zu setzen.

§ 3. Friedrich Wilhelm IV.

Die Februarrevolution sollte auch Preußen bis in's Mark erschüttern. Am 1. Juli 1840 war der sorgenvolle Friedrich Wilhelm III. zu seiner Ruhe eingegangen, nachdem er noch seinem Sohne empfohlen, nur immer mit Oestreich zu gehen! Er hatte sich zuletzt mit den strengen Katholiken verfeindet, weil diese sich dem Papste williger fügten als den Kabinetsordren aus Berlin. Bisher waren gemischte Ehen eingesegnet worden auch ohne das Versprechen katholischer Kindererziehung. Ein neuer Erzbischof von Köln aber, der unbeugsame Baron Droste, glaubte dem Papste sich unterwerfen zu müssen, und bedrohte jeden Priester, der dessen Breve zuwider handeln würde, mit Amtsentsetzung; zugleich sprach er das Recht an, theologische Professoren in Bonn zu ernennen und zu entsetzen. Da er den Landesgesetzen keinen Gehorsam versprechen wollte, wurde er 1837 verhaftet und auf die Festung abgeführt, was in Baiern und am Rhein böses Blut machte. Noch stärker war der Eindruck in Posen, als Erzbischof Dunin, der wegen des gleichen Streits nach Berlin verbracht war, 1839 mit Bruch seines Ehrenworts entfloh, um am Altar seiner Kathedrale zu knieen, und darauf in Colberg sitzen mußte. Sobald der wohlwollende Friedrich Wilhelm IV. auf den Thron kam, wurde Dunin die Rückkehr in seine Diöcese gewährt, Droste freigelassen und der katholischen Kirche eine freiere Bewegung gestattet, als ihr katholische Regierungen irgendwo einräumten. Auch Dissidenten wie die Altlutheraner durften sich kirchlich einrichten. Durch ganz Deutschland aber wehte ein frischer hoffnungsvoller Geist.

Ein hochbegabter und gründlich gebildeter Mann, voll Freude an Kunst und Wissenschaft, dürstend nach Thätigkeit und Mittheilung, mehr Deutscher als Preuße, saß nun auf dem Thron. Er amnestirte alle politischen Ver-

gehen, rief den freisinnigen General von Boyen in den Staatsrath, den wackern Arndt in seine Professur zurück, und sammelte die besten Männer Deutschlands, die Brüder Grimm, einen Schelling, Tieck, Cornelius, Kaulbach, Mendelssohn u. A. in sein Berlin. Mehr als je sollte Preußen sich mit den Blüthen Deutschlands schmücken, die deutsche Einheit sollte fester begründet, dem deutschen Bunde ein neues Leben eingehaucht werden. Und wahre Frömmigkeit nach Vermögen zu fördern und zu verbreiten, war ein Hauptanliegen des Mannes, der öffentlich ankündigte: Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen.

Es herrschte ein hoher Jubel bei den Krönungsfesten in Königsberg und Berlin. Aber beidemal wurde der König an die Verheißung seines Vaters, eine allgemeine Landesvertretung einzuführen, erinnert, und er antwortete deutlich genug, daß er nicht gesonnen sei, Reichsstände zu berufen, was eine sichtliche Mißstimmung erregte. Indessen wurden die Provinzialstände in thätigere Wirksamkeit gesetzt, und ihre Ausschüsse durften 1842 in Berlin zusammentreten, um über gemeinsame Staatsangelegenheiten zu berathen, was eine Art Abschlagszahlung für den gewünschten Reichstag sein mochte, obschon es die Gemüther nicht befriedigte. — Schon 1843 klagten auch die Provinzialstände, daß der Minister Eichhorn (d. h. der König) die kirchliche Richtung zu sehr begünstige. Die Mehrzahl der politischen Stimmführer aber war den kirchlichen Lehren entfremdet; wandten sie sich auch nicht dem „jungen Deutschland" zu, das eine französische Ungebundenheit predigte, so doch den Philosophen, die wie Dav. Strauß das Evangelium für Mythen erklärten, wie Bauer nur Lügen drin fanden, wie Feuerbach jede Art von Gott leugneten, und den „Lichtfreunden," welche da und dort in den Städten freie Gemeinden gründeten und ihr Vernunftchristenthum anpriesen. Daß der König mit England ein protestantisches Bisthum in Jerusalem gründete 1841, daß er für den

Ausbau des Kölner Doms schwärmte, stieß allgemein ab. Viel mehr erwartete man von den Deutschkatholiken, welche 1844 gegen die Wallfahrt zu dem ungenähten heil. Rock in Trier protestirten und in ganz Deutschland für ihre Art Reformation „bei Champagner und Rehbraten" warben, ohne etwas Bleibendes zu gründen.

Wie nun immer deutlicher sich offenbarte, daß der König zwar aus vollem Herzen sich in Offenheit der Rede gehen ließ, aber das Heft weder aus der Hand geben wollte, noch sich gefürchtet machte, sank er in tiefe Mißachtung. Ein Bürgermeister Tschech 1844 wagte zwei Kugeln auf ihn abzufeuern, ohne ihn zu verwunden. Am 3. Febr. 47 erschien ein Patent, das aus den Provinzialständen einen Vereinigten Landtag zusammenberief, der für Steuerfragen eine entscheidende, bei der Gesetzgebung aber nur eine berathende Stimme haben sollte. Diese zweite Abschlagszahlung kam zu spät und fiel zu dünn aus, um das Verlangen der Zeit zu stillen. Der König hielt 11. Apr. eine glänzende Eröffnungsrede, in der er sich verschwor, „nun und nimmermehr zuzugeben, daß sich ein beschriebenes Blatt zwischen unsern Herrn im Himmel und das Land als eine zweite Vorsehung eindränge; Preußen dürfe einmal nicht nach dem Willen von Majoritäten beherrscht werden." Dagegen sprachen die Freisinnigen ihre Erwartung aus, „diese Einrichtung werde der Anfang, nicht das Ziel der ständischen Entwicklung des Königreichs sein." Der König, der auf Dank gerechnet hatte, war verstimmt, bekannte aber auch, daß er die Gesetzgebung nicht für abgeschlossen halte. Die Opposition trat gegen die Regierung so herb auf, daß der Landtag 26. Juni 47 geschlossen wurde, ohne ein erhebliches Ergebniß außer dem, daß er die Geister mächtig aufgeregt hatte. Kluge Freunde trieben den König zum Wagniß einer That; er beantragte auch beim Bundestag die Freigebung der Presse, bei Oestreich eine Bundesreform mit gemeinsamem deutschen Bürgerrecht 2c.; aber es geschah nichts, bis der Pariser Funke einschlug.

Das südwestliche Deutschland stand in hellen Flammen, sobald die Februarrevolution bekannt wurde. Auch in Berlin hielt man Versammlungen, um über die Volkswünsche und Bittschriften an den König zu berathen; beim Nachhausegehen kam es schon 13. März zu einem Zusammenstoß mit Patrouillen, am 15. zu ernstlichen Verwundungen. Die Kunde vollends vom glorreichen Wienertag ließ die Berliner nicht mehr schlafen. Am 17. verlangte eine Kölner Deputation ausgedehntere Freiheiten, und der König sagte zu; am 18. klopften Berliner Abgeordnete noch lauter an, und ihre Wünsche wurden gewährt. Aufhebung der Censur, freie Verfassung, Umgestaltung des deutschen Bundes zum Bundesstaat mit Vertretung des Volkes beim Bunde rc. war alles schon um 2 Uhr im Extrablatt der Preußischen Zeitung zu lesen. Die Menge war freudig bewegt und brachte dem König ein Lebehoch; er trat zweimal auf den Balkon und wurde von tausendstimmigem Jubel begrüßt.

Aber nun fiel auf, daß alle Eingänge des Schlosses mit Militär besetzt waren, und zwar weil die Polizei erfahren hatte, dieser Tag sei für den Ausbruch der Revolution bestimmt; der Ruf: „Militär fort!" ward heftiger. Diese Zumuthung wies jedoch der König als unehrenvoll für die Truppen ab. Vielmehr suchten diese nun das Volk zurückzudrängen. Da fielen zwei Schüsse zufällig oder mit der gleichen Absicht wie dort vor Guizots Hause (S. 106). Die Menge glaubte sich verrathen, schrie: „man mordet uns! zu den Waffen!" und hatte nun, wornach sie lange gedürstet, einen glorreichen Parisertag. Alles floh aus einander, um 200 Barrikaden zu bauen, von denen auch eine Tricolore, die schwarzrothgoldne, wehte. Der Revolutionsrausch wollte sich einmal in toller That auswüthen, gleichsam um Entschädigung zu suchen für die aufgenöthigte dreißigjährige Stille. Sturmvögel aus dem Westen waren seit Wochen dazu herbeigeflogen. — Nach 3 Uhr griffen die Truppen an, von 5—7 Uhr räumten Kartätschenschüsse den größten Theil der Königs-

ſtraße, aus deren Häuſern die erſten Schüſſe gefallen waren. Unter Sturmläuten währte der Straßenkampf die Nacht hindurch; gegen 9 Uhr Morgens (19.) war das Militär vollkommen Sieger, aber etwas erſchöpft. Doch hatte es allen Verführungen mit deutſcher Treue widerſtanden und nur 20 Todte verloren. Um 10 Uhr hieß der König es abziehen, durchwühlt vom Schmerz über das Blutvergießen, und vertraute ſich einer Bürgerwehr an. Gehöhnt vom Pöbel marſchirten die treuen Truppen ab. 183 Särge von Barrikadenkämpfern wurden jetzt mit Blumen geſchmückt und am Schloßhof vorbeigetragen; man ſang: Jeſus meine Zuverſicht ꝛc.! und das Königspaar mußte zuſehen, der König mit entblöstem Haupte ſeine Achtung bezeugen.

Polniſche Aufrührer, ſ. 1846 gefangen gehalten, wurden nun befreit, und ihr Führer Mieroſlawski benützte den Triumphzug durch die Straßen, um von einer Verbrüderung Deutſchlands und Polens und der Herſtellung einer Vormauer gegen Rußland zu deklamiren. Kaum aber war er hinaus, ſo blies er einen neuen Aufſtand in Poſen an, der doch im Mai ſchon mit Milde und Entſchloſſenheit unterdrückt wurde.

Damals ſchwindelte vielen Redlichen; auch der König war plötzlich wie umgewandelt. Er konnte es nicht ertragen, ein „bluttriefender Nero" ꝛc. genannt zu werden. Fühlte er ſich doch als ein guter Deutſcher; ſo wechſelte er ſeine Rathgeber und kündigte 21. März durch eine Proklamation, der ein Umritt mit dreifarbiger Fahne folgte, ſeinen Entſchluß an, daß er ſich zur Wiedergeburt Deutſchlands an die Spitze des Geſammtvaterlands ſtellen und deſſen Einheit und Freiheit wiederbringen werde: „Preußen geht fortan in Deutſchland auf." Den Zuruf: Es lebe der Kaiſer von Deutſchland! wies er jedoch mit Unwillen ab. Er wünſchte wohl, daß Oeſtreich das erbliche Kaiſerthum übernehme, dem er als deutſcher König und Reichsfeldherr zur Seite ſtünde; ſeine Reden ſprachen jedenfalls im übrigen Deutſchland nicht ſehr an. Sein

6*

minder gefühlvoller, wortkargerer Bruder Wilhelm, der Prinz von Preußen, galt für einen so gefährlichen Vertreter des Militarismus und der altpreußischen Tradition, daß er jetzt das Land verlassen mußte; dieser gieng zum preußischen Gesandten in London, dem Ritter Bunsen, und studirte dort das englische Verfassungsleben, während die Berliner Demokraten sich erfrechten, auf seinen Palast nach Pariser Vorgang „Nationaleigenthum" zu schreiben. In Berlin wie in Wien führten die Gemeinsten das Wort, die konstituirende Versammlung (s. 22. Mai) war vom Pöbel tyrannisirt und jede Behörde stand rathlos da, gelähmt durch die Frage, welche auch ein Minister (Camphausen) nicht zu beantworten wagte, ob die Revolution preiswürdig oder verdammlich sei. So erstürmten die Arbeiter 15. Juni ungehindert das Zeughaus und plünderten es; auch Trophäen des großen Fritz blieben von der Zerstörungswuth nicht verschont. Die Minister wechselten an der Spree fast so schnell wie an der Donau. Tumulte verschüchterten die ruhigen Bürger in Stadt und Land; den Vornehmen sang man: Adel, du wirst abgeschafft, Stiefel, du mußt sterben. Die Treuen machten sich auf „einen ehrlichen Galgen und eine fröhliche Auferstehung" gefaßt. Als der Demokrat Waldeck 31. Okt. beantragte, Preußen solle die in Wien gefährdete Volksfreiheit mit Aufbietung aller Kräfte schützen, war man von einem Wiener Oktober nicht mehr fern.

Doch eben jetzt ermannte sich der König und folgte, nur in milderer Weise, dem von Oestreich gegebenen Beispiel. Er beauftragte 2. Nov. den Grafen Brandenburg, einen Halbbruder seines Vaters und ehrenhaften Kriegsmann, mit der Bildung eines rettenden Ministeriums. Die Linke wüthete; der eingebildete jüdische Arzt Jacoby warf damals dem König, der seine Vorstellungen abwies, das Wort nach: „Das eben ist das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen." (Als ob Demokraten sie lieber hörten!) General Wrangel rückte mit Truppen in Berlin ein und entwaffnete die

Bürgerwehr; gar viele waren froh, Leben und Eigenthum endlich gegen die Pöbeltyrannei wieder gesichert zu wissen. Die konstituirende Versammlung wurde nach Brandenburg verlegt, wogegen die Mehrzahl sich entschieden sträubte; sie beschloß, diesem Ministerium die Steuern zu verweigern, ohne daß jemand darauf geachtet hätte. So löste denn der König die Versammlung 5. Dez. auf und erließ aus eigener Machtvollkommenheit eine freisinnige Verfassung, welche von neuen Kammern durchgesehen und berathen, 6. Febr. 50 von Friedrich Wilhelm IV. beschworen wurde. Auf diesem Wege ist er zu einem konstitutionellen Könige geworden; wie manches hätte er sich und seinem Volke ersparen können, wenn er 6 oder 8 Jahre früher dieß „Stück Papier" zwischeneingeschoben hätte!

§ 4. In der Paulskirche. Schleswig-Holstein.

Wie die Februarrevolution über den Rhein herüberbrauste, war es den einen, als seien alle Teufel los, den andern, als regen sich alle Keime des längstersehnten Völkerfrühlings. Alles gerieth außer Rand und Band. Am erregtesten gieng es in Baden zu, wo seit der Julirevolution französischer Liberalismus obenan war. Schon Sept. 47 hatten Hecker und Struve auf einer Offenburger Versammlung die Pariser Phrasen von Selbstregierung des Volks, allgemeiner Bewaffnung, Garantie der Arbeit seitens des Staats ꝛc. unter die entzündliche Menge geworfen, während denkendere Abgeordnete wie Bassermann auf Volksvertretung beim Bundestage drangen. Jetzt brachten Volksversammlungen, wie in Mannheim 27. Febr., die Volkswünsche in Adressen; diese wurden höflich oder drohend den Fürsten überbracht, und bald war ganz Südwestdeutschland mit „Märzerrungenschaften" überschüttet und von „Märzministern" (d. h. den bisherigen Häuptern der liberalen Opposition) regiert.

In Baiern trat auch ein Thronwechsel ein. Der geniale Kunstfreund und Dichter Ludwig I. hatte 1837 durch seinen Minister Abel den Jesuiten zur Herrschaft

verholfen, Millionen für Klöster ausgegeben und die protestantischen Soldaten genöthigt, vor der Hostie die Kniee zu beugen; da beredete ihn 1847 eine englische Tänzerin, den frommen Minister durch einen gefügigeren zu ersetzen. Unter der Märzaufregung wurde aber der König genöthigt, die Tänzerin zu verbannen, und folgte ihr dann selbst in die Verbannung nach. Sein Sohn Max II. (48—64) brachte jedoch durch ernste Arbeit den verachteten Königsnamen in Baiern wieder zu Ehren.

Während nun in allen Staaten unter diesem Märzwind auf eine neue Einigung losgesteuert wurde, kam der Bundestag dieser halbwegs entgegen, indem er 9. März die verpönten Farben der Burschenschaft annahm. (Das deutsche Reich hatte bis 1806 nur ein schwarzgoldnes Banner, doch war die Sturmfahne schwarzrothgold gewesen.) Zugleich lud er 17 Vertrauensmänner ein, die Bundesverfassung zeitgemäß zu revidiren; Schmerling, Dahlmann, Gagern, Uhland, Gervinus, Droysen, Bassermann, Jordan u. a. bisher anrüchige Volksmänner kamen demnach 30. März in Frankfurt zusammen und tagten gemeinschaftlich mit dem Bundestag. Schon eröffnete man auch in der Paulskirche ein Vorparlament, in welchem die Konstitutionellen die Mehrheit besaßen. Weil aber Hecker und Struve eine Republik wollten, sammelten sich plötzlich Freischaaren in Baden, welche 20. Apr. den entgegenrückenden General Gagern erschoßen, doch schnell über den Rhein getrieben wurden. Am Main und sonst erhoben sich auch die Bauern gegen ihre Grundherrschaften und zerstörten etliche Schlösser und Archive; der allgemeinen Volksbewaffnung aber fielen fast alle Vögel in Wald und Flur zum Opfer.

Am 18. Mai schritten 330 Abgeordnete des deutschen Volks, durch allgemeines Wahlrecht ernannt, aus dem Kaisersaal des Römers in die Paulskirche und erklärten die Nationalversammlung, welche eine deutsche Verfassung ausarbeiten solle, für konstituirt. Ein Bischof mahnte mit Hinweisung auf Ps. 127, 1., daß der An=

fang mit Gebet geschehe, er wurde aber verhöhnt und ein anderer Spruch, der des Rheinpreußen Raveaux: „Hilf dir selbst und Gott wird dir helfen," stürmisch beklatscht. Es zeigte sich, daß dem Deutschen zur Selbsthilfe doch noch manches fehlte. Freilich waren die geistvollsten Männer Deutschlands, namentlich viele Professoren, beisammen, und die meisten von gemäßigter Gesinnung; nur nahmen sie es zu leicht mit ihrer Aufgabe, sprachen auch gar zu voreilig den Grundsatz der Volkssouveränität aus, da doch ein vernünftiges Einverständniß mit den Fürsten zu erzielen die erste Nothwendigkeit gewesen wäre. Sie wollten einen neuen Staat schaffen und hatten doch bei ihrem Durcheinander von Meinungen kein festes Ziel vor sich und keine Macht hinter sich, als den so leicht irre geleiteten, so leicht aufgeregten, so leicht wieder eingeschläferten Volkswillen. Vorerst fühlten sie sich selbst als eine Macht und wiesen den vernünftigsten Antrag, die Regierungsgewalt der Krone Preußen zu übertragen, 20. Juni mit schallendem Gelächter ab. Dafür wählten sie auf den Vorschlag ihres gewandten Präsidenten, Heinrich von Gagern, den volksthümlichen Erzherzog Johann zum Reichsverweser 29. Juni. Er hatte wenigstens eine bürgerliche Frau, und wenn auch keine Regierungserfahrung, doch das Zeugniß eines ehrlichen Tirolers für sich, der ihm einmal gesagt hatte: Hans, es wär' g'scheider, du würdst Kaiser, mit deim Bruder ist's nix; der „Hans" gefiel auch bei seinem Einzug in Frankfurt 11. Juli der Menge und die Fürsten hatten insgeheim dieser Wahl beigestimmt. So hatte man nun eine Behörde mit drei Ministern, dem östreichischen Ritter Schmerling, dem preußischen General Peucker und einem Hamburger Juristen, an welche der Bundestag seine Gewalt übergeben konnte, um nach 30jährigem ruhmlosem Dasein zu verschwinden. — Am 6. Aug. huldigten auch die Bundestruppen dem Reichsverweser; nur nicht gerade alle: Preußen, Oestreich, Hannover überhörten diesen ersten Befehl aus Frankfurt. Sie zu zwingen, schien nicht gerade räth-

lich. Lieber machte man sich dran, die Grundrechte des deutschen Volks recht gründlich zu berathen, um durch die Freiheit zur Einheit zu gelangen. Lassen wir die Paulskirche an diesen im Frieden weiter arbeiten! —

Eine praktische Frage lag vor, welche Lösung verlangte. Ein deutsches Land, Holstein, hatte mit Schleswig gleiches Recht geerbt: nur der Mannesstamm war hier succcessionsfähig; wer aber erbberechtigt war, lag im Streite. Christian VIII. von Dänemark hatte blos einen kinderlosen Sohn, daher die Gefahr nahe rückte, daß die dänische Monarchie sich auflöse. Am 8. Juli 46 erließ der Däne einen „offenen Brief," der das dänische Erbfolgerecht (der weiblichen Linie) auch auf Schleswig und einen Theil von Holstein ausdehnte, und dadurch eine gereizte Stimmung hervorrief. Man besann sich jetzt erst darauf, daß diese Herzogthümer s. 1459 nur durch Personalunion (unter oldenburgischen Prinzen) mit Dänemark verbunden, unter sich aber unlösbar vereinigt gewesen seien. Das eine der „Ungetheilten" beschwerte sich beim Bundestag, der Sept. 46 die Holsteiner zu beruhigen suchte. Ein holsteinischer Sängerchor aber brachte das neue Lied „Schleswig-Holstein meerumschlungen" im August 45 auf ein Singfest nach Würzburg; von da verbreitete es sich durch alle deutsche Gauen und „Schleswig-Holstein stammverwandt" (oder „Stampferland") wurde das Feldgeschrei der Wirthshäuser, fast wie in Frankreich je und je der Ruf nach „dem Rhein."

Nun gab Friedrich VII., der 20. Jan. 48 seinem Vater auf dem Throne folgte, unter dem Druck der Kopenhager eine demokratische Verfassung für die Gesammtmonarchie, wodurch Schleswig in Dänemark einverleibt wurde. Dagegen protestirten die Herzogthümer und beharrten auf ihrem Recht einer besondern Verfassung; es bildete sich eine provisorische Regierung und Schaaren von Freiwilligen eilten aus Deutschland zu dem stammverwandten Heer. Sie wurden 9. April bei Bau und Flensburg von den übermächtigen Dänen geschlagen, die Schles-

wig sofort besetzten. Da beauftragte der deutsche Bund Preußen, die Herzogthümer nöthigenfalls mit Waffengewalt zu schützen. Wrangel drang mit seinen begeisterten Truppen unaufhaltsam in Schleswig ein und trieb den Feind nach der Insel Alsen; er zog weiter nach Jütland und wollte es besetzt halten, bis die Dänen den deutschen Seehandel, dem sie durch ihre Blokade großen Schaden zufügten, für seine Verluste entschädigt hätten. Da aber Rußland, England und Schweden in Berlin immer drohendere Vorstellungen machten, auch Oestreich gut Freund mit Dänemark blieb, bekam Wrangel den Befehl zum Rückzug, siegte nochmals 6. Juni bei Düppel, ruhte dann aber bis 26. Aug. der Waffenstillstand zu Malmö geschlossen wurde, der für 7 Monate den Herzogthümern eine aus Dänen und Deutschen gemischte Regierung gab, jedoch die schleswigschen Truppen von den holsteinschen trennte.

In Frankfurt wurde diese Nachricht mit Entrüstung vernommen, weil der Vertrag schon einem vorläufigen Preisgeben Schleswigs gleich sah. In der ersten Hitze beschloß man den Waffenstillstand zu verwerfen; dann bedachte man, daß die Nationalversammlung mit Preußen nicht brechen, ihm auch den Bruch mit England und Rußland nicht zumuthen dürfe, zumal beim Mangel einer deutschen Flotte; daher genehmigte die Mehrheit 16. Sept. den Malmöer Vertrag. Dies gab aber den Radikalen einen willkommenen Anlaß, den Pöbel gegen die Mehrheit aufzuhetzen; 20,000 Menschen kamen auf der Pfingstweide zusammen und hörten die aufregendsten Reden gegen alle Monarchien und ihre Schleppträger. Der Demokrat Zitz schrie: jetzt wollen wir Fraktur schreiben! und alles rüstete sich zur „Reinigung" des Parlaments, dem die Ausrufung der Republik gefolgt wäre. Doch als die Menge 18. Sept. in die Paulskirche dringen und ihre Wünsche kund geben wollte, fand sie östreichische und preußische Bataillone vor derselben — man hatte sie eiligst aus Mainz hergezogen — und diese stürmten die errichteten

Barrikaden mit leichter Mühe. Nun stürzte sich die blutgierige Rotte auf zwei Abgeordnete, General Auerswald und Fürst Lichnowsky, welche ein Spazierritt vor die Stadt geführt hatte, und mordete sie in schändlichster Weise. Alle wohlmeinenden Deutschen sahen jetzt, daß sie sich ihrer Revolution in den drei Hauptstädten des Vaterlands gleichermaßen zu schämen hatten, und begannen zu zweifeln, ob sie eine bleibende Frucht zur Reife bringen werde. Ein Freischaarenzug Struves, der am Oberrhein die Republik ausrief, wurde 24. Sept. bei Stauffen zersprengt und Struve selbst gefangen.

Während in Wien und Berlin bereits die Revolution gebändigt wurde, brachte man in der Paulskirche am 21. Dez. die Redaktion der Grundrechte zum Abschluß. Es war ihrer eine hübsche Reihe; aber nicht blos die beiden Großmächte, auch Baiern, Hannover und Sachsen lehnten ihre Annahme ab. Man hatte nun wohl ein Gebräu, für das aber noch das Faß fehlte. Und noch viel schwierigeres stand bevor: nicht bloß gegen die Freiheit, auch gegen die Einheit Deutschlands erhob sich das wiedererstarkte Oestreich. Schwarzenberg hatte die ungetrennte Einheit sämmtlicher östreichischen Lande proklamirt, wie sollten nun einige derselben in den deutschen Bundesstaat eingereiht werden? Gagern schlug vor, Oestreich draußen zu lassen; die Großdeutschen aber hielten das für ein Unglück, das irgendwie vermieden werden müsse. Schwarzenberg erklärte, Oestreich lasse sich weder aus dem Bunde hinausstoßen, noch seine deutschen Provinzen von der übrigen Monarchie lostrennen. Was sollte da werden? Die meisten östreichischen Abgeordneten verlangten für Oestreich eine Sonderstellung im Bunde. Die Kleindeutschen aber hätten lieber Oestreich ganz bei Seite gelassen, um nicht in den Jammer des alten Bundestags zurückzufallen; und zu einem engern Bund mit den reindeutschen Fürsten war der Preußenkönig geneigt.

Man beschloß endlich, einen Kaiser zu wählen, und erhob am 28. März 49 mit 290 gegen 248 Stimmen

Friedrich Wilhelm zum erblichen Kaiser der Deutschen, freilich mit bloß suspensivem Veto. Der König empfieng 3. Apr. die Deputation im Berliner Schlosse, dankte für das bewiesene Zutrauen, erklärte aber, „eine Kaiserkrone gewinnt man nur auf dem Schlachtfeld und ein deutsches Reich unter Preußens Führung kann nur durch freies Uebereinkommen der deutschen Fürsten werden." Er wollte nicht nur einem Krieg mit Oestreich und vielleicht Rußland ausweichen, sondern sah den angebotenen Reif als ein Halsband an, das ihn der Revolution leibeigen mache. Das Frankfurter Parlament empfand diese Ablehnung, womit er doch wohl das Richtige traf, als einen Todesschlag. Die östreichischen Abgeordneten waren schon abberufen, die preußischen zogen enttäuscht ab; die übrigen, wenigstens die Besonneneren rüsteten sich auch zur Heimreise; die stürmischen Geister aber beschlossen 4. Mai, die Reichsverfassung dennoch zur Geltung zu bringen, in wie engem Bereich das irgend möglich sei. Die Fürsten schienen ihnen Rebellen gegen die einmal festgesetzte Volkssouveränität; man wollte versuchen, sie zu unterwerfen.

In Sachsen weigerte sich der König, die Reichsverfassung einzuführen, und machte den Herrn v. Beust zu seinem Minister, daher 3. Mai der Aufruhr in Dresden losbrach. Friedrich August floh, und preußische Truppen mußten ihm 9. Mai die Hauptstadt wieder erobern. Dieselben hatten auch in Breslau und mehreren rheinischen Städten Aufstände zu dämpfen. Schon hat auch die Pfalz dem Baiernkönig auf einer Volksversammlung in Kaiserslautern 1. Mai den Gehorsam gekündet; und das Militär gieng zu den Schreiern über. Das zündete sofort im durchwühlten Baden, obwohl hier der Großherzog die Reichsverfassung angenommen hatte; die Truppen in der Bundesfestung Rastatt meuterten 9. Mai, verbrüderten sich mit der Bürgerwehr und nöthigten endlich im Rausch der gemüthlichen Anarchie ihre Offiziere zur Flucht. Eine Volksversammlung in Offenburg 13. Mai war schon daran die Republik auszurufen, als Brentano es noch verhin-

derte. Zugleich empörte sich die trunkene Garnison in Karlsruhe, mordete einen Rittmeister und stürmte gegen das Zeughaus, welches die Bürgerwehr noch muthig vertheidigte. Der Großherzog aber floh in der Nacht und alle Ordnung im Ländchen löste sich auf. Ein Lieutenant Sigel und der Pole Mieroslawski riefen alles in die Waffen und suchten den Aufstand zu organisiren, fanden aber die Massen zu zügellos. Sie trachteten ihn auszubreiten; die Odenwälder wollten sich auch bereits anschließen und erschossen den abmahnenden Kreisrath; das empörte aber die Darmstädter Truppen so, daß sie unter die Aufrührer schossen, wodurch Hessen vom Aufstand bewahrt blieb.

Das Reichsparlament, das schon die sächsische Revolution anerkannt hatte, war nun auf einen Rumpf von 100 Radikalen zusammengeschmolzen, welcher aus Furcht vor den herannahenden Preußen 30. Mai die Paulskirche räumte und sich nach Stuttgart zurückzog, dort den Reichsverweser absetzte und fünf Reichsregenten ernannte, die sofort von dem württembergischen Ministerium Geld und Mannschaft verlangten. Die Aufregung im Volke, durch republikanische Geldspenden auch unter die Truppen verbreitet, wuchs dergestalt, daß der Minister Römer, um Badens klägliches Loos von seinem Lande abzuhalten, 18. Juni das Sitzungslokal der Versammlung sperrte und den Zug der Abgeordneten durch Militär auseinander trieb. Also verendete das von so hochansteigenden Hoffnungen getragene Reichsparlament; seinem Reste selbst mußte der gewaltsame Schluß als ein noch erträglich ehrenhafter Ausgang fast willkommen sein.

Der badisch-pfälzische Aufstand war damit auf einen engen Raum beschränkt. Auf die Bitte des Großherzogs rückte der Prinz von Preußen 13. Juni in die Pfalz und warf die Freischaaren auf's rechte Rheinufer hinüber, worauf er die Säuberung des Landes den Baiern überließ, 20. Juni bei Germersheim den Rhein überschritt und den Mieroslawski bei Waghäusel 21. Juni gründ-

lich schlug. Bald waren die Aufständischen in die Schweiz gejagt; Rastatt mußte sich 23. Juli auf Gnade und Ungnade den Preußen ergeben, die nun ein strenges Gericht über die gefangenen Führer ergehen ließen, so viele ihrer nicht nach Amerika oder England rc. entrannen. Wie schämten sich die Verführten des kurzen Freiheitsrausches!

Doch kehren wir noch einmal zu den nordalbingischen Herzogthümern zurück! Während des Waffenstillstands hatten sie sowohl als die Dänen sich fleißig gerüstet, und mit dem 1. April entbrannte der Kampf auf's neue. In den Hafen Eckernförde waren dänische Fahrzeuge eingedrungen, eine Strandbatterie schoß aber das Linienschiff in Brand und zwang eine Fregatte sich zu ergeben; auch erstürmten die Reichstruppen 13. April die Düppeler Schanzen und schlugen die Dänen 20. April bei Kolding. Aber Jütland zu besetzen erlaubten die Seemächte nicht, welche vielmehr Preußen veranlaßten, 10. Juli einen Waffenstillstand mit den Dänen zu schließen, gerade nachdem die letztern durch einen Ausfall aus der Festung Friedericia die Belagerungsarmee geschlagen hatte. Die deutschen Truppen mußten nun Schleswig räumen; ein dänischer und ein preußischer Kommissär verwalteten das Land; Konferenzen in London arbeiteten auf einen Frieden hin, der 2. Juli 50 zu Stande kam und Schleswig den Dänen überließ, nur daß ihm eine besondere Verfassung ausbedungen wurde.

Die Statthalterschaft in Kiel erkannte diesen Frieden nicht an; ihre 28,000 Schleswig-Holsteiner wurden aber von 37,000 Dänen bei Idstedt in blutigem Ringen 25. Juli zurückgeschlagen. Indessen hatte Oestreich den Bundestag erneuert, welcher sogleich auch diese Erhebung mit der badischen in gleiche Reihe stellte und streng verurtheilte; Oestreich sowohl als der deutsche Bund erkannten 30. Sept. im Verein mit England, Frankreich, Rußland und Schweden den dänischen Einheitsstaat an. Darnach erschienen 20,000 Oestreicher an der unteren Elbe, die Stammverwandten zu entwaffnen. Ein östreichischer

Kommissär sammt einem preußischen übernahm 6. Jan. 51 die Regierung Holsteins, um sie sammt allem schleswig-holsteinischen Kriegsmaterial den Dänen zu übergeben. Nochmals saß man in London zusammen und setzte 8. Mai 52 fest, weder solle die weibliche Linie erben, noch die am Aufstand betheiligten Augustenburger, sondern Prinz Christian von Glücksburg. Doch stimmten dieser Bestimmung weder der wiederhergestellte deutsche Bund, noch die Stände der Herzogthümer bei.

Nun aber schämte sich jeder echte Deutsche erst recht seines Bundes. Die zu Deutschland gehörigen Festungen Friedrichsort und Rendsburg wurden den Dänen übergeben, welche sie schleiften. Die deutsche Flotte, welche während des Seekriegs durch patriotische Beiträge rc. zu Stande gekommen war, wurde in Bremerhaven den Meistbietenden öffentlich verkauft. Die Dänen aber durften alle Friedensbestimmungen verhöhnen, das Deutschthum in den schleswigschen Kirchen und Schulen nach Willkür ausrotten und alle Mißliebigen in die Verbannung treiben; die Domänen der Herzogthümer wurden verkauft, um dänische Staatsschulden zu tilgen. So waren die großen Anläufe des J. 1848 in einem übelriechenden Sumpf untergegangen. Dennoch blieb eine gute Frucht dieser Versuche, daß nämlich drei Gedanken in vielen Herzen eine festere Gestalt gewannen: „Deutschland wird ein Bundesstaat, — durch preußische Centralregierung, — mit Ausscheidung Oestreichs."

§ 5. Die Union und Olmütz.

Während Preußens Adler siegreich bis zum Bodensee vordrangen, hatte Oestreich mit der Unterwerfung der Magyaren vollauf zu thun. Benützte man diese Frist, so ließ sich durch rasches Vorgehen der reindeutschen Regierungen noch immer eine gewisse Einigung erzielen. Auf einen engern Bund mit diesen sah es auch Preußen ernstlich ab und gewann dafür das ihm verpflichtete Sachsen und den gleichfalls durch die Revolution erschreck-

ten König von Hannover. Am 26. Mai 49 kam dieß Dreikönigsbündniß zu Stande, in welchem Preußen Reichsvorstand wurde und so ziemlich nach der Frankfurter Reichsverfassung die gemeinschaftlichen Angelegenheiten bereinigen sollte. Da aber seine beiden Bundesgenossen im Stillen auf die Verhinderung des Werks hinarbeiteten, so half es wenig, daß die kleineren Regierungen sich ihm anschloßen. — Oestreich hatte sich indessen aus allen seinen Nöthen herausgearbeitet und trat mit Preußen zu einer Interimskommission zusammen, in deren Hände Erzherzog Johann 20. Dez. die Würde eines Reichsverwesers niederlegte. Seinen engern Bund in's Leben zu rufen, versammelte jetzt zwar Preußen in Erfurt 20. März 50 ein kleindeutsches Parlament; aber aus Scheu vor Oestreichs Einsprache mußte es schon nach einem Monat vertagt werden, um nie wieder zusammen zu treten. Denn die kleineren Königreiche schloßen 27. Febr. ein „Vierkönigsbündniß," welches auf Anlehnung an Oestreich losstrebte. Dieses aber bestand darauf, den alten Bundestag wieder zu erneuen, was ihm 10. Mai gelang. Immer mehrere Staaten fielen ihm bei, und die Könige von Baiern und Württemberg jauchzten dem Kaiser Franz Joseph in Bregenz 11. Okt. zu, falls er auch gegen Preußen marschiren lasse.

Wirklich rüstete man zum Kriege. Das kam so. Der Kurfürst von Hessen nahm den verhaßten Hassenpflug zum Minister, löste seine Stände auf und wollte ohne solche regieren; da weigerten sich die Behörden, die Steuern zu erheben, und weigerte sich das Heer, die Widerspenstigen zu zwingen. Der Kurfürst floh Sept. 50 ohne Noth nach Frankfurt und bat den Bundestag um Schutz, der ihm auch gewährt wurde; weil er aber auch zur Union gehörte, bestritt ihm Preußen das Recht, beim Bundestag Hilfe zu suchen. Damit war der Knoten geschürzt. Die Preußen standen in Kassel, ein bairisch-östreichisches Korps aber rückte in Hanau ein und drang gegen Kassel vor. Bei Bronzell kam es 8. Nov. zu einem

Vorpostengefecht, in welchem ein Schimmel fiel. Man erwartete eine Schlacht. Schon aber war in Berlin der entschlossene Unionsminister Radowitz entlassen und durch den friedlichen Manteuffel 3. Nov. ersetzt worden, der dem Preußenheere den Rückzug gebot. Aber der übermüthige Schwarzenberg verlangte vor allem, daß Preußen in Hessen und Schleswig-Holstein nachgebe. Ihm stand Nikolaus zur Seite, der bei einer Zusammenkunft mit Franz Joseph in Warschau den Grafen Brandenburg 26. Okt. so scharf bedroht hatte, daß diesem über der Demüthigung das Herz brach. Auf Andrängen des Prinzen von Preußen wurde jetzt 6. Nov. die Armee mobil gemacht, damit man nicht wehrlos unterhandle. Aber Baden und Mecklenburg sahen schon die Union als aufgelöst an und als man 27. Nov. in Olmütz zusammentrat, versprach Preußen, sich der Besetzung Kurhessens nicht zu widersetzen, Schleswig-Holstein nicht weiter zu schützen, überhaupt aber der Union zu entsagen. Es geschah das im Blick auf die Mängel im preußischen Heerwesen, die man jetzt erst entdeckte; zugleich war Friedrich Wilhelm irre geworden an jeglichem Vermächtniß der verunglückten Revolution, und fromme Männer wie Stahl und Gerlach machten es ihm zur Gewissenssache, wieder zu dem engen Anschluß an Oestreich und Rußland zurückzukehren und in diesem den besten Rückhalt gegen alle Art von Umwälzung zu suchen. Manteuffels Spruch: „der Starke weicht muthig zurück" wurde damals der Spott von ganz Deutschland; seit 1807 war Preußen nie tiefer gedemüthigt worden.

Noch einmal berieth man in Dresden Monate lang, wie sich die deutsche Angelegenheit am besten ordnen lasse: Oestreich und Preußen wollten ein Direktorium bilden, das über Krieg und Frieden entscheide; dem widersprachen die Mittelstaaten, auf Rußland gestützt. Oestreich wollte dann mit seiner ganzen Ländermasse in den deutschen Bund treten; dagegen erhoben sich alle Großmächte. Am Ende blieb nichts übrig, als zum alten Bundestag zurück-

zugreifen 30. Mai 51. Schwarzenberg konnte, als er April 52 starb, sein Werk der Reaktion und der Demüthigung Preußens für vollendet erachten. Die deutschen Grundrechte, die so viel Schweiß gekostet, sanken in den Papierkorb und die meisten Verfassungsreformen wurden abgeschafft; dagegen suchte man nach Oestreichs Vorgang in Erweiterung der Rechte der katholischen Kirche einen Schutz gegen die Neuerungssucht. Diese Kirche hatte schon in Frankfurt sich völlig freie Bewegung errungen, seitdem arbeiteten ihre Bischöfe darauf hin, ihr den Staat dienstbar zu machen, und in Darmstadt und Preußen gelang das zusehends. Freiheit der Kirche war in den neuen Verfassungen ausgesprochen; sie vollzog sich in der Weise, daß die Bischöfe ihren und des Papstes Willen hinfort durchsetzen durften, ohne daß der niedern Geistlichkeit, freier denkenden Professoren oder gekränkten Gemeinden der Staatsschutz irgend zu gut gekommen wäre. Die Bischöfe dachten und handelten, der Staat hatte nur zu zahlen.

§ 6. Die französische Republik erstickt die römische.

Pio Nono (S. 103) ließ sich gern als Reformator feiern, so wenig er auch an den Kirchensatzungen rütteln ließ, und den Oestreichern etwas bange zu machen, freute ihn schon als Italiener. Als aber das römische Volk verlangte, er solle ihnen den Krieg erklären und seine Truppen zum Heere Karl Alberts stoßen lassen, wies er dieß Ansinnen als unverträglich mit seinem geistlichen Berufe ab. So zerfiel er mit den heißblütigen Radikalen, die er eben noch amnestirt und zurückberufen hatte, und suchte am Grafen Rossi, der am Aufstand d. J. 1831 betheiligt, später Guizots Freund und Louis Philipps Gesandter in Rom geworden war, ein Werkzeug zur Durchführung eines gemäßigten Radikalismus zu gewinnen. Am 17. Sept. 48 stellte er ihn an die Spitze seines Ministeriums, und dieser geschickte Staatsmann wußte die Zweikammerkonstitution, die der Papst im März ge-

geben hatte, fest zu handhaben. Es haßten ihn aber die Schreier, weil er Ruhe und Ordnung in der Hauptstadt herstellte, und ebenso die Freunde des Alten, weil er öffentliche Aemter durch Laien besetzte. Als Rossi 15. Nov. ungeachtet der empfangenen Warnungen in die Deputirtenkammer fuhr, um sie nach ihrer Vertagung mit einer freisinnigen Rede zu eröffnen, in der er an der Unabhängigkeit und Einheit Italiens festhielt, wurde er auf der Treppe von einem Dolchstich getödtet. — Am folgenden Tage zog ein bewaffneter Volkshaufe vor den Quirinal, überwältigte die Schweizer Wache und nöthigte den Papst, ein demokratisches Ministerium anzunehmen und seine Schweizer Söldner zu entlassen. Schutzlos gegen Mord und Aufruhr, ließ er sich vom bairischen Gesandten Graf Spaur 24. Nov. zur Flucht verhelfen, und entrann maskirt nach der Feste Gaeta, wo ihm der König von Neapel Schutz gewährte.

Dieser, Ferdinand II. (S. 104), hatte 24. Febr. eine Verfassung beschworen, welche für Neapel und Sicilien ein gemeinsames Parlament schuf; die provisorische Regierung der Insel nahm aber diese nicht an, auch ein eigenes sicilisches Parlament, das er gewährte, genügte den Insulanern nicht. Sie setzten am Ende 13. April die Dynastie Bourbon ab und wählten einen Sohn Karl Alberts zum König, ohne daß dieser zugriff. Aber auch mit seinen Neapolitanern hatte Ferdinand allerhand Noth, denn obwohl er (April) Oestreich den Krieg erklärte, trauten ihm die Radikalen doch nicht, forderten 15. Mai, da die Kammern eröffnet werden sollten, die Abschaffung der Pairs, und schritten zum Barrikadenbau. Da ließ er seine Schweizersöldner gegen sie los; und in einer Stunde war der Aufstand bewältigt, worauf die Lazzaroni nach Herzenslust plündern durften. Sogleich rief er auch seine Truppen vom Po zurück und regierte fortan mit mehr als nur der alten Willkür. — Gegen die abgefallene Insel sandte er 8000 Mann unter Filangieri, welcher Messina Tag und Nacht bombardirte und 7. Sept. er=

stürmte. Die westmächtlichen Admirale vermittelten darauf einen Waffenstillstand, der den Winter hindurch zu Unterhandlungen Raum gab. Doch wollten die Sicilier sich auch mit einem besonderen Parlament nicht begnügen, daher der Kampf von neuem entbrannte. Die Schweizer erstürmten das von Mieroslawski (S. 123. 132) hartnäckig vertheidigte Catania 6. April 49 und Filangieri beschoß Palermo, bis es 15. Mai ihm die Thore öffnete. Statt der Parlamente herrschte nun soldatischer Eigenwille und polizeiliche Spionirerei im Bunde mit der gröbsten Bigotterie, wie denn der König den h. Ignaz Loyola zum neapolitanischen Feldmarschall ernannte!

In Rom hatte sich mittlerweile eine provisorische Regierung eingerichtet, welche 9. Febr. 49 die weltliche Macht des Papstes aufhob und eine Republik unter Mazzini's Vorsitz einführte; doch behielt dieser die kirchlichen Formen bei, welche Männer wie Garibaldi lieber gleich abgeschafft hätten. Da wollte es auch in Toskana mit einer konstitutionellen Verfassung nicht länger gehen; der dortige Minister Guerazzi, ein Mazzinist, zwang Leopold zur Flucht, proklamirte die Republik und vereinigte sie mit der römischen. Der Großherzog zog hierauf zu Pius IX. nach Gaeta. Dieser aber erließ nicht nur Proteste und Bannstrahlen, sondern forderte auch die katholischen Mächte zu seiner Hilfe auf; und in kurzer Zeit vereinigten sich ihrer vier, den Papst wieder einzusetzen, ein Kaiser, zwei Könige und — die französische Republik.

Sehen wir uns nach dieser um! Die Februarrevolution hatte ganz Mitteleuropa in Verwirrung gestürzt, in Frankreich selbst aber stieg der Wirrwar am höchsten; denn hier hatte man das „Recht der Arbeit" anerkannt, d. h. sich der Pflicht unterzogen, jedem unbeschäftigten Arbeiter zu seinem Unterhalt zu verhelfen, so gut wie einem Beamten. Da die Unruhe der Zeit jedes Gewerbe in's Stocken brachte, richtete man in Paris und sonst „Nationalwerkstätten" ein, in welchen bald 100,000 und mehr Menschen nutzlose Arbeit verrichteten, auch

müßig giengen, Zeitungen lasen und besprachen ꝛc., Alles für 2 Frcs. des Tages. Arbeiterklubbs aber debattirten im Palast des Socialisten L. Blanc, der jetzt Minister des Fortschritts hieß, wie etwa mit weniger Arbeit noch besserer Unterhalt zu erzielen wäre. Außerdem hatte man 20,000 Mobilgarden, junge Proletarier, zu bezahlen, die um 1 Frc. täglich exerciren lernten. Da mußten die Steuern fast verdoppelt werden, was den Bauern die Republik sehr verdächtig machte. Zweimal, 16. März und 16. April, drohten die Socialdemokraten die provisorische Regierung zu stürzen; doch mit der National- und Mobilgarde konnte Lamartine sich ihrer noch erwehren.

Am 4. Mai trat endlich die Nationalversammlung zusammen, die zwar die Republik annahm, aber nicht für sie schwärmte, vielmehr aus so gemäßigten Männern bestand, daß die Socialisten in Verzweiflung geriethen. Unter ihren Führern Barbès, Blanqui, Raspail ꝛc. rückten 15. Mai 100,000 Mann heran, die Regierung zu sprengen, die Reichen mit einer Steuer von 1000 Mill. zu belegen und Polen wieder herzustellen. Doch nahm die Nationalgarde die Schlimmsten gefangen; und nun beschloß man, die Arbeiter nur nach dem Stück zu bezahlen, andere aus Paris zu entfernen und an Kanalbauten zu beschäftigen, irgendwie aber die Nationalwerkstätten mit Nächstem aufzuheben. Die Socialdemokraten dagegen rüsteten sich zu einem Kampf auf Leben und Tod, und brachen am 23. Juni los. Der Kriegsminister Cavaignac, jetzt mit diktatorischer Gewalt bekleidet, leitete die Vertheidigung. Als der Erzbischof Affre Frieden predigen wollte, wurde er auf einer Barrikade erschossen, ein anderer Unterhändler, General Brea, schändlich ermordet. Der fürchterliche Straßenkampf, in welchem auch Weiber wie Furien fochten, oder siedendes Wasser und Oel auf die Soldaten goßen, wüthete 4 Tage und Nächte fort; am Abend des 26. war „die Gesellschaft gerettet" und Paris, damals bereits der Verbrennung geweiht, athmete wieder auf. Seit dem Bauern-

kriege war ein solcher socialer Kampf nicht mehr gesehen worden; es war aber nicht der letzte: diese Junitage lebten wieder auf im gräßlichen Mai 1871.

Lamartine, der in der Straßenschlacht umsonst den Tod gesucht hatte, war jetzt vergessen; Cavaignac wurde von der dankbaren Nationalversammlung zum Präsidenten ernannt; und seine kräftige Regierung erhielt die Ruhe, bis 4. Nov. die neue Konstitution (die elfte seit 1791) abgeschlossen und verkündigt war, welcher gemäß am 10. Dez. das Volk einen Präsidenten auf 4 Jahre wählen sollte. Ohne Zweifel wird es sich doch auf Cavaignac vereinen? Ach nein, es hat schon genug an der Republik. Am 26. Sept. war der von England zurückgekehrte, an fünf Orten zum Deputirten gewählte Louis Napoleon in der Versammlung erschienen, und so unbedeutend er den Herren erschien, stotternd, verlegen und unansehnlich, mehr Lebemann als Arbeiter, dem Landvolk und den Ehrgeizigen klang der Name Napoleon so reizend, daß am 10. Dez. $5^1/_2$ Mill. für ihn stimmten, für Cavaignac kaum $1^1/_2$. Also wurde der neue Präsident 20. Dezember ausgerufen; er schwur, der einen untheilbaren Republik treu zu bleiben: als ein Ehrenmann wollte er seine Pflichten erfüllen. Er hieß nun Prinzpräsident und wurde von seinen Verwandten und Anhängern sogleich fast wie ein Monarch verehrt und vorwärts gedrängt.

Sein erstes war, daß er durch die Herstellung des Papstes die Geistlichkeit noch fester an sich band und dem Heere Aussicht auf Großthaten eröffnete. Die Oestreicher hatten Bologna und Ancona den Aufständischen entrissen; man dürfe sie nicht allein schalten lassen, war der Vorwand, den Napoleon den französischen Politikern fein einzugeben wußte. Er sandte also den General Oudinot mit 15,000 Mann nach Civitavecchia, dem Neapolitaner und Spanier in die Hand arbeiten sollten. Am 30. April 49 erschien derselbe vor dem Thor der Weltstadt Rom, in welcher mittlerweile Republikaner aller

Länder sich gesammelt hatten. Diese geführt von Jos. Garibaldi, dem Freischaarenhäuptling aus Nizza, empfiengen ihn aber so warm, daß er mit schwerem Verluste unter dem Schutze eines Waffenstillstandes an's Meer zurückweichen mußte. Dann warfen sie sich bei Velletri den Neapolitanern entgegen und trieben sie zurück; die Spanier aber drückten sich vorsichtig beiseits. Den Franzosen war es nun erst ein voller Ernst. Am 3. Juni steht Oudinot wieder vor Rom mit 35,000 Mann; und Garibaldi, der ihm nur die Hälfte entgegen zu stellen hat, muß endlich unterliegen, nachdem er sich 30 Tage lang in der elend befestigten Stadt gegen die französische Artillerie gehalten hat. Wie Oudinot 4. Juli in die schweigende Stadt einzog, eilte Garibaldi mit 5000 Freiwilligen zum entgegengesetzten Thore hinaus, um einen ruhmvollen Rückzug durch allerhand Feinde nach Sanmarino zu bewerkstelligen. Bewiesen war hier jedenfalls, daß auch Italiener sich gut schlagen können.

In Rom herrschten, richteten und straften nun wieder die Kardinäle nach gewohnter Weise und von Verfassung durfte nicht mehr geflüstert werden. Unter dem fortwährenden Schutze französischer und östreichischer Waffen that die Reaktion, was ihr gut däuchte. Pius selbst kehrte erst April 50 in seine Hauptstadt zurück, geheilt von allen Reformträumen, ausgesöhnt mit den Jesuiten, denen er sich nun in die Arme warf, und kindlich dankbar für den besonderen Schutz der h. Jungfrau. Zu Tausenden wurden nun protestantische Bibeln verbrannt; jeder Römer mußte wieder seinen Communionszettel vorzeigen. Auch nach Toskana kehrte der milde Großherzog zurück, Juli 49, entschlossen, durch Verfolgung und Einkerkerung von Protestanten Gott zu danken. Alle Hoffnung Italiens war aber darum nicht ausgestorben. Man klammerte sich um so fester an die savoyische Dynastie an; denn Viktor Emanuel ließ sich von seinem Minister Azeglio überreden, allein von allen italischen Fürsten die Verfassung fortbestehen zu lassen. Vom Papste geschmäht, vom Volke König Ehrenmann

betitelt, blieb er der eine Punkt, auf den sich alle Aussichten für eine bessere Zukunft vereinigten.

§ 7. Napoleon III.

Daß der französische Präsident es wagte, eine Schwesterrepublik zu vernichten, nahmen die Helden des Februars, ein Ledru Rollin, Arago &c. ihm sehr übel, wollten ihn sogar in Anklagestand versetzen; ihr Antrag fiel aber in der Versammlung durch, ein Zeichen, daß ihr selbst am Republikanismus nicht viel lag. Auch der Aufstand, den sie 13. Juni 49 darüber anfiengen, wurde von General Changarnier ohne Mühe unterdrückt. Ledru mußte fliehen, und die Blätter und Vereine der Socialdemokraten verwelkten; das Land seufzte nach Ruhe und der Präsident that alles, sie zu sichern. Er machte Rundreisen, hielt Ansprachen und Revuen und wußte den verschiedenen Schichten der Gesellschaft fein und plump anzudeuten, was alles sie von seiner Regierung zu gewarten hätten. Die Geistlichkeit wurde 1850 durch ein Gesetz gewonnen, das ihr den Jugendunterricht in die Hand spielte. Wie schade, daß dieser Edle schon mit dem vierten Jahre wieder abtreten mußte und nur einen Gehalt von 400,000 Frcs. bezog, daß er die Nationalversammlung weder auflösen noch vertagen durfte! Der Geist seines großen Oheims schien ihn doch überallhin zu begleiten; wenn er sich auch meist in Schweigsamkeit einhüllte, ließ er einmal merken, er sei bereit, den Volkswillen zu vollziehen, ob derselbe Entsagung von ihm verlange oder Beharrlichkeit. Und wenn die Truppen, denen er etwa Erfrischungen gespendet hatte, ihm einmal zuriefen: Es lebe der Kaiser! so nahm er es nicht gerade übel.

Während die Nationalversammlung immer mißtrauischer wurde, weil er den Beamtenstand mit seinen Anhängern füllte, brachte sie sich durch ihr Parteigezänke in zunehmende Mißachtung. Die Bittschriften um eine Revision der Verfassung mehrten sich; manche forderten schon eine

Verlängerung der Präsidentschaft. Die Kammer verwarf Juli 51 die verlangte Revision. Da bereitete der zu Schlichen und Abenteuern aufgelegte, doch vorsichtige Mann einen Staatsstreich vor, in Gemeinschaft mit seinem entschlossenen Halbbruder Graf Morny, dem geldbedürftigen Kriegsminister St. Arnaud und dem hingebungsvollen Beförderer des Straßburger Putsches Persigny. Am Abend des 1. Dez. 51 war glänzende Versammlung im Palast Elysee und der Präsident zeigte sich sehr aufgeräumt, bis Mitternacht die Gesellschaft trennte; dann sank er in trübes Sinnen, bereit zum Selbstmord, falls der Streich mißlänge. Aber er gelingt. Als Paris am 2. Dez., dem Tage von Austerlitz, aufwachte, waren die bedeutendsten Männer Cavaignac, Changarnier, Thiers ꝛc. alle Häupter der Parteien und Geheimbünde verhaftet. Ueberall aber sah man Dekrete angeschlagen, daß die Nationalversammlung, weil zu einem Herd von Verschwörungen geworden, aufgelöst sei, Paris und Umgegend sich im Belagerungszustand befinde und nur die Konsularverfassung von 1799 dem Staate Ruhe und Wohlfahrt verspreche; unlösbar aber sei die Ruhmesgemeinschaft zwischen dem Namen Napoleon und der Armee ꝛc.

Die Reste der Nationalversammlung traten zwar zusammen, setzten den Präsidenten in Eile ab und ernannten Oudinot zum Befehlshaber der Militärmacht. Aber letztere hatte schon ihre Befehle und Befehlshaber, und die Polizei schickte die widerborstigen Abgeordneten einfach den andern Gefangenen nach. Als dennoch am 3. und 4. Barrikaden erstanden, wurden die Boulevards schonungslos durch Kartätschen rein gefegt und Massen von Gefangenen in den Kasematten der Pariser Forts untergebracht, andere nach Algier oder Cayenne deportirt, die gefährlichsten Angesehenen aber des Landes verwiesen. Dafür zogen allerhand Glücksritter ein. Das Volk, voraus die Geistlichkeit, billigte den Staatsstreich, stimmten doch $7\frac{1}{2}$ Mill. für die Verlängerung der Gewalt des Präsidenten auf

zehn Jahre, und nur 650,000 dagegen. Die fremden Mächte fanden sich wunderbar schnell in die Neuerung: Palmerston beeilte sich dermaßen, dem Präsidenten Glück zu wünschen, daß seine Königin ihn darob entließ; Schwarzenberg hielt einen Napoleoniden für besser als die allzu konstitutionellen Bourbonen; Nikolaus warnte ihn blos vor Annahme der Kaiserwürde. Alles gieng nach Wunsch: Napoleon bezog die Tuilerien, eröffnete 29. März 52 die von ihm geschaffenen Körperschaften, den Senat und die Legislative, ließ sich eine Civilliste von 12. Mill. Frcs. bewilligen und zog ohne ein Hinderniß alle Besitzungen der Familie Orleans ein; ein beißendes Wort bezeichnete diese Maßregel als den ersten Vol (Flug, auch Raub) des Adlers.

Er wollte noch höher fliegen. Darum begann er Paris umzubauen, daß es die schönste und gegen Empörung gesichertste Stadt der Welt würde; dabei fanden alle Arbeiterklassen reichen Verdienst. Industrielle Unternehmungen wurden freigebig unterstützt; damit gewann er die Kapitalisten und alles warf sich nun mit Leidenschaft auf Gelderwerb. Er ordnete eine strengere Sonntagsfeier an und ehrte die Religion; die Armee vollends wurde mit Auszeichnungen, Adlern, Kreuzen und einträglichen Medaillen bedacht, wie nie zuvor. So kam ihm denn auf seiner Rundreise eine solche Begeisterung für das Kaiserthum entgegen, daß er fühlte, Frankreich sehne sich nach dieser Regierungsform zurück, und bei einem Bankett in Bordeaux erklärte, das Kaiserthum gelte manchen für gleichbedeutend mit Krieg, es sei aber der Friede. Und jedermann wußte, daß er damit einen Frieden meine, bei dem Frankreich sich zufrieden fühle, stark genug, der Welt Gesetze vorzuschreiben. Bei seinem glänzenden Einzug in Paris 16. Okt. erscholl unaufhörlich das vive l'empereur. Also ergab er sich darein, durch die Restauration des Kaiserthums das Zeitalter der Revolutionen zu schließen: „wenn die Nation mich auf den Thron hebt, so krönt sie sich selbst." Der Senat beschloß 7. Nov. die

Wiederherstellung des Kaiserthums, und das Volk sekondirte mit 7,864,189 Stimmen. Am 2. Dez. 52 wurde Napoleon III. als erblicher Kaiser der Franzosen ausgerufen.

Die vier Großmächte kamen schon am 3. Dez. überein, ihn anzuerkennen, vorausgesetzt, daß er die Verträge über die Grenzen respektire; da er ihnen hierin entgegenkam, thaten sie den Schritt. England zuerst, Rußland zuletzt. Und zwar bediente sich Nikolaus nicht der Anrede „mein Bruder," sondern „mein Freund." Zur Vermählung mit einer Prinzessin aber wollten ihm die deutschen Fürsten nicht behilflich sein; so ließ er sich 30. Jan. 53 mit einer schönen Spanierin, der Gräfin Eugenie von Montijo trauen, bei welchem Anlaß er sich in stolzer Bescheidenheit einen „Emporkömmling" (parvenu) nannte. Ein Erbe wurde ihm 16. März 56 geboren. Eugenie aber wurde die Kaiserin der Mode, als welche sie die Krinoline, Chignons, Lieblingsaffen ꝛc. in Aufnahme brachte. — Frankreich hatte nun den Fürsten, den es wollte; weder ein reiner Charakter, noch ein großer Mann wollte er doch das Gute, wie es für seine Nation paßte. Er zeichnete selbst sein System, den Cäsarismus, in Gestalt eines Dreiecks; die Grundlinie, auf die er sich stützt, ist die Masse, welche das Ganze trägt, er selbst die erhabene Spitze, in welche die beiden Schenkel, Armee und Geistlichkeit, auslaufen. In der Mitte findet sich freilich ein unbequemes Kreischen, das unzufriedene Bürgerthum mit seinen Parteiungen, aber von den drei Linien zusammengehalten. Nur der Masse will er verantwortlich sein, nur an sie appelliren. „Ich kann Fehler begehen," äußerte er, „aber jedenfalls nie die beiden, über welchen das erste Kaiserreich fiel: den Bruch mit Rom und den mit England." Freilich blieb Paris die Herrscherin des Herrschers, mit einem Aufwand von 3000 Millionen baute er sie um; er kannte aus eigener Betheiligung die Gefährlichkeit der alles unterwühlenden Geheimbünde; er wußte, daß er fortfahren müsse zu ge-

fallen, wenn er bestehen wolle. Aber verschlagen und rücksichtslos, traute er auf sein Glück; und wie er sich stets dankbar, freigebig, auch gutmüthig und gemäßigt gezeigt hatte, konnte er hoffen, auch tüchtige Feinde an sich zu fesseln und durch neue Sprünge und rasche Wechsel sich im Besitz der Herrschaft zu erhalten.

§ 8. Der Krimkrieg (1853–56).

Nikolaus stand auf der Höhe seiner Macht, Oestreich und Preußen waren seine Schützlinge geworden, so daß die heil. Allianz in verbesserter Gestalt wieder aufgelebt schien. Deutsche Fürstentöchter schätzten sich noch immer glücklich, russische Großfürsten zu heirathen, wenn sie auch in demüthigendster Weise die Irrthümer eines Luthers abschwören und ihr Bekenntniß wechseln mußten. Millionen unirter Griechen brachte er zur russischen Mutterkirche zurück; ebenso 140,000 protestantische Letten und Esthen s. 1840 (S. 71). Mit dem J. 48 sperrte Rußland sich noch strenger gegen den Westen ab. Im Mai 48 rief der Zar diesem zu: Erkennet es, ihr Heiden und beugt euch, denn Gott ist mit uns, mit dem h. Rußland? und seinen Bischöfen konnte er (Mai 49) sagen: „der wahre Glaube existirt nur noch in Rußland; im Abendland ist er ganz und gar verschwunden.“ Jetzt aber war die Stunde gekommen, das vor 400 Jahren dem Kreuz entrissene Konstantinopel wieder zu erobern.

Also besprach sich der Zar im tiefsten Geheimniß mit dem britischen Gesandten Seymour über eine Theilung der Türkei: Serbien, Bosnien, Bulgarien sollten mit den Donaufürstenthümern russische Schutzstaaten werden, dagegen Aegypten und Kreta an England fallen ꝛc. Der „kranke Mann“ könne jeden Tag sterben, da komme es denn nur auf sie beide an, wie über die Hinterlassenschaft zu verfügen sei. Aber obwohl der vieljährige Freund des Zaren, Lord Aberdeen, an der Spitze des britischrn Ministeriums stand, auf solche Plane konnte sich doch kein englischer Staatsmann einlassen, ihm stand fest, daß man

an der Lebensfähigkeit des kranken Mannes nicht verzweifeln, sie vielmehr nach Vermögen stärken müsse. Darauf soll sich Nikolaus an Frankreich gewendet und ihm das linke Rheinufer versprochen haben, ohne bessere Aufnahme zu finden. Jedenfalls ergriff Napoleon mit mehr Lust die Aussicht auf eine englische Allianz, durch welche sich die russische Uebermacht bekämpfen und der Dank vieler Völker erwerben ließ, falls er die auf ihnen lastende Zarenfurcht wegzunehmen vermöchte.

Während dies im Werke war, hatte Danilo, der Wladika der schwarzen Berge, sein Bisthum auf russischen Rath in ein weltliches Fürstenthum verwandelt 1852, darauf Einfälle in's türkische Gebiet gemacht und sich damit ein großes Türkenheer auf den Leib gezogen. Oestreich schickte einen außerordentlichen Gesandten nach Konstantinopel (Jan. 53), der drohend verlangte, daß der Krieg an seiner Südgrenze aufhöre, und es erreichte seinen Zweck. Rußland benützte diesen Vorgang, um eine noch auffallendere Forderung an die Pforte zu stellen. Fürst Mentschikoff musterte erst die große russische Südarmee, reiste von da nach Konstantinopel und trat 2. März im Paletot mit schmutzigen Stiefeln vor den Divan (Ministerrath), um über allerhand Unrecht, das Rußland erlitten habe, zu klagen und Bürgschaften gegen dessen Wiederholung zu fordern. Es handelte sich um den Schlüssel zum heiligen Grab in Jerusalem und die Rechte der katholischen und griechischen Kirchen an den h. Stätten; der Kern aber aller Forderungen war, daß Rußland ein unbedingtes Schutzrecht über die 10 Mill. griechischer Christen in der Türkei verlangte. Auf den Rath Frankreichs und Englands gestützt, wies Sultan Abdul Medschid das Ultimatum Mentschikoffs ab, worauf dieser 21. Mai unter lauten Drohungen von Konstantinopel abreiste. Dorthin aber steuerten schon eine französische und eine englische Flotte, um die Hauptstadt gegen einen Handstreich der russischen zu schützen.

80,000 Russen unter Gortschakoff rückten 2. Juli in

die Donaufürstenthümer ein, um diese „als Pfand" zu besetzen, und zwar richteten sie sich alsbald dort ein, als sollten diese Länder fortan russische Provinzen sein. Umsonst suchten Oestreich und Preußen zu vermitteln; im Okt. endlich verlangte die Pforte unter Kriegsandrohung die Räumung ihres Gebiets, worauf der Zar 1. Nov. mit einem stolzen Kriegsmanifest antwortete. Omer Pascha, einst östreichischer Unteroffizier, überschritt die Donau mit seinen Türken und behauptete sich 4. Nov. wider die Angriffe der überlegenen Russen bei Oltenizza. Dagegen dampfte die russische Flotte aus Sebastopol, überfiel im Nebel 30. Nov. ein türkisches Geschwader im Hafen von Sinope und vernichtete es vollständig. Damit war England so gereizt, daß es die Wiener Verhandlungen abbrach, dem Lord Palmerston wieder die Leitung seiner Geschäfte übertrug und ernstlich zum Kampfe rüstete, dem es bisher möglichst ausgewichen war. Die Westmächte schlossen mit der Türkei (März 54) ein Schutz- und Trutzbündniß und erklärten Rußland den Krieg.

Oestreich und Preußen giengen nicht so weit, und zwar war es das von Nikolaus so gedemüthigte Preußen, welches Oestreich von schärferem Vorgehen abhielt; doch verbanden sie sich, es nicht zu dulden, daß Rußland die Donaufürstenthümer einnehme oder den Balkan überschreite. Die allgemeine Stimmung der Völker war ohnehin gegen Rußland um seines herrischen Auftretens willen. So stand Nikolaus sehr vereinsamt; auch die Christen Serbiens, Bosniens 2c. wollten nicht aufstehen, ehe die Russen Siege zu Land erfochten hätten; und das kleine Griechenland gerieth zwar in große Aufregung, wurde aber von westmächtlichen Schiffen niedergehalten, so daß die Aufstände in Epirus 2c. bald erloschen. Vorauszusehen war jedenfalls, daß Rußland in diesem Kriege nichts gewinnen konnte; die Belagerung Silistrias wollte auch dem alten Paskewitsch nicht gelingen, und da die Oestreicher mit der Pforte 15. Juni einen Vertrag

schloßen, der sie zum Einmarsch in die Donaufürstenthümer ermächtigte, gieng das russische Heer ruhmlos über die Donau und den Pruth zurück.

Andererseits zeigte sich Rußland doch als schwer angreifbar. Um der deutschen Mächte willen konnte man in Polen nichts unternehmen, und da Schweden friedlich gesinnt blieb, ließ sich auch im Norden wenig machen. Die Alandfeste Bomarsund zwar erlag den französischen Schiffen 16. Aug.; die Befestigung Kronstadts aber spottete der englischen Flotte. Da wies Napoleon auf die Krim, deren Seefeste das schwarze Meer beherrschte, als den geeignetsten Ort zum Kriegführen für die in Varna brachliegenden Armeen; und hier wurde allerdings Rußlands Blöße offenbar, indem es unklugerweise noch nichts gethan hatte, den Süden seines Reichs durch Eisenbahnen mit dem Innern innig zu verbinden. Seine eigenen Heere erlagen nun auf den ungeheuren Märschen durch Schneestürme und mangelnde Verpflegung, ganz wie es 1812 den Heeren seines Feinds ergangen war.

Der Verlauf war dieser: Am 14. Sept. landeten etwa 40,000 Franzosen unter Marschall St. Arnaud, 16,000 Engländer unter Lord Raglan und 6000 Türken bei Eupatoria und schlugen 20. Sept. an der Alma den Fürsten Mentschikoff, worauf sie sich dem festen Sebastopol näherten. Möglich, daß sie es durch Ueberrumpelung hätten einnehmen können! Da sie aber vorsichtig um die Feste herumzogen, in der Absicht, ihre schwächere Hälfte, im Süden der Bucht, anzugreifen, ermannten sich die Russen unter Leitung des genialen Totleben zu rastloser Verstärkung der unzulänglichen Werke; die Bucht selbst versperrten sie durch Versenkung ihrer Kriegsflotte. Die Verbündeten mußten sich zu einer regelmäßigen Belagerung entschließen, die durch die Kälte und Stürme des Winters unsägliche Opfer kostete, wenn auch Ausfälle wie bei Balaclava (25. Okt.), Inkerman (5. Nov.) abgewiesen wurden. Im Ganzen konnten doch die Seemächte leichter Verstärkungen beschaffen, als der russische

Kaiser, und zwar trat bei ihnen ein neuer Bundesgenosse auf den Plan. Nicht Oestreich, obwohl es mit ihnen 2. Dez. ein Schutz- und Trutzbündniß schloß; es rüstete wohl, schlug aber nicht los; sondern Sardiniens Minister, der kluge Cavour, sandte Jan. 55 seinen General Lamarmora mit 15,000 Italienern, um in der Krim sich den Dank der Westmächte zu verdienen, der ihm einmal gegen Oestreich helfen konnte.

Allerlei Hiobsbotschaften, wie von den Verlusten seiner Marschregimenter, von einem kleinen Türkensieg bei Eupatoria ꝛc. brachen die von Anstrengungen und Aufregungen erschütterte Gesundheit des stolzen Zaren; Nikolaus starb 2. März 1855. Sein milder, friedliebender Sohn Alexander II. war nur auf ehrenvolle Beendigung des Kampfes bedacht, der bereits 250,000 seiner Unterthanen das Leben gekostet hatte. Pelissier (S. 95) stand ihm jetzt auf französischer Seite gegenüber, da St. Arnaud gestorben war. Er unternahm nach langem Minenkrieg 18. Juli einen Hauptsturm, der jedoch mißglückte. Aber auch der russische Ausfall in's Tschernajathal wurde 16. Aug. besonders von den Sardiniern abgewiesen. Unter beständigem Kugelregen rückten die Laufgräben den Mauern immer näher, bis endlich 8. Sept. die Franzosen den Malakoffthurm erstürmten, und sich nach furchtbarem Gemetzel darin festsetzten. Weniger gelang den Engländern auf ihrem Angriffspunkte; aber die Russen erkannten, daß die Südstadt verloren sei, sprengten die noch übrigen Bollwerke in die Luft, zogen sich Nachts auf die Nordseite und zerstörten die Schiffbrücke hinter sich. Am 10. Sept. zog Pelissier in die rauchenden Trümmer ein.

Damit waren beide Theile des Blutvergießens satt; Rußland erfocht noch in Asien 28. Nov. einen ansehnlichen Vortheil, indem es das von den Türken und dem Engländer Williams tapfer vertheidigte Kars einnahm. Der Schwedenkönig Oskar (1844—59) begann sich den Alliirten zu nähern. Da schickte Rußland den Grafen Orloff nach Paris, wo 30. März 56 der Friede unter-

zeichnet wurde. Es mußte nur einen kleinen Landstrich an der Donaumündung abtreten und dem Protektorat über die Donaufürstenthümer entsagen; auch verzichtete es darauf, Kriegsschiffe im schwarzen Meere zu halten. Während England eben neue Anstrengungen zum Kriege machen wollte, hatte Napoleon durch sein Entgegenkommen sich den jungen Kaiser verpflichtet und trat unbeanstandet als Schiedsrichter Europa's auf. England schien im Niedergang begriffen, seit viele Schäden seiner Armeeverwaltung an's Licht getreten waren; Rußland hatte erkannt, daß es sich erst sammeln müsse; Oestreich und Preußen hatten sehr an Achtung verloren, jenes durch seine Undankbarkeit gegen Nikolaus, dieses durch seine fortgesetzte Rücksicht auf Rußland, welche sich erst später als einem richtigen Instinkt entsprungen erwies.

Die Türkei bequemte sich dazu, ihre christlichen Unterthanen unter den Schutz der Großmächte zu stellen und damit in's Concert der europäischen Staaten einzutreten. Auf Andrängen des „großen Gesandten," Lord Stratford Redcliffe (S. 36) hatte der Sultan 18. Febr. 56 das Hat Humaiun erlassen, welches den Christen gleiche Rechte mit den Muselmanen zuerkannte. Aber diese u. a. Reformen blieben fast alle auf dem Papier, denn der Koran erlaubt keine Gleichheit des Gläubigen mit dem Ungläubigen. Gegen Muhammedaner kommt kein christliches Zeugniß auf. Juni 58 wurden die Europäer in Dschidda durch einen Auflauf ermordet; die türkischen Behörden und Truppen sahen gleichgültig zu, als im Mai 60 die Drusen des Libanon und die Syrer in Damaskus (S. 95) im Christenblute badeten (damals besetzten die Franzosen Beirut auf längere Zeit); auch in Konstantinopel lebt die alttürkische Partei wieder auf, so oft der Druck der Westmächte nachläßt. Abdul Aziz (61—76) ließ ihr bereitwillig die Zügel schießen; nachdem der „große Gesandte" Konstantinopel verlassen, zeigte der „kranke Mann" durch alle seine wechselnden Launen, daß er noch um kein Haar gesünder ist, wenn er auch

(1867) nach Paris reist, Panzerschiffe und Eisenbahnen bauen läßt ꝛc. Am meisten leuchtete ihm das Institut der Staatsschulden ein, worin er Unglaubliches leistete, indem er 5 Milliarden M. entlehnte, bis a. 75 das Zinsenzahlen ins Stocken gerieth.

Immer mehr aber erstarken die christlichen Völker unter dem Scepter des Sultans. In Serbien schuf der kräftige Michael (1860—68) eine tüchtige Armee und forderte dann die Uebergabe der wenigen Festungen. Belgrad war ja von türkischem Militär besetzt, das sogar 1862 noch einmal die Stadt bombardirte. Aber Oestreich half dem jungen Nachbarstaat die Räumung dieser Feste erzielen 1867. Als Michael 1868 von Anhängern der nebenbuhlerischen Familie ermordet wurde, zeigte die Regentschaft, wie auch allmählich Staatsmänner aus diesen Bauern heranwachsen, und übergab dem jungen Milan 1872 ein wohlbestelltes Land und einen erblich gesicherten Thron. — Die Donaufürstenthümer hatten dem Krimkrieg noch theilnahmlos zugesehen; jetzt regte sich unter der französirten Jugend die Sehnsucht nach einer Union beider Staaten. Nachdem die Moldauer 16. Jan. 59 den Obersten Cusa zum Fürsten erwählt hatten, fielen 5. Febr. auch die Stimmen der Walachen auf denselben Mann, worauf er als Alexander Johannes I. die Regierung über beide Länder antrat und sie 23. Dez. 1861 zu Einem Staate, Rumänien, vereinigte. Er suchte ernstlich ein Nationalbewußtsein zu wecken und die Bauernemancipation durchzuführen, ließ sich aber dann durch Parteikämpfe reizen, eine Diktatorsrolle zu spielen 1864. In der Nacht des 23. Febr. 66 wurde er in seinem Palast überfallen und zur Abdankung gezwungen. Statt seiner wählte man den Prinzen Karl von Hohenzollern-Sigmaringen (der, nachdem 1850 die hohenzollerschen Fürsten zu Gunsten Preußens abgedankt hatten, für einen preußischen Prinzen gelten konnte). Dieser Carol I. zehrte treu gesinnt seine Schätze für das verwilderte Land auf, bemüht, aus dem indolenten Volk einen Bürgerstand

zu bilden und die Constitution ins Leben einzuführen. — In Montenegro (S. 148) folgte dem 1860 ermordeten Danilo sein Neffe Nikita (Nikolaus I.), der eine europäische Erziehung genossen hatte und sein Ländchen aus einem Kriegslager zu einer Bildungsstätte umzuwandeln suchte, nachdem ihm die Türken 1862 im eroberten Cetinje den Frieden diktirt hatten. Es gab 1870 nur 120 Leser im Lande, 1873 schon über 2000 Schüler. Doch tiefer noch arbeitet der Wetteifer zwischen Serbien und Tschernagora, wer wohl von beiden den Brüdern in Bosnien und Herzegowina zur Freiheit helfen dürfe.

Schon regen sich auch die Bulgaren, 5 Mill. slavisirter Finnen im Süden der Donau, die früher lange zwischen den Patriarchen von Rom und Byzanz hin und her geschwankt hatten, zuletzt aber, da 1767 ihr eigenes Patriarchat abgeschafft wurde, von den griechischen Bischöfen aus dem Fanar (Stadttheil Konstantinopels) unterjocht und ihrer Kirchensprache und Schulen beraubt worden waren. Selbst alle Dokumente ihrer Geschichte wurden in Trnovo vom Metropolitan verbrannt, und alle Erinnerung an die frühere Selbständigkeit schien erloschen. Doch s. 1830 seufzten sie, von dem griechischen Joche frei zu werden, erhielten von Rußland Schulmeister, von amerikanischen Missionaren die Bibel in ihrer Sprache und anregenden Unterricht. Endlich 1860 legten sie ihre Wünsche dem Großwesir auf seiner Rundreise vor. Als aber das Gold der Fanarioten den Sieg davon trug, versammelten sich die Vertrauensmänner bulgarischer Gemeinden in der Kirche der unirten Armenier zu Konstantinopel und unterzeichneten, um Napoleon für sich zu gegewinnen, 30. Dez. 60 die Union mit Rom. Pio IX. weihte auch 1861 Sokolski zum Bischof der unirten Bulgaren. Allein da dieser durch Rußlands Einmischung dem Papst untreu wurde, blieben nur 60,000 Bulgaren im Verband mit Rom. Die übrigen erreichten, daß die Pforte 1870 eine Nationalversammlung von Bischöfen und andern Notabeln zusammentreten ließ, welche

eine Verfassung der bulgarischen Kirche zu Stande brachte. Darnach nehmen die Laien an der Verwaltung des Kirchenvermögens Theil und sorgen für Volksunterricht; ein Exarch aber, auf 5 Jahre ernannt, regiert die Kirche in blos nomineller Abhängigkeit vom griechischen Patriarchen. Natürlich verfluchte dieser den Exarchen und ließ von einer Synode 1872 den Phyletismus (das Landeskirchenthum) als eine Häresie verdammen. Die Bulgaren aber hofften, so nach und nach das Exarchat noch zu einem Fürstenthum zu erheben und ließen je und je ihr gesteigertes Volksgefühl so unvorsichtig kund werden, daß die Pforte Argwohn gegen sie faßte.

Auch die armenische Kirche führt eine Neuerung um die andere ein, so erbittert sie auch auf diejenigen Gemeinden ist, welche unter englischen und amerikanischen Missionaren sich zum Protestantismus bekennen. Daß aber ein bedeutender Anstoß zu neuen Lebensregungen von diesen kirchlichen Kreisen ausgeht, ja daß gerade hierin die Keime einer besseren Zukunft der Türkei zu suchen sind, kann nur der Unverstand leugnen.

§ 9. Alexander II.

So tief unter seinen gewaltigen Vater sich Alexander auch stellte, war er doch berufen, Größeres zu leisten. Er suchte zunächst sein erschöpftes Reich durch innere Reformen und Erleichterung des geistigen Drucks zu stärken. „Rußland sammelt sich," war das Losungswort seines im April 56 antretenden Ministers Gortschakoff. Nach allen Seiten hin wurden nun von dem Knotenpunkte Moskau Eisenbahnen gebaut, wurden Handel und Verkehr gehoben, auch die geistigen Interessen mehr als bisher gepflegt. Die Bibelgesellschaft durfte wieder arbeiten, den Schulen, höheren und niederen, wurde neue Aufmerksamkeit zu Theil. Hauptsächlichstes Anliegen des Kaisers war aber die Aufhebung der Leibeigenschaft, in welcher noch 23 Mill. Bauern lagen. So sehr sich der Adel sträubte, indem er 1858 erklärte, nur die von Peter d. Gr. beseitigte Du-

mah, die Bojarenversammlung, habe Befugniß über eine so wichtige Reichsangelegenheit zu entscheiden, so entschlossen verfolgte der Kaiser seinen Plan. Am 17. März 1861 wurde in allen Kirchen der Hauptstädte ein Manifest verlesen, welches die Emancipation regulirte. Binnen zwei Jahren sollten alle Hausſklaven und die Obrok (Tribut) zahlenden Arbeiter ihrer Verpflichtungen gegen den bisherigen Herrn ledig sein. Der Bauer aber kann sein Gehöft und Land durch Kauf als freies Eigenthum erwerben; so lang er das nicht thut, behält er sie gegen bestimmte Leistungen in beständigem Gebrauch. Alexander gieng mit gutem Beispiel voran, erklärte alle Leibeigenen des Kaiserhauses für frei und überließ denselben die von ihnen bebauten Güter unentgeltlich. Leider erschwerten Aufstände der aufgeregten Bauern die Ausführung an vielen Orten; die Massen wären am liebsten ohne Ablösung frei geworden; da und dort giengen die Schlösser der Edelleute in Rauch auf; der Bauer im Norden verschleudert seinen Viehstand, sauft und faullenzt oder sinnt auf Auswanderung nach dem fruchtbareren Südrußland. Der verarmende Grundbesitzer sehnt sich nach Staatsämtern, und so werden die Güter, namentlich im Norden, zusehends werthloser. Jetzt sind 8 Mill. Bauern freie Eigenthümer geworden, noch 2 Mill. sind abzulösen. Eine Schule in jedem Kirchspiel und dazu die allgemeine Militärpflicht (s. 74) sollen die Volkserziehung vollenden.

Obgleich Alexander eine versöhnliche Politik gegen Polen befolgte, alle Verbannten amnestirte, und den Druck der Verwaltung mäßigte, erwachten doch die Nationalitätsbestrebungen auch hier mit neuer Stärke. Im Febr. 1861 wallfahrtete man nach dem Schlachtfeld von Grochow (S. 69), trauerte um mancherlei im Aufstand gefallene Größen; besondere Gottesdienste riefen den Haß der Katholiken gegen die Herrscher wach. Vergebens suchten diese durch Reformen die steigende Gährung zu beschwichtigen; vergebens wurde dem russischen Statthalter ein gemäßigter Patriot, Marquis Wielopolski,

zur Seite gesetzt, welcher durch Schulen und wirthschaftliche Aufbesserung seinem Lande aufzuhelfen strebte. Mordversuche gegen die Höchstgestellten deuteten auf eine im Geheimen wirkende Fehme hin. Also ordnete die Regierung in der Nacht des 14. Jan. 63 eine gewaltsame Rekrutenaushebung an, um mit allen verdächtigen Jünglingen aufzuräumen. Sofort erklärte sich das revolutionäre Komite zur provisorischen Nationalregierung, die aus ihrem Versteck das ganze Volk zu den Waffen rief und den Aufruhrhelden Mieroslawski zum Diktator ernannte. Nach wenig Tagen auf's Haupt geschlagen, floh dieser über die preußische Grenze; wie sein Nachfolger Langiewicz (im März) über die östreichische. Doch währte der Bandenkrieg in den Wäldern fort, ja breitete sich nach Litauen aus; die geheime Regierung trieb allerwärts Steuern ein und ließ Mordbefehle auf offener Straße vollziehen; die Klöster waren ihre Stützpunkte und Zeughäuser. Erst der durchgreifende Graf Berg, Okt. 63 zum Statthalter ernannt, erstickte die Empörung; im Febr. 64 erlosch die Nationalregierung. Ein kaiserlicher Ukas vom 19. Febr. 64 theilte nun den polnischen Bauern ihre Pachtgüter gegen mäßige Entschädigung zu, wodurch in 5 Jahren 220000 Bauernfamilien zu Grundbesitz gelangten, während Adel und Geistlichkeit verarmten. Am härtesten aber wurde Litauen mitgenommen, wo Murawieff, der Sieger von Kars die polnischen Elemente bekämpfte; massenhaft wurde die Bevölkerung von Truppen zur Communicirung aus dem Kelch der Popen getrieben und selbst in Privathäusern die polnische Sprache verboten, „Kinder allein ausgenommen." Des Papsts Protest hatte nur die Wirkung, daß 1866 der Geistlichkeit jeder Verkehr mit Rom untersagt wurde. Auch Napoleon III. hatte gemeinsam mit England und Oestreich sich für die Rechte der Polen verwendet. Allein da Preußen fest zu Rußland hielt, blieb dieser Schritt wirkungslos.

Mittlerweile wurden die Ideen des Panslavismus (S. 70) von dem Journalisten Katkow und seiner rühri-

gen Partei laut gepredigt und auch unter Süd- und Westslaven in Umlauf gesetzt. Doch lief die „slavische Ausstellung," die er auf den 5. Mai 67 nach Moskau ausgeschrieben hatte, etwas komisch ab: es fanden sich vom Ausland nur 68 slavische Gäste ein, Serben, Tschechen, Mähren, Dalmatier, Ruthenen, Slovenen, Kroaten, Wenden und Slovaken, und diese mußten sich der deutschen Sprache bedienen, um sich gegenseitig verständlich zu werden. Der Kaiser mäßigt zwar diese Bestrebungen, doch geht der Russifizirungsprozeß ununterbrochen fort. So wurde s. 1867 den treuen Ostseeprovinzen hart zugesetzt, der deutschen Sprache zu entsagen; ihre Städteordnung wurde 1877 einfach abgethan; der esthländischen Ritterschaft wurde 1869 befohlen, in der griechischen Kirche zu erscheinen, um für den Kaiser zu beten. So wurde auch das Bekehrungsgeschäft an den armen Bauern 1868 nach Kurland ausgedehnt, und die Herrschaft der russischen Zunge in den finischen Lehranstalten angeordnet. Anderseits ist der Kaiser allen Gewaltmaßregeln abhold und bedauert den früher angewandten Gewissenszwang. Der von ihm zur Untersuchung abgesandte Graf Bobrinski hat 1864 die Zahl der neuen Glieder der griechischen Kirche auf 140,000 angegeben, von denen kaum ein Zehntel bei derselben zu bleiben wünsche, weil fast alle durch einen „offiziellen Betrug" ihr zugeführt worden seien. Alexander erlaubte darauf, daß Mischehen eingesegnet werden dürfen, ohne daß die Erziehung der Kinder in der griechischen Religion verlangt werden müsse. 30000 Griechen in Livland durften in der Stille zur evangelischen Kirche zurücktreten. Doch sind die Verfolgungsgesetze nirgends abgeschafft, daher noch jährlich Viele wegen Abfalls vom orthodoxen Glauben in Untersuchung kommen (von 1113 solcher wurden a. 1870 nur 132 verurtheilt). Ist also auch die Gewissensfreiheit in Rußland (wie sonst nur noch in Portugal) noch nicht gesetzlich ausgesprochen, so werden jetzt doch die 9 Mill. Sektirer milder behandelt; s. 1873 haben sie geordnete Ehen und

ihre Kinder das Erbrecht. Priestersöhne sind s. 1869 nicht mehr genöthigt Priester zu werden; und so bahnt sich auf mehreren Punkten eine europäischere Behandlung der kirchlichen Frage an.

Lange hütete sich der Zar vor allen kriegerischen Verwicklungen in Europa, ohne aber darum die Erweiterung seines riesigen Reichs zu vernachlässigen. Einerseits freilich zog er sich vom dritten Welttheil zurück, indem er das arme Aljaska im nordwestlichen Amerika 1867 um 7¹/₅ Mill. Dollars an die nordamerikanische Union verkaufte. In Asien aber hat Rußland, wie Nikolaus sagte, keine Grenze, d. h. dieselbe ist noch immer im Fluß. Wie es den Kaukasus 1859 eroberte und befriedete, ist schon S. 71 erzählt. Auch gegen China hin begann es schon vor dem Krimkrieg sanft zu drängen, indem am Unterlauf des Amur Nikolajewsk und andere Stationen angelegt wurden; dann benützte es den Zwist, in welchen das himmlische Reich mit den Westmächten gerieth, um sich 1858 das dünn bevölkerte Amurgebiet abtreten zu lassen, womit es sich einen offenen Eingang in wärmere Meere sicherte. Zum Dank für die Vermittlung des Friedens mit den Seemächten erhielt sein Gesandter Ignatieff 1860 noch einen weiteren Landzuwachs bis an die Grenze Koreas. Die öden Kurilen-Inseln trat Alexander 1875 an Japan ab und tauschte dagegen den kohlenreichen Rest der Insel Sachalin ein. — Seit 1775 hatte der chinesische Kaiser sich die Dsungarei unterworfen; bis 1863 standen chinesische Besatzungen in den bedeutenderen Städten. Da begannen die unterdrückten Muhammedaner den heiligen Krieg in Schansi, welcher bald das ganze Innerasien aufregte. Diesen Rebellen nahmen die Russen 1871 die Hauptstadt Kuldscha weg, ohne erst in Peking anzufragen, wandelten dann das Chanat Dsungarien ins Prilensker Generalgouvernement um und vereinigten dies auf ewige Zeiten mit dem Mutterlande. In jenen innern Kriegen hat ein Glückssoldat, der kräftige Usbege Jakub Beg († 1877) Kaschgar er-

obert und sich den Chinesen furchtbar gemacht, als der größte Held des Islams; nach Petersburg und Kalkutta schickte er Gesandte und schloß 1872 Handelsverträge mit Rußland und England. Aber er mußte sehen, wie unaufhaltsam der russische Koloß sich über Innerasien ausbreitet. Als sollte die Schmach der ehemaligen Großfürsten von Moskau gerächt werden, beugen sich allmählich alle turanischen Völker und der ganze Besitz von Tschengischans Nachkommen unter den Scepter des Zars. Schon 1854 war die Kirgisensteppe unterjocht, 1865 fielen das wichtige Taschkent, 1866 Chodschend und Chokand in seine Hand. General Kaufmann erstürmte 1868 Samarkand, Timurs alte Residenz, und nöthigte den Emir von Bochara, sie ihm abzutreten. Das schwer zugängliche Chiwa, wegen Menschenfangs schon öfters, zuletzt 1840 umsonst bekriegt, wurde erst durch Unterjochung der im Süden schwärmenden Turkmenen isolirt, dann 1873 bekämpft und besiegt, worauf der Chan das rechte Oxusufer an Rußland abtreten mußte. Noch immer vergrößert sich das 1867 gebildete russische Turkestan, zum Theil unter barbarischen Kämpfen, die Geld und Blut in Masse verschlingen; doch kehrt Sicherheit der Person und des Eigenthums in dem Maße ein, als die russische Herrschaft sich befestigt, und sie wird eben darum gleichermaßen gefürchtet und endlich geschätzt. Rußland scheint entschlossen, in Mittelasien vorzudringen, bis Ordnung der Ordnung begegnet. Einstweilen drängt russischer Einfluß und Handel den englischen stetig zurück, und eine Uebereinkunft der beiden Regierungen wie die vom J. 1872, Afghanistan bis zum Oxus als neutrales Gebiet anzusehen, kann nur als zeitweiliger Nothbehelf angesehen werden. Angloindische Staatsmänner müssen neben allen ihren übrigen Aufgaben schon auch die Möglichkeit eines Zusammenstoßes mit Rußland ins Auge fassen.

§ 10. Der Sipahi-Aufstand.

Unmittelbar nach dem Krimkrieg lenkte der furchtbare

Militäraufstand im britischen Indien alle Blicke nach dem Osten. Hat man schon je und je gemeint, England stetig sinken zu sehen, weil sein Einfluß in Europa dem früher ausgeübten nicht mehr gleich kommt, so muß dabei berücksichtigt werden, daß die britischen Bestrebungen sich nicht wie die der andern Mächte auf einen Welttheil concentriren, vielmehr geradezu in alle Meere sich verbreiten. Auf 42 beläuft sich jetzt die Zahl der britischen Kolonien. Ganz unbeschrieen wachsen solche in Canada, Südafrika, Australien 2c. zu bedeutenden Staaten heran, welche seit 1850 das Recht erhielten, ihre Verfassungen selbständig zu ordnen. Dieselben werden voraussichtlich dereinst auf weite Gebiete bestimmend einwirken, während jetzt die Rücksicht auf das Gedeihen dieser jungen Kinder die Mutter oft davon abhält, für näher liegende, speziell europäische Fragen sich übermäßig zu ereifern. Von dem, was die fleißigen Briten in Ostasien zu Stande brachten, soll nun die Rede sein.

Wie das Reich der Handelskompagnie in den Kriegen gegen Frankreich heranwuchs, haben wir (III, § 8) gesehen. Es wuchs aber seither beständig durch Eroberungen nach außen, durch Aufhebung der Monopole und Binnenschranken nach innen. Im J. 1818 gelangten die Mahrattakriege zum Abschluß; ein Armeekorps wurde damals von der in Bengalen ausgebrüteten Cholera fast vernichtet, eine Seuche, die sofort ihren ersten Zug nach Westen antrat. Schwere Kämpfe aber im Innern Ostindiens schienen hinfort kaum mehr möglich, die Hauptaufgabe blieb, Räuber- und Mörderbanden, wie die Thags, niederzujagen und die Kräfte des Landes in friedlichem Fortschritt zu entwickeln. Dagegen erhob sich immer neuer Streit an den Grenzen und gab Anlaß, dieselben stets weiter hinauszurücken. Da war z. B. der Kaiser von Barma, gewöhnt, sich als den höchsten Erdeherrn anzusehen; er richtete stolze Forderungen an den Generalgouverneur Lord Amherst, und mußte durch Schaden klug werden, indem eine britische Flotte Rangun 1824

einnahm, den Irawadi hinauffuhr und das von ihr gelandete Heer die armen Buddhisten beständig schlug. Er mußte 1826 im Frieden die Küstenländer Aracan und Tenasserim an die Kompagnie abtreten; und da sein Nachfolger sich wieder breit machte, nahmen ihm die Briten auch das zwischen jenen beiden gelegene Mündungsgebiet des Irawadi, die fruchtbare Provinz Pegu, ab 1852, ohne sich die Mühe eines förmlichen Friedensschlusses zu geben.

Im Westen ließen sich die Briten unnöthigerweise durch die Russenfurcht bewegen, 1838 in das Bergland jenseits des Indus einzudringen, weil die Perser mit Hilfe russischer Offiziere Herat belagerten. Obgleich nun der Schah aus Furcht zurückwich, eroberten doch die Angloindier Afghanistan und Belutschistan und setzten in Kabul einen ihnen verpflichteten Herrscher ein, ohne daß es mit aller Verschwendung von Geld und Blut gelang, die unbändigen Bergvölker bleibend zu unterwerfen. Nach einem blutigen Aufstand in Kabul Nov. 41 wurde eine Armee auf dem Rückzug durch die eingeschneiten Engpässe vernichtet, wofür General Pollock 1842 blutige Rache nahm, ehe er das Land räumte. — Dagegen unterwarf Ch. Napier 1843 das Land Sindh durch die Schlacht bei Miani. Und auch der Oberlauf des Indusstroms sollte in britische Hände fallen. Dort hatte Randschit Sing (1797—1839), der Löwe des Fünfstromgebiets, durch napoleonische Offiziere, Franzosen und Italiener, sich ein überaus tüchtiges Heer geschaffen, welches in der nach seinem Tode entstandenen Anarchie vor Begierde brannte, sich mit den schwächlich gebauten Sipahis des britischen Reichs zu messen. Es bestand seinem größern Theil nach aus den Sikhs, d. h. „Schülern," nämlich des Reformators Nânak, der um 1490 eine reinere Lehre von dem Einen Gott verkündigte und großen Anhang fand; später von den Muhammedanern grausam verfolgt, waren auch sie fanatische Kriegsleute geworden, und jetzt hatten sie die europäische Kampfweise

gründlich gelernt und gegen Afghanen ꝛc. erprobt. Im Dez. 1845 stürmten sie, 80,000 Mann stark, über den Satledsch und wurden nur durch die heißesten Kämpfe zurückgedrängt, worauf Lord Hardinge das Pandschab in zwei Stücke theilte, das nördliche Bergland an einen listig neutralen Häuptling verkaufte, den Rest aber von einem englischen Kommissär für Randschits unmündigen Sohn, Dalip Sing, verwalten ließ. Doch nochmals erhoben sich die Häuptlinge 1848 zu einem allgemeinen Aufstand, der erst Febr. 1849 in der Schlacht bei Gudscherat niedergeschlagen wurde. Nun mußte Dalip Sing abdanken, er ist Christ geworden und lebt jetzt in England; die Brüder Lawrence aber schufen das unruhige Land zu einem der sichersten Besitze englischer Herrschaft um.

Im Innern vergrößerte sich das Reich mittlerweile durch allerhand Gebiete, welche ihm anheimfielen; zuletzt 1856 wagte Lord Dalhousie auch den Staat Audh wegen fortdauernder Mißregierung ihm einzuverleiben. Das erregte Mißvergnügen unter den meist aus Audh gezogenen Sipahis der bengalischen Armee. Brahmanische und muhammedanische Verschwörer wiegelten nun diese auf: „Ist nicht das britische Radsch (Königthum) a. 1757 eingeführt worden? Mit 100 Jahren geht es zu Ende, sagen alte Weissagungen. Oder wollt ihr nicht sehen, daß es nur eurer Hilfe seine Macht verdankt? Seid ihr nicht 2—300,000 an der Zahl, den europäischen Soldaten um's Zehnfache, ja (in Bengalen) um's Zwanzigfache überlegen? Und seht ihr nicht, wie überall der Unterricht im englischen Wissen um sich greift? Haben die Franken nicht (s. 1829) die Witwenverbrennungen verboten und rütteln an allen unsern alten Bräuchen? Bald wird man euch nöthigen Christen zu werden. Betrachtet nur einmal eure neuen Patronen, welche mit dem neuen Gewehr eingeführt werden, ist nicht Fett daran? Das kann nur Schweins- oder Ochsenfett sein, wahrscheinlich beides zugleich. Wenn ihr dreinbeißt, werdet ihr, Moslims sowohl als Hindus, unvermerkt zu Christen." Die Regier-

ung der Kompagnie hatte sich ängstlich davor gehütet, ihre Armee, besonders die bengalische mit dem Wesen des Christenthums irgend bekannt werden zu lassen; das Versäumniß rächte sich jetzt, indem die tollsten Lügen über diese Fremdenreligion Glauben fanden. Zugleich hatte der Krimkrieg die Muhammedaner allerwärts neu begeistert; auf dem Pilgerfest in Mekka wurden alljährlich Verschwörungen ausgebrütet. Auch die Perser glaubten, jetzt sei die Zeit gekommen, Herat zu erobern, und trotz alles Abmahnens der Briten gewannen sie dieselbe 1856 durch Verrath. Eine Expedition in den persischen Meerbusen brachte sie bald zu nüchterneren Gedanken; sie gaben im Frieden 1857 Herat wieder auf. — Aber indessen war Indien von europäischem Militär so entblößt worden, daß die übermüthigen Sipahis die Stunde gekommen sahen, da sie ohne Mühe Herren des Landes werden könnten. Während die Europäer das Land mit Telegraphen und Kanälen durchzogen, Eisenbahnenbauten, s. 1855 auch für englischen Unterricht sorgten, brüteten die Sipahis über ein Blutgericht, das die Christenherrschaft verschlingen sollte. Sie verschworen sich über das ganze Gangesthal, zündeten Nachts Offizierswohnungen an, zerhieben die neuen Telegraphenstangen und Drähte, und als sie merkten, daß man sie zu fürchten beginne und nicht streng zu strafen wage, brachen sie 10. Mai 57 in Mirath los, und mordeten alle Europäer, deren sie habhaft wurden. Dann zogen sie nach dem nahen Delhi, wo das Blutbad noch grausiger ausfiel; das Arsenal zwar bekamen sie nicht in ihre Hände, das sprengte der letzte Europäer in die Luft, sie fanden dort aber den 90jährigen Padischah Akbar IV., den letzten Großmogul, und riefen ihn zum Kaiser aus. Englische Damen wurden von Prinzen nackt ausgezogen, und mit dem Blut ihrer Kindlein überschüttet; namenlose Greuel füllten die Stadt. Ueberall tödteten nun die Garnisonen ihre Offiziere und deren Familien, öffneten die Gefängnisse und Zuchthäuser und zogen mit Musik nach Delhi ein. Nur

Benares, Allahabad, Lakhnau und Agra blieben von Briten besetzt.

Der neue Generalgouverneur, Lord Canning, ein Sohn des großen Ministers, war fast rathlos, doch rief er von Madras europäische Truppen herbei, um wenigstens das bedrohte Kalkutta vor der allgemeinen Sintflut zu bewahren. Die muselmanische Hauptstadt wieder zu gewinnen, reichten seine Kräfte nicht aus. Ein großes Glück war's noch, daß die Madrasarmee, in welcher dem Christenthum mehr Eingang gestattet war, völlig treu blieb. John Lawrence aber, der Ordner des Pandschab, rief nun Sikhs und Afghanen zum Kampfe auf und sandte sie mit allen Europäern, die er sparen konnte, gegen Delhi. Nach einer überaus schwierigen Belagerung gegen fünffach überlegene Truppenzahl, erstürmten die Briten 20. Sept. die Mogulresidenz, nahmen den Kaiser gefangen und tödteten die blutbeflecktesten Prinzen. Mit dem Falle Delhi's athmeten die Briten wieder auf. Der blutigste Kampf aber drehte sich um Lakhnau, die gewaltige Hauptstadt von Audh, wohin zweimal vorgedrungen werden mußte, ehe 19. März 58 Straße um Straße erobert war. Damit war jedoch der Sieg entschieden, wenn auch noch ein Jahr länger hin- und hergekämpft werden mußte. Am 1. Nov. 1858 wurde durch ganz Indien die Königin Viktoria als Kaiserin des Reichs, anstatt der selig entschlafenen Kompagnie, ausgerufen. — Seither hat im Wesentlichen keine bedeutendere Ruhestörung mehr stattgefunden; namentlich hat der Vicekönig Lord John Lawrence durch seine friedliche Regierung (1864—69) das Land ungemein gehoben und die Verbreitung christlicher Civilisation nach allen Seiten hin gefördert. Sein Nachfolger, Graf Mayo fiel 1872 durch die Hand eines wahabitischen Meuchelmörders. 10,000 Kilom. Eisenbahnen durchziehen das Reich; uralte Unsitten wie Kindermord (1801), Witwenverbrennung (1829), Sklaverei (1844) werden abgeschafft, neue Kenntnisse und Bestrebungen dringen mächtig ein und unterminiren die alten Religions-

formen und die Herrschaft des Kastenbanns unter den 200 Mill. Hindu's, welche den Briten zur Erziehung anvertraut sind. Die Verhältnisse der 154 Vasallenstaaten (mit 55 Mill. E.) sind so geordnet, daß diese Dynastien auch durch Adoption ihren Fortbestand sichern können. Nachdem der Prinz von Wales das große Reich durchreist hatte, wurde am Neujahr 1877 Viktoria allerwärts als Kaiserin von Hind ausgerufen.

§ 11. Ostasien geöffnet.

Die Neuzeit hat es auf sich, ein innigeres Band um alle Glieder der großen Menschenfamilie zu schlingen; auch Ostasien, von $^2/_3$ unseres Geschlechts bewohnt, konnte sich auf die Länge dem Verkehr mit der christlichen Welt nicht verschließen. Das wirkte der englische Handel.

Das gewaltige Tsin (Tschina) ist eine Welt für sich, in welcher lange die Morallehre des Kongfutse († 479 v. Chr.) neben dem mystischen Monotheismus seines Zeitgenossen Laotse die Geister beschäftigte, bis auch die Buddhalehre (s. 65 n. Chr.) bedeutenden Anhang gewann. Es fehlte von Alters her nicht am Einwandern fremder Volks- und Religionsgenossen; Juden, Nestorianer, Muhammedaner, s. 1560 Portugiesen setzten sich da und dort fest. Erst die Mandschu Dynastie, welche 1644 das Land eroberte und durch tartarische Garnisonen im Zaume hielt, auch das Unterwürfigkeitszeichen des Zopfes einführte, versuchte es gegen die Außenwelt abzuschließen, und verfolgte s. 1723 das mächtig eingedrungene Christenthum der Jesuiten. Blos in einem Hafen, Kanton, durfte unter allen ersinnlichen Beschränkungen auswärtiger Seehandel getrieben werden. Dieser beschäftigte sich besonders mit der Ausfuhr von Thee, Seide &c. und bereicherte China, das sonst in allen Stücken sich selbst genügte, mit edlen Metallen; nur eine Einfuhr von fremder Waare nahm allmählich bedenkliche Dimensionen an, der Opiumhandel. Diesen Mohnsaft zu rauchen, war leider einer Masse von Chinesen ein Lebensbedürfniß geworden;

weil aber der Kaiser seine schädliche Wirkung erkannte, hatte er 1860 seine Einfuhr streng verboten, wie auch der Anbau des Mohns nicht gestattet war. Dadurch entwickelte sich ein ausgedehnter Schmuggelhandel; denn die ostindische Kompagnie pflanzte den Mohn als ein Monopol und verkaufte das erzeugte Opium um das Doppelte des Kostpreises in ganzen Schiffsladungen an Kaufleute, welche dann unternahmen, es an der chinesischen Küste mit Hilfe der bestechlichen Mandarinen abzusetzen. Kaiser Taokwang († 1850) befahl diesem Handel ein für allemal ein Ende zu machen, und 20,000 Opiumkisten englischer Kaufleute wurden vor ihren Augen 1839 ins Meer versenkt, jede Entschädigung dafür abgeschlagen und eine unannehmbare Forderung um die andere gestellt. Damit war der Krieg erklärt. Schmählich in seiner nächsten Ursache, war er doch unvermeidlich, sofern China die Europäer vom gemeinen Recht ausschloß.

Jetzt sahen die Chinesen zum erstenmal, was Dampfer und europäische Geschütze gegen Bogen und Luntenbüchsen vermochten. Tschusan, Kanton, Amoy, Ningpo wurden 1841 von den Briten erobert, dann fuhr ihre Flotte 1842 den prächtigen Jangtse hinauf und bedrohte Nanking, die frühere Hauptstadt; noch vor dem Sturm beugten sich die kaiserlichen Abgeordneten und unterzeichneten 29. Aug. den Frieden von Nanking, der fünf Häfen den Engländern öffnete und das geschickt gelegene Eiland Hongkong an ihre Königin abtrat. Alle Mächte drangen sofort durch das einmal geöffnete Thor nach; bald gelangten namentlich Schanghai und Hongkong zu einer außerordentlichen Blüte, und die protestantischen Missionen entfalteten nun erst eine bemerkenswerthe Thätigkeit. — Ein halbbekehrter Chinese aber, Hung siu tsuen, bekam eine neue Offenbarung, der zu Folge er 1843 sich selbst und seine Schüler taufte, den Götzendienst bekämpfte, und als er mit den Behörden in Collision kam, 1850 das Panier der Empörung aufwarf. Die Mandschu Dynastie sollte vertrieben werden und Taiping (allgemeiner Friede) auf

den Thron kommen. Tausende strömten den „langhaarigen" Rebellen zu, welche den Zopf Chinas zu beseitigen unternahmen. Sie eroberten $^1/_3$ des Reichs, auch 1853 Nanking, das sie zur Residenz erhoben und 10 Jahre lang besetzt hielten; von da aus verheerten sie weite Strecken, in denen sie die Götzen und alle Kultur vernichteten, wenn sie auch daneben viele Bibeln druckten. Am Ende wurden sie von den Kaiserlichen unter Anführung amerikanischer und englischer Offiziere, namentlich des Ingenieurs Gordon, geschlagen, und kamen bei der Erstürmung Nankings Juli 64 meist durch Selbstmord um.

Zuvor war aber ein neuer Krieg mit England in Folge des übermüthigen Auftretens eines Oberkommissärs Yeh in Kanton 1856 entbrannt; dieser suchte sogar durch vergiftetes Brot die Ausländer zu vernichten. Da zugleich Frankreich, das in China keinen nennenswerthen Handel treibt, für die Hinrichtung eines katholischen Missionars vergeblich Genugthuung verlangte, schlossen sich französische Kriegsschiffe den englischen an, die 1857 das störrige Kanton zum Fall brachten; und als die Fremden vor Tientsin standen, vier Tagereisen von Peking, gab Kaiser Hienfong nach und öffnete 11 weitere Häfen den Fremden, denen schon auch das Reisen im Inland gestattet wurde. Die hochgestiegene Opiumeinfuhr wurde nun gesetzlich regulirt. — Doch wehrte sich der kaiserliche Stolz noch immer gegen die Zulassung von Gesandten in seine Residenz. Als diese fremden Herrn Minister, Juni 59, in den Peihofluß einfahren wollten, wurden sie heimtückisch beschossen und mit herbem Verlust zurückgeschlagen. Da kams zu einem dritten Krieg, in welchem Engländer und Franzosen vereint die Takuforts erstürmten und die Tatarenarmee bei Tangtschau Sept. 60 aufrieben. Den geflüchteten Kaiser für verrätherische Gefangennahme und Folterung von Unterhändlern zu strafen, wurde sein Sommerpalast ausgeplündert und verbrannt. Er selbst soll sich vergiftet haben. Marschall Montauban hat von diesem Zug ungeheure Beute und seinen Namen Palikao davon-

getragen. Am 13. Okt. öffnete Peking seine Thore, worauf Prinz Kung den Frieden von Peking unterzeichnete, welcher den Seemächten Entschädigungen zuerkannte, den Jesuiten aber alles s. 1724 verlorene Eigenthum zurückzugeben versprach. So sehr sich nun auch der Hof und der Gelehrtenstand gegen das fremde Element sträuben, welches China in die allgemeine Völkerströmung hineinzuziehen droht, das Reich ist jedenfalls geöffnet und kann sich durchgreifenden Reformen nicht länger entziehen. 1873 wurde den europäischen Gesandten vom Kaiser die erste Audienz (ohne Niederfallen) gewährt, und seither werden junge Chinesen nach Amerika und Europa gesandt, sich für den Staatsdienst auszubilden.

Rascher als China hat Japan sich zu europäisiren begonnen. Das reichgesegnete Reich des Sonnenaufgangs (Nippon) steht von Anfang an unter der Dynastie des Mikado, welchen aber ein glücklicher Soldat, der frühere Stallknecht Taikosama (1590—9) so beseitigte, daß alle weltlichen Geschäfte nur noch durch seine, des Kronfeldherrn, Hände giengen, während der Mikado in Kioto als eine verborgene Gottheit vegetirte. Der Sjogun aber, der Kronfeldherr, war es, der in Jedo regierte und die 18 Daimijos (Fürsten) im Zaume hielt; von ihm giengen die Dekrete aus, welche das Christenthum ächteten und nach seiner Ausrottung 1641 den Fremdenverkehr auf ein paar holländische Schiffe beschränkten, die jährlich nach Nagasaki kommen durften. Bei der ungeheuren Ausdehnung aber, welche der chinesische Handel genommen, ließen sich die Amerikaner die harte Behandlung ihrer Schiffbrüchigen nicht auf die Länge gefallen, Commodore Perry setzte durch ruhiges Standhalten seinen Auftrag durch und erzielte 31. März 1854 einen Vertrag mit dem Sjogun, wornach die Häfen Simoda und Hakodati den Fremden geöffnet und nothleidende Seefahrer unterstützt und geschützt werden sollten. Die andern Mächte drangen alle nach und erzwangen 1858 ähnliche Verträge, in denen der Sjogun Se Majestät genannt wurde.

Allein nun erhoben sich mehrere Daimijos gegen den Sjogun, weil er den Fremden gegenüber sich als Souverän geberdet und die Grundgesetze des Reichs geändert habe; und der Patriotismus der Edeln machte sich Luft in wiederholten Mordanfällen auf Sjogune und einzelne Europäer. Die Engländer sahen sich veranlaßt, dem Fürsten Satsuma 1865 durch Waffengewalt die schuldige Achtung abzunöthigen. Unter allerhand Bewegungen aber sank das Amt des Sjogun immer mehr, und die europäischen Gesandten, voran der englische, Parkes, suchten entschiedener mit dem Kaiser selbst in Verkehr zu treten. Satsuma u. a. Fürsten beschlossen nun einen Staatsstreich, und nach kurzem Kriege war (Febr. 1868) nicht nur das Uebergewicht des Mikado hergestellt, sondern auch die Stelle des Sjogun abgeschafft. Sofort gab der 16jährige Himmelssohn, Mutsohito, seine geheimnißvolle Zurückgezogenheit auf, eilte nach Jedo, empfieng den englischen Gesandten, lernte von dessen Gattin Klavierspielen, von andern auch Deutsch und schritt nun rasch auf dem Weg der Reformen voran. Er schwor: Einsicht und Wissenschaft sollen in der ganzen Welt aufgesucht werden, um das Reich fest zu gründen. Die Daimijos wurden 1871 auf den Rang von Gouverneuren herabgesetzt, die Lederarbeiter, welche bisher wie Parias gemieden waren, von ihrem Druck befreit, und europäische Lehrer, Ingenieure und Offiziere in ausgedehntester Weise angestellt, um Japan unserer Civilisation theilhaftig zu machen. Telegraphenlinien durchziehen das Reich, Eisenbahnen eröffnet der Mikado in Person und verbittet sich ausdrücklich die bisher vom Gesetz geforderten göttlichen Ehrenbezeugungen; Hunderte von Jünglingen studiren in Europa und Amerika, ja vornehme Mädchen fahren über's Meer, um im Ausland ihre Erziehung zu vollenden. Selbst eine Konstitution mit Ober- und Unterhaus wurde 1872 eingeführt. In starkem Widerspruch mit diesem unerhörten, fast überstürzten Fortschritt stand die fortdauernde Aechtung des Christenthums, wegen dessen Bekenntniß noch 1870 über

3000 Katholiken in die Verbannung wandern mußten. Protestantische Missionare lehrten frei an den kaiserlichen Hochschulen, wer aber ihre Predigt annahm oder nur eifrig in der Bibel las, wurde verhaftet oder verschwand. Mit der Zeit aber trat Duldung ein, doch ohne daß die alten strengen Gesetze gegen das Christenthum abgeschafft wurden. Vieles geschieht für den Unterricht des Volks und über Einführung einer neuen Religion wird ernstlich nachgedacht, wie schon die Aenderung des Kalenders und die Einführung der Sonntagsruhe (1876) bezeugt.

Erwähnt sei hier, daß fortgesetzte Christenverfolgungen in dem östlichsten der hinterindischen Reiche, in Annam, Napoleon 1858 veranlaßten, im Bunde mit den Spaniern dessen Kaiser Tuduk zu bekriegen. Im Febr. 59 wurde dort das Niederland des Mekiang-Flusses mit der Hauptstadt Saigon erobert, und Juni 62 im Friedensschluß die Abtretung von drei Provinzen an die Franzosen erzwungen. Kambodscha bequemte sich, ein französischer Schutzstaat zu werden. Eine Empörung hatte zur Folge, daß 1867 noch drei weitere Provinzen mit dem französischen Cochinchina vereinigt wurden, während im ganzen Reiche das römische Christenthum, das 450,000 Bekenner zählt, nunmehr vollständige Duldung genießt.

Auf den herrlichen Inseln im Südosten Asiens hat sich die Herrschaft der Niederländer beständig erweitert, so daß sie derzeit über 21 Millionen brauner Unterthanen gebieten. Es sind das theils hinduisirte Völker, theils noch blose Dämonenanbeter, ja Kannibalen (wie die Bataks auf Sumatra), weiter viele Muhammedaner, besonders auf der Hauptinsel Java, und endlich zum Handelsbetrieb eingewanderte Chinesen. Die allgemeine Verkehrssprache ist die malayische. Die Regierung ist seit 1819 einer privilegirten Gesellschaft anvertraut, an welcher sich der König der Niederlande mit einem Fünftel des Kapitals betheiligt hat; und sein Generalgouverneur in Batavia leitet die Geschäfte in solcher Weise, daß diese Kolonien dem sonst so geschwächten Mutterlande zu einer

einträglichen Goldgrube geworden sind. Die Regierung hat 1832 unter dem General van den Bosch ein „Cultursystem" eingeführt, wodurch die Eingebornen des Grundeigenthums beraubt und genöthigt wurden, ungeheure Flächen mit Kolonialpflanzen zu bebauen und den Ertrag gegen ein bestimmtes Entgelt an die Behörde abzuliefern. Dieser Zwangsverkauf und das ganze System der peinlichsten Ueberwachung spornten zur Arbeit und beförderten eine Zeit lang den Wohlstand; doch im weiteren Verlauf zeigte sich, daß jede freie Entwicklung gehemmt wurde, und das Leben der Kolonie, von welcher zugleich Differentialzölle fremde Flaggen möglichst ferne hielten, zu einem chinesischen Still- und Sonderleben herabzusinken begann. Man hat dies zu bessern gesucht, indem s. 1870 den Eingebornen freigestellt ist, Güter in Erbpacht zu nehmen; auch den christlichen Missionaren, die viel schärfer bewacht worden waren, als die eifrig proselytirenden und öfter rebellirenden Muselmanen, wird neuestens freiere Bewegung gestattet. Die deutschen Sendboten Riedel und Schwarz (1831—60) haben die Halbinsel Minahasa auf Celebes zu einem Christenlande umgeschaffen; ist auch auf Java selbst noch wenig erreicht, so mehrt sich doch die Zahl der Christen auf Sumatra und den kleineren Inseln zusehends. Uebrigens zehrt s. 1873 ein Krieg mit Atschin am Wohlstand der Kolonien.

Ein reges Leben findet sich in dem Kolonialstätchen, welches der angloindische Offizier Brooke auf der Nordküste von Borneo (Brunei) gründete. Er unternahm es mit etlichen englischen Begleitern seit 1839 die Seeräuber der Küste zu bekämpfen, bildete sich ein kleines treu ergebenes Heer aus Dajakken, wurde Radscha (König), ein Beschützer schwacher Fürsten wie ein Schrecken der stolzen, und lud Missionare ein, in seinem Ländchen Sarawak das Evangelium zu verkündigen. Als er 1868 starb, war sein (an einen Neffen vererbtes) Reich von ¼ Million glücklicher Unterthanen bewohnt, unter denen

Handel und Gewerbe, Schule und Kirche gleichermaßen aufblühten. Wie leicht ließen sich doch auf vielen jener Inseln ähnliche Erfolge erzielen, wenn die rechten Herrschertalente auch unter europäischen Beamten nicht so selten wären. Auf den reizenden Philippinen z. B., die seit 1571 eine spanische Kolonie bilden, ist nur Stagnation zu finden; mag sein, daß ein neuer Aufschwung des Mutterlandes auch ihnen noch zu einigem Fortschritt verhilft.

§ 12. Italiens Einigung unternommen.

Während Italien weithin unter dem Druck einer blinden, rachsüchtigen Reaktion schmachtete, wie denn namentlich im Kirchenstaat 1854 die Zahl der politischen Gefangenen auf 14,000, die der politischen Flüchtlinge auf 19,000 gestiegen war, wie sogar die milde toskanische Regierung 1852 ein Ehepaar (Madiai) wegen Bibellesens ins Zuchthaus steckte rc., stand Sardinien s. Nov. 1852 unter der Leitung des Grafen Cavour, eines genialen Staatsmannes, der glühend begeistert für Italiens Unabhängigkeit, alle Parteien um sich zu sammeln, und auf die Hebung und Befreiung des Landes hinzuarbeiten wußte. Von Einem war er fest überzeugt, daß die Nationalitätsidee nur durch eine völlige Einigung befriedigt werden könne; ein Staatenbund hatte sich 1851 als unmöglich erwiesen; auch ein Bundesstaat befriedigte ihn nicht, er wollte so nach und nach „die Artischocke verspeisen." Eine sittliche Erneurung seines Volkes strebte er nicht einmal an, und in kirchlichen Fragen wußte er keinen Bescheid; sein Wahlspruch: Freie Kirche im freien Staat! kann doch nur bedeuten: Pfarrer wie Laien der Willkür der Bischöfe auszuliefern. Aber was er konnte, setzte er ins Werk: Anschluß an die Westmächte im Krimkrieg, nach demselben freundliches Einvernehmen mit dem gegen Oestreich erbitterten Rußland; im Innern freies Verfassungsleben, Ausbau eines Eisenbahnnetzes und Freihandel. Damit zog er alle ächten Italiener an sich, zur Vertreibung aber der Oestreicher aus der Halbinsel

mußte er wohl oder übel eine fremde Macht herbeiziehen; er wählte Napoleon.

Die Mazzinisten dagegen glaubten nicht nur Napoleon entbehren zu können; sie suchten ihn gerade jetzt als den Erzfeind aller Freiheit zu tödten; Mazzini selbst will aber an diesem Mordversuch keinen Antheil gehabt haben, er begnügte sich, Aufstände in Mailand (53) Livorno, Neapel (57) anzuschüren, die alle mißriethen. Als der Kaiser in Paris 14. Jan. 58 mit seiner Gemahlin zur Oper fuhr, wurden Handgranaten gegen seinen Wagen geschleudert, welche über 100 Menschen tödteten oder verwundeten, während das kaiserliche Paar von den Glasscherben kaum geritzt wurde. Der Thäter Orsini, mit andern italienischen Flüchtlingen verhaftet, erklärte im Verhör, er habe den abtrünnigen Carbonaro von 1831 für seine Unterdrückung der römischen Republik und Vernachläßigung der italienischen Interessen strafen wollen. Ehe er hingerichtet wurde, bat er noch den Kaiser, Oestreichs Druck von Italien wegzunehmen, und als er diesen Brief im Moniteur gedruckt las, dankte er ihm für seine „wahrhaft italienischen Gesinnungen." Italien war doch des Kaisers alte Liebe, seit sein Bruder dafür das Leben gelassen; darum hörte er nicht auf seine Minister, sondern schritt in eigener Person vor. Im Herbst 58 besuchte ihn Cavour im Bade Plombières und verabredete mit ihm das Nöthige.

Bei der Neujahrsbegrüßung in den Tuilerien 1859 sagte Napoleon zu dem östreichischen Gesandten: „Ich bedaure, daß unsere Beziehungen zu Ihrer Regierung nicht so gut sind, wie ich sie zu sehen wünsche" ꝛc.; ein Wort, das in Turin hohe Freude, in Europa Bestürzung erregte, da zu gleicher Zeit von der Berechtigung der Nationalitäten, wie von Revision der (Wiener) Verträge allerhand Beunruhigendes in den Pariser Zeitungen zu lesen stand. Zugleich heirathete (30. Jan.) Prinz Napoleon, ein Sohn Jeromes, die Tochter des Sardiniers, damit aller Welt kund werde, wie eng hinfort Frankreichs

und Italiens Geschicke verbunden seien. Dennoch zauderte der Kaiser, während Cavour zum Kriege trieb, und entschloß sich erst völlig, als er sah, daß dieser sonst die Revolution zum Bundesgenossen aufrufen würde. Oestreich seinerseits ließ sich durch die friedliebende Sprache der diplomatischen Verhandlungen nicht beirren, sondern sammelte sein Heer und stellte Oberitalien unter das Kriegsgesetz. Eben suchte es noch mit Preußen sich ins Einvernehmen zu setzen, da wollte es erfahren haben, dieses habe Napoleon völlige Neutralität versprochen. Plötzlich forderte es 23. April in einem Ultimatum die Entwaffnung der sardinischen Armee, und auf die abschlägige Antwort rückten seine Schaaren in Piemont ein, ein Schritt, der einer Kriegserklärung auch an Frankreich gleich kam. Und das Alles, ohne eine der sardinischen gleichkommende Armee in Italien zu haben.

Der einsichtige Radetzky war 1858 gestorben; nun kommandirte ein kaiserlicher Kammerherr, der unerfahrene ungarische Magnat Graf Gyulai. Statt auf Turin loszurücken oder die Sammlung der Sardinier um Alessandria, oder die Vereinigung der Franzosen mit ihnen zu hindern, setzte er sich gemächlich in der fruchtbaren Lomellina fest, bis Regengüsse sie unwegsam gemacht hatten. Ueber die Alpen aber und zur See nach Genua strömten nun 150,000 Franzosen, an deren Spitze sich der Kaiser Napoleon selbst stellte, um es womöglich am Po seinem Oheim gleich zu thun. Freilich zögerte er länger, als dieser gethan haben würde, weil er erst alles beisammen haben wollte, die 60,000 Sardinier und seine eigenen Heere nebst den neueingeführten „gezogenen" Kanonen; und damit wagte er nichts, da ihm kein Kriegsplan Gyulais entgegenstand. Dieser wünschte jedoch endlich zu wissen, wo denn die Feinde stehen, und ordnete eine Recognoscirung an, auf welcher die Heerspitzen 20. Mai bei Montebello etwas scharf zusammentrafen. Zum Rückzug genöthigt, in völliger Unkunde über den Flankenmarsch des Feindes von Alessandria nach Novara, den

er einfach für unmöglich hielt, hörte Gyulai plötzlich, wie Garibaldi mit seinen Alpenjägern Como besetzt habe und Mailand bedrohe, und gieng 1. Juni bei Pavia über den Ticino, um sich „rückwärts zu koncentriren." Während sodann Napoleon ängstlich tastend gegen Mailand vorrückte, kam es 4. Juni bei Magenta zu einem zufälligen, aber schärferen Zusammenstoß von 40,000 Franzosen und 50,000 Oestreichern, den Macmahon, durch den Kanonendonner herbeigelockt, in einen Sieg verwandelte, indem er den Oestreichern in die Flanke fiel. Diese, die doch im Vortheil waren, zogen sich einfach zurück. Der Sieger erhielt zum Dank den Titel eines Herzogs von Magenta, sammt der stillen Abneigung seines Kaisers. Ohne Plan oder einheitliche Leitung hatten sich doch die Oestreicher trefflich geschlagen; meist hungernd und erschöpft in Folge der elenden Armeeverpflegung, welche fast blos die wucherischen Lieferanten nährte. In arger Kopflosigkeit räumte Gyulai sofort die Lombardei, von den Franzosen nur langsam bis in die Nähe des berühmten Festungsvierecks verfolgt.

Wer aber schildert den Jubel der Lombarden, als 8. Juni Napoleon und Viktor Emanuel in Mailand einzogen, und ersterer ihnen ankündigte, wie er so ganz ohne selbstsüchtige Zwecke rein nur ihre Befreiung im Auge habe! Modena, Parma, Toskana, ganz Mittelitalien wurden von den bisherigen Herrschern eiligst verlassen und schlossen sich mit Begeisterung an Sardinien an; schon rief auch Bologna mit andern Städten des Kirchenstaats die Diktatur Viktor Emanuels aus. — Nun endlich entfernte der östreichische Kaiser den unfähigen Gyulai, kam selbst mit neuen Truppen herbei und beschloß, die Schlappe von Magenta durch einen Hauptschlag zu rächen. Er rückte über den Mincio und breitete rechts und links von Solferino 24. Juni sein Heer weit aus, um den Feind zu umarmen. Napoleon dagegen richtete seinen Hauptangriff und die gezogenen Kanonen auf das schwache Centrum der Oestreicher, und blieb um 4 Uhr endlich im

Besitz der Höhe, als ein furchtbares Gewitter ausbrach, das dem Kampfe fast überall ein Ende machte. Die östreichische Reserve unter General Lomminger hatte schon Mittags ohne Befehl den Rückzug angetreten; was half es da, daß der kühne, von seinen Soldaten als Vater verehrte Benedek die Sardinier bei San Martino zurückgedrängt hatte. Auch die Himmelskönigin, am gleichen Tage in Wien zur Generalissima der Armee ernannt, sandte keine Hilfe, nicht einmal die wieder einmal schwer vermißten Mundvorräthe! Von je 140,000 Mann hatten die Oestreicher 22,000 Mann verloren, die Verbündeten 17,000; diese mehr Todte, jene mehr Gefangene.

Brennend vor Schlachtbegier, zahlreicher als je standen jetzt die Oestreicher dem Feind in ihrem Viereck gegenüber; und in Deutschland regte sich das Gefühl des Zusammengehens mit Oestreich, am mächtigsten in den Südstaaten. Franz Joseph hatte bei dem Prinzregenten von Preußen angeklopft, und gezeigt, wie es sich bei Napoleon nicht blos um den Po, sondern um den Rhein handle; derselbe werde wie sein Oheim erst Oestreich, dann Preußen isoliren und zur günstigen Stunde überfallen, gemäß dem Spruch des Oheims: Einen nach dem Andern! Erst habe Rußland herhalten müssen, dann Oestreich; die Reihe werde noch an Preußen und England kommen. Preußen machte darauf 27. Juni sein ganzes Heer mobil, forderte aber eine seiner würdige Stellung an der Spitze der deutschen Streitkräfte, eine höhere Machtstellung, die es die Schmach von Olmütz vergessen lasse, Alterniren des Präsidiums im Bunde und Erlaubniß zu engeren Allianzen in Norddeutschland; wogegen Oestreich dem Prinzregenten nur die Stelle des Bundesfeldherrn einräumen, d. h. ihn zum Beamten des Bundestags machen wollte. Solches vorsichtige Streben des preußischen Staats nach Gleichberechtigung mit Oestreich in der Leitung der deutschen Angelegenheiten verletzte Franz Joseph auf's tiefste. Schon 1741 war in Oestreich die Losung gehört worden: Lieber allen Besitz in Italien

an den Sardinier abtreten als einen Fuß breit Land an Preußen! Da nun Napoleon gar höflich einen Waffenstillstand anbot, und in Villafranca 11. Juli seinem kaiserlichen Bruder die wärmste Theilnahme entgegenbrachte, auch durch schlaues Vorweisen und Ausdeuten geheimer Papiere Preußen verdächtigte, geschah das Unerwartete, daß die Friedenspräliminarien auf der Stelle unterzeichnet wurden. Napoleon erhielt die Lombardei bis zum Mincio, die er sodann dem Sardinier schenkte, ohne sein Programm: „Italien frei bis zur Adria!" weiter zu verfolgen; Italien sollte fernerhin einen Staatenbund bilden. Gegen das linke Rheinufer wäre er freilich bereit gewesen, auch die Lombardei dem Oestreicher zurückzugeben. Diese Zumuthung war aber von Franz Joseph mit dem Ehrenwort: „Sire, ich bin ein deutscher Fürst!" abgewiesen worden. Immerhin hatte Napoleon diesen deutschen Fürsten gegen Preußen so einzunehmen gewußt, daß derselbe den übereilten Friedensschluß seinen Völkern mit der Beschönigung ankündigte, er sei von seinen natürlichen Bundesgenossen im Stiche gelassen worden und habe durch den Friedensschluß die Einmischung Dritter verhütet, welche die Bedingungen nur ungünstiger gestaltet haben würden. Das führte nur zu weiterer Entfremdung der deutschen Hauptmächte, die Napoleon nicht eben leid that.

Der förmliche Friede wurde 10. Nov. 59 in Zürich abgeschlossen, kam aber nie zur Ausführung. Er beabsichtigte eine italienische Konföderation, an der Sardinien, Oestreich und der Papst sammt den andern Fürsten, falls sie friedlich wieder eingeführt wären, theilnehmen sollten, womit eine unversiegbare Quelle steter Zwietracht und napoleonischer Vermittlung eröffnet worden wäre. Cavour sah sich von Napoleon betrogen und trat, freilich nur scheinbar, von der Leitung der Geschäfte zurück; er wußte nun, daß die Italiener auf der gebrochenen Bahn ohne allzu große Hemmung weiter arbeiten durften. Das thaten sie auch schon vor dem Friedensschluß. — Im August sprach eine Nationalversammlung in Florenz die

Absetzung des Hauses Lothringen aus, und Aehnliches geschah in Modena und Parma; die Emilia (Bologna u. a.) trug 6. Sept. sich selbst dem Sardinier an. Dieses rücksichtslose Vorgehen entzweite den „Ehrenmann" mit dem Papst; letzteren aber forderte Napoleon auf, er solle freiwillig auf die abgefallenen Provinzen verzichten, je weniger Land ihm bleibe, desto mehr könne er Papst über die Geister sein ꝛc. Eine Zumuthung, die feierlichst abgelehnt wurde.

Während die Katholiken aller Länder über den um sich greifenden Abfall des Kirchenstaats jammerten, verständigte sich nunmehr Napoleon mit dem in's Ministerium wieder eingetretenen Cavour dahin: Sardinien dürfe Mittelitalien vermöge einer Volksabstimmung annectiren, müsse aber dafür Savoyen und Nizza an Frankreich abtreten. Das alles wurde im März und April 60 in Scene gesetzt und gelang meisterlich. Die Einrede der Schweiz, welche (von Wien her) wohlbegründete Ansprüche auf das Südufer des Genfer Sees hatte, und des Papstes Bann wurden nicht beachtet; die Engländer knurrten wohl, wurden aber im Wesentlichen (24. Jan.) durch einen die Zolltarife verringernden und darum schönen Nutzen verheißenden Handelsvertrag beruhigt; nur wußte nun alle Welt, inwiefern Napoleon für eine bloße „Idee," wie er sich gerühmt, den Krieg unternommen hatte.

Im Mai entfaltete sich eine neue liebliche Blüthe. Der junge Franz II., der Mai 59 seinem Vater Ferdinand II. gefolgt war, glaubte Neapel auch ohne Schweizerregimenter regieren zu können, und entledigte sich dieser in möglichst grober Weise; eine Konstitution zu geben, weigerte er sich hartnäckig, auch nachdem sicilische Aufstände (April) ihn gewarnt hatten. Da schiffte sich 6. Mai Garibaldi mit 1067 Freiwilligen in Genua unter den Augen der sardinischen Behörden ein und landete bei Marsala unter dem Schutz zweier englischen Corvetten. In wenig Wochen hatte er Sicilien von den Neapolitanern gereinigt, natürlich nicht blos mit Waffengewalt,

vielmehr mit sardinischem Gelde, ungeachtet Cavour fort und fort erklärte, er mißbillige diese tolle Expedition. Als sodann ein Gouverneur Farina erschien, um im Namen Victor Emanuels die Regierung der Insel zu übernehmen, ließ Garibaldi 7. Juli denselben verhaften und nach Genua zurückbringen, woher immer neue Schaaren Freiwilliger nach Sicilien fuhren. — Mit 5000 Mann fuhr der glückliche Abenteurer 19. Aug. weiter nach Calabrien, nahm Reggio ein und zog im Triumph, durch den Zulauf ganzer Brigaden verstärkt, nach Neapel (7. Sept.), das den Mann im Rothhemd freudetrunken empfieng. Als Diktator im Namen Victor Emanuels herrschte er nun wie über die Insel, so auch über Unteritalien; erst wenn er Rom hätte, wollte er seine Eroberungen an den König Ehrenmann abtreten.

Im Kirchenstaate brachen um die gleiche Zeit Aufstände zu Gunsten des Ehrenmanns aus; diese hielt aber die neue Armee des Papstes, welche der französische General Lamoricière mittlerweile aus Zuzüglern aller Völker gebildet hatte, noch mit Gewalt nieder. Da warf endlich Cavour die Maske ab, die doch niemand getäuscht hatte, er schickte seine Generale Fanti und Cialdini mit Heeresmacht in den Kirchenstaat. Darob schauderte der katholischen Christenheit; auch Napoleon protestirte feierlich gegen diese Gewaltthat (die er übrigens privatim empfohlen hatte), und sein Gesandter verließ Turin 18. Sept. Aber am gleichen Tage zersprengte Cialdini bei Castelfidardo die viel kleinere päpstliche Heeresmacht, und Lamoricière in Ancona belagert, ergab sich. Victor Emanuel übernahm jetzt (4. Okt.) den Oberbefehl seiner Truppen und führte sie gegen den Volturno, wo Garibaldi indessen mit den ihrem König treu gebliebenen Neapolitanern heiße Kämpfe bestanden hatte, zugleich auch mit den Mazzinisten, welche für eine Republik arbeiteten, in unangenehme Händel verwickelt war. Das Rothhemd und der Ehrenmann begrüßten sich tief bewegt, Hand in Hand ritten sie neben einander; am 7. Nov.

zogen sie noch feierlich in Neapel ein, Tags darauf aber dankte der Diktator ab und zog sich, jeden Lohn verschmähend, auf sein Eiland Caprera zurück. Franz vertheidigte sich noch kräftig in Gaëta, das auf der Seeseite von französischen Kriegsschiffen lang gedeckt blieb, bis auch diese Feste 13. Febr. 61 und 13. März Messina zur Kapitulation gezwungen wurden. Darauf zog er sich nach Rom zurück, von wo er im Verein mit dem Papst Räuberaufstände organisirte, welche doch die Einigung Italiens nur wenig aufhielten.

Das erste italienische Parlament wurde 18. Febr. 61 vom Ehrenmanne feierlich eröffnet und erkannte diesem den Titel eines Königs von Italien zu, welchen England und die Schweiz sogleich, Frankreich später (Juni) anerkannten. Letzteres freilich mit Vorbehalt wegen Rom, das durch französische Truppen dem Papst erhalten blieb. Cavour starb 6. Juni aufgerieben durch die Riesenarbeit, welche die Einrichtung des neuen Reichs ihm auferlegte, als der größte Staatsmann Italiens auch von seinen Feinden bewundert. Seinen letzten Plan, eines preußisch-italienischen Bündnisses, hinterließ er seinen Nachfolgern als Vermächtniß. Schwach blieb immerhin die neue Schöpfung und darum nicht beengend für den westlichen Nachbar. Rom war zwar vom Parlament zur Hauptstadt erklärt, Cavour aber hatte sich begnügen müssen zu sagen, diese Erwerbung dürfe nur durch moralische Mittel später einmal unternommen werden; einstweilen blutete der Staat aus tausend Wunden, die zu verstopfen das Geld nirgends ausreichen wollte. Hatten doch die zahllosen Bestechungen „um Italien zu machen" (wie es im Budget hieß) allein 250 Mill. Frcs. gekostet!

Indessen brütete Garibaldi auf seinem Felseneiland über der Schmach, daß auch seine Vaterstadt Nizza an Napoleon abgetreten war, über der List, womit man sein Vorgehen benützt und gehindert hatte, über der Fortdauer der Fremdenherrschaft im Nordosten und der Priesterherrschaft in der ewigen Stadt, die zu „berühren" Na-

poleon geradezu verboten hatte; und im Sommer 62 stiftete er allenthalben Schützenvereine, um Südtyrol und Venetien zu überfallen. Da ihm aber die Regierung hier entgegentrat, landete er wieder mit 3000 Freiwilligen in Calabrien unter dem Rufe: Rom oder den Tod! Napoleons Drohung nöthigte den Minister Rattazzi, ein Heer unter Cialdini gegen ihn zu schicken. Dieser vertrat den Freischaaren den Weg und bei Aspromonte 28. Aug. 62 wurde Garibaldi verwundet und gefangen. Der König vergab ihm zwar den eigenmächtigen Schritt, aber die langsam heilende Fußwunde verdammte den kühnen Mann zu längerer Unthätigkeit. Am 15. Sept. 64 versprach Napoleon, nächstens seine Truppen aus Rom zurückzuziehen, falls Italien dasselbe dem Papste lasse und Florenz zu seiner Hauptstadt erwähle. Das geschah 1865 und im nächsten Jahre zogen die Franzosen aus Rom ab.

§ 13. Der nordamerikanische Bürgerkrieg.

Haben wir nur kurz (S. 17 ff.) der neuen amerikanischen Staaten gedacht, so verdient dagegen der älteste, die Union, schon darum eine eingehendere Betrachtung, weil er seit seiner Gründung (III, 476) mit Deutschland durch immer innigere Bande verknüpft worden ist. Obwohl aber Auswanderung und Handelsverkehr Nordamerika allen vaterländischen Heimstätten so nahe gerückt haben, daß fast jede Familie ihre Vertreter da drüben hat, bildet doch jenes ungeheure, mächtig anwachsende Ländergebiet eine Welt für sich, welche schon in ihren jüngeren Jahren sich jede Einmischung europäischer Staatsinteressen alles Ernstes verbat (S. 20), ebenso aber auch allen Verwicklungen in europäische Fragen mit Geschick auswich; nur versteht sich von selbst, daß sie Nationen, welche sich ihre Freiheit erkämpfen, und republikanischen Regierungsformen besondere Sympathieen entgegenbringt. Doch die Gefühle gelten da wenig; Geschäfte machen ist in jenem betriebsamen Staatenbund die Hauptsache. Um der Freiheit des

Seehandels willen kämpfte er (1812—14) nicht unrühmlich mit dem Mutterstaat, welchem er bald in allen Meeren Konkurrenz machte. Als das Jahrhundert anbrach, bildeten 16 Staaten mit 5 Mill. Einwohner einen Streifen am atlantischen Meer, worin vom großen Westen noch kaum die Rede war.

Im Innern handelte es sich vornehmlich um die Förderung und den Schutz der nationalen Interessen; und da that sich zwischen den Süd- und Nordstaaten mit der Zeit eine gähnende Kluft auf. Letztere hatten einen Vorsprung durch den mächtigen Anwuchs freier Arbeit, da deutsche, britische und andere Einwanderer die Indianer immer rücksichtsloser aus ihren Jagdgründen zurückdrängten, alljährlich neue weite Gebiete bevölkerten und bebauten und auch die Industrie der englischen mächtig nacheiferte. In den Südstaaten dagegen wurde Baumwolle ein immer lohnenderer Anbau, dessen Ernten alle Fabriken Europa's und Amerika's versorgten. Das war aber eine von Weißen verschmähte Arbeit, daher man sich hier je mehr und mehr auf das Züchten und Halten von schwarzen Sklaven legte, deren Preis mit dem der Baumwolle beständig stieg. Die Einfuhr von Afrikanern war s. 1814 verboten; sie einzuschmuggeln wurde ein einträglicher Handel. Auf den riesigen Pflanzungen lernten die großen Grundbesitzer die Kunst des Regierens, durch welche sie mehr und mehr auch die Centralregierung in ihre Hände zu bringen suchten. Da stritt man denn lange um das rechte Zollsystem; wollten die Nördlinger die Einfuhr fremder Manufakturen erschweren, um ihre eigenen zu schützen, so sahen die Südlinger nur darauf, wie sie ihre Sklaven am wohlfeilsten nähren und kleiden, ihre Baumwolle, Tabak 2c. am gewinnreichsten verkaufen konnten. Immer strenger aber verbot man den Farbigen jedes Bildungsmittel, damit sie bloße Lastthiere würden.

Ebenso waren die Südlinger darauf bedacht, daß die Zahl der Sklavenstaaten im gleichen Verhältniß mit den freien zunehmen. Das geschah zuerst durch die Erwer-

bung von Louisiana 1803 und Florida 1819, welche zu verkaufen Frankreich und Spanien sich in kritischen Tagen bewegen ließen. Unternehmende Südlinger waren es auch, welche in dem großen mexikanischen Staat Texas sich da und dort ansiedelten, 1837 aber ihn von Mexiko lostrennten und nach etlichen Jahren einer unabhängigen Existenz 1845 dafür sorgten, daß er in die Union aufgenommen wurde. Hier konnten sie nun für die Sklavenarbeit ein ungeheures Feld gewinnen; sie erst führten dieselbe hier ein, in Mexiko war sie längst aufgehoben. Zwar entbrannte darüber ein Krieg mit Mexiko, der war aber den Südlingern gar willkommen; General Scott nahm Sept. 1847 die Hauptstadt in Besitz, da mußten die Mexikaner froh sein, den Frieden mit den übermächtigen angelsächsischen Nachbarn durch die Abtretung von Neumexiko und Obercalifornien zu erkaufen 1848. Wie blühte nun aber letzteres mit Zauberschnelle auf! Der Hafen San Francisco, jetzt eigentlich erst entdeckt, wurde zur Weltstadt für's stille Meer; die alte Mähre von Goldlagern erwies sich als Wahrheit und brachte ungeahnten Reichthum von edlem Metall, samt einem Gewühl von Kindern aller Völker, bis auf Chinesen und Japaner hinaus, an die einst so stille Küste. Und innen im Lande regte sich's immer mächtiger mit dem Bau von Kanälen und Eisenbahnen, mit dem Ausbeuten der Schätze des Bodens (z. B. des Erdöls in Pennsylvanien s. 1859) mit immer gewaltigeren Unternehmungen und Spekulationen, bis ein maßloses Glück über die Union ausgegossen schien. Es war aber dafür gesorgt, daß die Bäume nicht allzu schnell in den Himmel wüchsen; immer klarer trat an den Tag, daß die freie Arbeit einen doppelt so großen Ertrag liefert als die von Sklaven verrichtete.

Die Sklavenbarone waren nun schon seit Jahrzehnten gewöhnt, durch ihren Bund mit der demokratischen Partei im Norden die Präsidentenwahl und die Beschlüsse des Kongresses zu beherrschen; ihre wachsende Anmaßung führte dazu, daß sich ihnen die republikanische Partei

geschlossener entgegenstellte, besonders seit 1850 der Norden ein empörend strenges Gesetz über Beifahung und Auslieferung flüchtiger Sklaven sich hatte aufdringen lassen; noch mehr, als die Südländer 1856 dem neuen Staate Kansas durch massenhaftes Eindringen und Abstimmen unter unerhörten Gewaltthaten die Sklaverei aufnöthigten. Sollten die amerikanischen Staaten nicht eine Nation von Sklavenbesitzern werden, so mußte der Süden auf eine Trennung vom Norden bedacht sein; und das ließ sich mit Ruhe erwägen, weil allerhand Freibeuterzüge gegen Cuba, Nicaragua und Honduras zeigten, wie leicht sich noch im spanischen Amerika Eroberungen machen ließen. Allmählich zerfielen selbst die größeren Kirchengemeinschaften in südliche und nördliche Zweige, die alle Gemeinschaft unter sich abbrachen; es bildete sich auch eine Partei der Abolitionisten, welche 1842 eine „unterirdische Eisenbahn" zur Flüchtung von Negern in Gang brachte; die Gemüther erhitzten sich so sehr, daß ein Theologe von Süd-Carolina den Sklavenhandel für die wirksamste aller Missionsgesellschaften erklärte, andere Fanatiker aber die Befreiung von Schwarzen, nöthigenfalls mit Waffengewalt, als einen Gottesdienst betrieben. Als der arme ehrliche J. Brown wegen eines solchen Empörungsversuchs 1859 am Galgen gestorben war, nahmen die Republikaner im Herbst 60 einen ungewohnten Anlauf und setzten besonders mit Hilfe der deutschen Einwanderer die Wahl ihres Kandidaten für die Präsidentschaft durch. Es war ein milder, fester Charakter, dieser Abr. Lincoln, der sich vom Lattenspalter zum Rechtsgelehrten emporgearbeitet hatte; ihm lag es nun ob, die Union am Leben zu erhalten. Gewählt war er nur von $1\frac{3}{4}$ Mill., fast 3 Mill. waren auf drei Mitbewerber gefallen. Der Süden war nun entschieden, vom Norden sich keine Befehle geben zu lassen, vielmehr lieber das nächstens hundertjährige Band zu trennen; und der bisherige Präsident Buchanan sprach dem Süden das Recht des Austritts zu. Secession wurde 8. Febr. 61 das Feldgeschrei von 7, bald von

$11^1/_2$ Staaten, die als „Conföderirte Staaten von Amerika" unter dem früheren Kriegsminister Jefferson Davis in der Hauptstadt Virginiens, Richmond, zusammentraten, da denn ihr Vicepräsident Stephens die göttliche Institution der Sklaverei für den Eckstein der neuen Republik erklärte. Es waren etwa $5^1/_2$ Mill. Weiße mit 4 Mill. Farbigen, welche die 22 Mill. des Nordens zum Kampf herausforderten. Durch Verrath der Minister hatten sie sich erst der Kriegsvorräthe des Bundes bemächtigt, alle Anstalten zum Kriege getroffen, auch die meisten und besten Offiziere auf ihre Seite gezogen.

Lincoln, obwohl von allen Hilfsmitteln entblöst, schrack vor der Aufgabe, die ihm (s. 4. März) gestellt war, nicht zurück. Die Südlinger eröffneten den Kampf, indem sie das bei Charleston gelegene Fort Sumter, kraft ihrer Ansicht vom Recht des Einzelstaats, zur Ergebung aufforderten und es (11. April) mit Glühkugeln beschoßen, bis der Major kapitulirte. Lincoln, dem damit der Krieg aufgezwungen war, betonte die Unauflösbarkeit der Union, und behandelte die Secession jedes Staats als Rebellion, obwohl er vorerst keineswegs gegen die Sklaverei vorzugehen dachte, vielmehr durch seine gemäßigten Erklärungen auch schwankende Grenzstaaten bei der Union festhielt. Zunächst rief er 75,000 Freiwillige auf 3 Monate unter die Waffen; dann 60,000 für die Dauer des Kriegs. Doch was wollte das heißen gegen die begeisterten, kampfgeübten Südlinger unter ihrem trefflichen Lee! Die erste Schlacht am Bullrun, der in den Potomac fließt, 21. Juli endete mit schmachvoller Flucht der Nördlinger. Da war denn Napoleon sogleich bereit, die Conföderation anzuerkennen und zwischen den beiden Parteien „zu vermitteln;" aber England, so schwer es durch die Blokade der Südstaaten und das Ausbleiben der Baumwolle in seinem Gewerbsleben gestört war, so willkommen auch ihm eine Schwächung der unverhältnißmäßig rasch herangewachsenen Uebermacht Nordamerika's gewesen wäre, wies seine Vorschläge ab. Der Flotte gelang April 62

die Einfahrt in den Mississippi und die Eroberung Neuorleans.

Die Landarmee, eiligst auf 500,000 Milizen verstärkt, erlitt noch manche Niederlage, ehe sie 17. Sept. 1862 bei Antietam unter Mac Clellan den ersten Sieg erfocht. Ihre Niederlagen halfen fast mehr, als frühe Siege gethan hätten, sofern sie Lincoln nöthigten, 22. Sept. den Rebellen mit Aufhebung der Sklaverei zu drohen, falls sie nicht in mäßiger Frist zur Union zurückkehren wollten. Am 1. Jan. 1863 sprach er diese Emancipation der Neger für's ganze Gebiet von Secessia aus; bald strömten allenthalben flüchtige Sklaven den Nordheeren zu, und auch aus ihnen wurden nun Regimenter gebildet. Im Febr. gieng die allgemeine Dienstpflicht durch. Dem Süden aber giengen durch die Blokade die Lebensmittel, durch den langen Verlauf des Kampfes die Menschenkräfte so nahe zusammen, daß am Ende auch dort von Bewaffnung (und selbstverständlich zugleich von Befreiung) der verbliebenen Sklaven die Rede werden mußte.

Am 1—3. Juli schlug dann Meade, bei Gettysburg, den in Pennsylvanien eingefallenen Lee, einen Meister des Vertheidigungskriegs, während im Westen Grant (4. Juli) die Feste Vicksburg eroberte, wodurch der Mississippi frei, und die Conföderation entzwei geschnitten wurde; die demokratische Partei hatte damit ihren Todesstoß empfangen. Grant war es auch, der in viertägigem Ringen bei Chattanooga (Nov.) seine Stellung im Herzen der Südstaaten behauptete, von denen er Tennessee so ziemlich ablöste. Er bekam nun den Oberbefehl und hielt Lee in Virginien unter Riesenkämpfen (Mai 64) fest, während Sherman in Georgia vordrang und zuletzt (Nov. und Dez.) mittelst eines kühnen Zugs, Eisenbahnen und alle Militärstationen zerstörend, sich bis nach Savannah am atlantischen Meere durchschlug. Damit war der äußerste Süden so ziemlich unterworfen, dem konföderirten Hauptheer in Virginien aber jede Hilfsquelle abgeschnitten. Uebrigens ein merkwürdiger Krieg, nicht

blos durch die Ausdehnung seines Schauplatzes und die Zahl der Kämpfer, sondern auch durch die Organisirung der Pflege Kranker und Verwundeter, welche man nicht in Spitälern anhäufte wie bisher, sondern sogleich nach hinten vertheilte, und durch eine Unzahl freiwilliger Hände am Leben erhielt. Jammervoll aber gestaltete sich das Loos der unionistischen Gefangenen im hungernden, verbissenen Süden, man brachte sie nicht unter Dach, sondern pferchte sie wie Thiere ein; wen Hunger oder Durst über die Grenzpfähle trieb, der wurde von den Schildwachen erschossen. Ihrer wohl 20,000 sind dort verschmachtet.

Im Herbst 1864 wurde Lincoln wiederum von $2^1/_5$ Mill. zum Präsidenten gewählt und setzte nun 3. Jan. 1865 die Abschaffung der Sklaverei für die ganze Union im Kongreß durch. Mit 65,000 Mann, die ihm geblieben, versuchte der unermüdliche Lee (23. März 65) noch einmal die eherne Kette zu bersten, mit welcher Grant ihn umschlossen hielt, sie riß aber nicht; dagegen durchbrach Grant mit Sheridan die feindlichen Befestigungen, und nöthigte Lee in fünftägigem Schlachten (29. März bis 2. April) zur Räumung von Richmond. Im April ergab sich derselbe mit dem ausgehungerten Rest seiner Truppen; ebenso Johnston, nachdem er von Sherman aus dem Süden nach Nordkarolina zurückgedrängt war; zuletzt im Mai auch die Armee von Texas. Der vierjährige Riesenkampf, der den Süden wohl eine halbe Million, den Norden fast 300,000 Menschenleben gekostet, war beendet; weniger durch die Geschicklichkeit der Führer, als durch die reichere Fülle von Mitteln, die den freien Staaten zu Gebot stand. Ueber $2^1/_2$ Mill. hatten allein im Norden gekämpft (doch kaum mehr als 600,000 Mann zu gleicher Zeit), $1^1/_9$ Mill. im Süden. Die Kosten des Kriegs werden auf 9 Milliarden Dollars berechnet, etwa dreimal so viel als der Werth der Sklaven je betragen hatte; eine Schuldenlast von 2757 Mill. Dollars lag auf der nun erst wieder aufathmenden Union. Aber Großes

war erreicht; aus dem losen Staatenbund, wie er bisher wenigstens von einzelnen Staaten aufgefaßt worden war, hatte sich eine durch Gleichheit der Interessen bedeutend mächtigere Union entpuppt, welche mehr als je im Völkerrathe zu besagen hat.

Zwar raffte sich die Rebellion noch zu einem letzten Fersenstich auf; sie wollte alle ihre Hauptgegner an einem Tage vernichten. Aber nur Lincoln wurde am Charfreitag, 14. April 1865 von dem fanatischen Schauspieler Booth im Theater zu Washington erschossen, der Staatssekretär Seward entkam mit etlichen Dolchstichen, Grant und andere auserkorene Opfer wurden von den Verschworenen nicht aufgefunden. Am Grab des Präsidenten aber sprach sich der ganze Dank einer Nation aus, die sich aus einem Kampfe auf Leben und Tod gerettet fühlte. Die Mörder ereilte bald die gerechte Strafe; über Davis und andere Führer der Rebellion wurden nur kleine zeitweilige Strafen verfügt.

Es folgten unerquickliche Parteikämpfe unter dem neuen Präsidenten, dem früheren Schneider Andreas Johnson (1865—69); nach welchem der siegreiche General Grant die Regierung überkam. Hatte der Kongreß schon im März 66 allen Bürgern aller Staaten die volle Gleichheit vor dem Gesetz, mit Ausnahme des Wahlrechts, zuerkannt, so wurde auch das letztere, übereilter Weise 1870, den noch ununterrichteten Negern gegeben, um mit ihrer Hilfe den außer Rand und Band gekommenen Süden schneller im Sinn der republikanischen Partei wieder aufzurichten. Dort wüthete aber noch jahrelang der Geheimbund der Kuklux, welche maskirt über Neger und Negerfreunde herfielen und sie hinmordeten; Gewaltthaten, die nur erklärbar werden durch die Schonungslosigkeit, womit viele republikanische Amtsjäger (carpet-baggers) in den ausgesogenen Südstaaten gehaust hatten. — Den Indianern, sowie den chinesischen Einwanderern wird das Wahlrecht noch vorenthalten, doch hat Grant sich bemüht, den ersteren, deren man seit der Erwerbung Aljaskas

(S. 159) noch 378,000 zählte, zur Hebung mittelst christlichen Unterrichts zu verhelfen und damit einen weiteren Schandfleck früherer Regierungen zu entfernen, nachdem der andere mit so viel Blut ausgewaschen worden. Immerhin zwingt die ungezügelte Landgier der Weißen noch 1876 und 77 die Rothhäute zu Verzweiflungskämpfen. Auf 40 Millionen beläuft sich nun die Bevölkerung der Union, und auch die Zahl der farbigen 5 Mill. nimmt zu; letztere werden von den verschiedensten Kirchengemeinschaften umworben, auch schon von gewissenlosen Wahlagenten umschmeichelt, weil ihr Wahlrecht sie zu einem politischen Kapital gemacht hat. Eine Eisenbahn, die Pacific, verbindet s. 1869 die äußersten Weststaaten mit dem großen Mississippithal und hat es der Regierung möglich gemacht, auch gegen die in Utah angesiedelte Mormonensekte, welche eine religiös motivirte Polygamie eingeführt hatte, und gegen den Despotismus ihres Propheten Brigham Young, der seine Widersacher durch „Daniten" heimlich ermorden ließ, endlich einzuschreiten. Young starb 1877.

Eine ordentliche Verwaltung zu schaffen, ist der Union bis jetzt noch nicht gelungen, weil die jeweilig herrschende Partei alle Aemter und Stellen, 41,000 an der Zahl, mit ihren Kreaturen besetzt, ohne auf Tüchtigkeit viel Rücksicht zu nehmen. Da suchen denn die meisten Beamten in der kurzen Zeit, die sie während der vierjährigen Herrschaft ihres Präsidenten haben, sich nur möglichst rasch zu bereichern; und gerade die gewissenhaftesten Männer meiden den Staatsdienst, in welchem Unterschleife, Amtsschacher und Bestechung kaum mehr für strafbar gelten. 6—8 Eisenbahnkönige aber beherrschen das ganze ungeheure Bahnnetz und den Kongreß. Präs. Hayes, der 1877 durch künstliches Stimmenzählen ins Amt kam, will wo möglich ein zuverläßigeres Beamtenheer aufstellen und es vom Wechsel der Parteien unabhängiger machen.

Eine Folge des Bürgerkriegs drohte wiederholt weitere Verwicklungen herbeizuführen. Agenten der Südstaaten

ließen nämlich in England Raubschiffe bauen, deren etliche von der britischen Regierung am Auslaufen verhindert wurden. Aber eines wurde nach den Bahamas entlassen, wo es sich bald als Kriegsschiff Florida entpuppte; ein anderes, die Alabama, lief im Juli '62 von Liverpool aus, ehe die Regierung seiner habhaft wurde, nahm dann in Terceira einen Kapitän Semmes sammt Kanonen und Kohlen ein, und kreuzte nun im atlantischen und indischen Meer, kaperte und verbrannte eine Unzahl amerikanischer Handelsschiffe, setzte auch, je und je in britischen Häfen sich erholend, dies Unwesen fort, bis das amerikanische Kriegsschiff Kearsarge es vor Cherbourg zum Duell herausforderte und zerstörte 19. Juli 64. Ein anderer in England ausgerüsteter Kaper, der Shenandoah, fieng und vernichtete amerikanische Walfischfahrer noch drei Monate nach der Beendigung des Kriegs und kehrte zuletzt unangefochten nach England zurück. Die Amerikaner ließen die Entschuldigung der Briten, daß ihre Neutralitätsgesetze ein solches Vergehen diesseitiger Schiffsbauer und Händler erlauben, nicht gelten, sondern sprachen eine Entschädigung an, welche England endlich 1871 einem internationalen Schiedsgericht zu bestimmen überließ. Dieses, bestehend aus fünf Ministern der betheiligten und neutraler Staaten, tagte 1872 in Genf und entschied, daß Amerika alle indirekten Schadenansprüche zurückziehe, England aber für seine Saumseligkeit in der Behandlung jener drei Schiffe 15 Mill. Dollar zahle. Ein Schiedsspruch des deutschen Kaisers regulirte auch 1872 die nordwestliche Grenze der Union. Die Engländer aber haben 1867 ihre nordamerikanischen Besitzungen zu einer Dominion vereinigt, die vom Mutterland wesentlich unabhängig sich selbst Gesetze geben darf. Damit hoffen sie der Anziehungskraft des ungeheuren Freistaats ein Gegengewicht zu geben.

§ 14. Das mexikanische Kaiserthum.

Napoleon stand 1859 auf der Spitze seiner Macht; was 1860 in Italien geschah, war schon nicht ganz nach

seinem Sinn; 1861 aber lockte ihn der Riß in Nordamerika zu einem neuen für ihn geradezu verderblichen Wagniß. Der alternde Mann erkannte mit Leidwesen das Sinken der lateinischen Völker; und wie er forschte, wo sich eines derselben heben ließe, bot sich Mexiko seinen Blicken dar. Es lag so nahe bei den konföderirten Staaten, denen er durch eine Einmischung in jenen Meeren vielleicht auch noch eine Kräftigung bieten konnte. Und wie leicht ließ sich dort ein neuer Thron gründen, wie leicht auch dem Klerus ein Gefallen erweisen! Die Liberalen in Mexiko hatten gerade einen indianischen Advokaten, den fähigen Juarez, zum Präsidenten gewählt, 1861, der nicht blos gegen die Bandenführer der klerikalen Partei scharf auftrat, die meisten Klöster abschaffte und die geistlichen Güter einzog, sondern auch die Religionsfreiheit einführte und die Schulen zu heben suchte. Dabei nahm er freilich die Ansprüche europäischer Gläubiger, welche früheren Regierungen Geld geliehen und durch hohe Zinsen ihre Schuld über alles Recht gesteigert hatten, auf die leichte Achsel, ja suspendirte die Zahlung der Zinsen an's Ausland auf zwei Jahre. Darüber nun verständigte sich Napoleon mit Spanien und England, Mexiko müsse zur Entschädigung ihrer Unterthanen angehalten werden (im Londoner Vertrag 31. Okt.); Napoleon freilich konnte das nur thun, indem er einen schweizerischen Gläubiger Mexikos, den Bankier Jecker, erst durch Naturalisirung zum Franzosen machte; und vorsorglicher Weise bestand England darauf, man wolle sich aller Einmischung in die Verfassung des bedrohten Landes enthalten. Odonnel aber hoffte, bei dieser Gelegenheit einen spanischen Prinzen auf den Thron von Mexiko zu erheben, und sandte 6000 Spanier unter General Prim nach Veracruz, wohin ihnen (Jan. 62) 3000 Franzosen und 1000 englische Seesoldaten in Bälde nachfolgten.

Allein mit so schwachen Kräften, unter denen noch dazu das ungesunde Küstenklima fleißig aufräumte, ließ sich ein Reich von der Ausdehnung Mexiko's nicht be-

zwingen. Die Generale unterhandelten daher mit Juarez, der auch gnädig erlaubte, daß die alliirten Truppen vorerst unbehindert auf's gesunde Hochland hinaufsteigen durften, sobald er nämlich von ihnen hörte, welch' mäßige Anforderungen „auf friedliche Konferenzen über die Geldfrage" ꝛc. sie stellen. Allein Napoleon verwarf diese Uebereinkunft (von La Soledad 19. Febr.); und zugleich landete in Veracruz der klerikale Bandenführer Almonte, den Juarez verbannt hatte, und verkündigte, er habe auf seiner Reise durch Europa bereits dem Habsburger Maximilian, dem Bruder des östreichischen Kaisers, die Krone von Mexiko angetragen; auch seien Napoleon und der Papst völlig damit einverstanden! Die französischen Generale erklärten jetzt auf einmal, sie würden mit Juarez nicht mehr verhandeln; da sahen sich Spanier und Engländer betroffen an, erkannten, wie sehr man sie getäuscht habe, und zogen (April) wieder nach Hause, über ihre Geldforderungen von Juarez beruhigt. Die Franzosen aber brachen ihr den Mexikanern gegebenes Wort und rückten plötzlich gegen Orizaba vor. Wirksam jedoch konnten sie nicht vorgehen, bis General Forey 35,000 Soldaten aus Frankreich übergeschifft hatte. Diese erstürmten endlich Mai 63 das Monate lang hartnäckig vertheidigte Puebla, und im Juni hielt Forey mit Almonte seinen Einzug in Mexiko, wohin sogleich eine Versammlung aller Notabeln berufen wurde. Was Almonte dem Franzosenkaiser versprochen hatte, alles Volk werde seinem Heere sich freudig anschließen zur Rettung der bedrohten Kirche, war freilich auf dem Marsche nicht in Erfüllung gegangen; dagegen wählten 180 Notabeln den Erzherzog Max zum Kaiser 11. Juli; es war ein Possenspiel der Klerikalen, von welchem alle Gemäßigten sich fern hielten.

Der hochsinnige, träumerisch bewegte, doch thatenlustige und in Oestreich seinem älteren Bruder vielfach vorgezogene Prinz Max war von Napoleon mit leichter Mühe überredet worden, sich in die gefährliche Aufgabe hinein-

zuwerfen. Als daher die mexikanischen Gesandten ihm in seinem schönen Schloß Miramar den Antrag überbrachten, nahm er ihn an, „so bald die Nation durch freie Abstimmung ihn rufe." Und diese Abstimmung besorgte General Bazaine, Forey's Nachfolger, indem er gegen den nordwärts geflüchteten Juarez zog und die Stimmen der Ortschaften, die er unterworfen oder berührt, einsammelte; in Kürze hatten ihrer 2000 sich wirklich für Max erklärt, der sich demnach einreden konnte, vom Volke selbst auf den Thron Montezumas berufen zu sein. Napoleon versprach ihm, 25,000 Mann in Mexiko zu lassen, bis der neue Kaiser ein eigenes Heer aus Europäern und Einheimischen gebildet hätte, und ihm das nöthige Geld zu leihen, das abzuzahlen Max sogleich anfangen müsse. 270 Mill. Frcs. hatte die Expedition bereits gekostet.

Der junge Kaiser schied schmerzbewegt von seinem lieben Miramar, holte erst in Rom den Segen des Papstes und zog dann mit seiner hoffnungstrunkenen Gemahlin Charlotte von Belgien, deren weiser Vater übrigens das Abenteuer gebilligt hatte, und einer kleinen Schaar von Oestreichern und Belgiern, die ihm freudig gefolgt waren, 12. Juni 64 in Mexiko ein. Eine edle Kraft von Josephs II. Art, die alles mit Hast und Feuer angriff, aber nichts zum Ziel führte. Während Bazaine in den entlegenen weglosen Provinzen den Krieg gegen die Republikaner fortsetzte, suchte Max die zucht- und treulosen Parteien zu versöhnen, eine Verwaltung zu schaffen, ein Heer zu organisiren &c. Natürlich kannte er auch die Männer nicht, denen er sein Zutrauen schenkte, vergriff sich in manchen und durchkreuzte je und je die Plane des schärfer blickenden Bazaine. Das Kirchengut den Käufern wieder zu entreißen, Protestanten auszuschließen und andere Forderungen des Papstes und der Klerikalen zu befriedigen, fand er unausführbar; so stieß er aber diese ab, ohne doch die Liberalen zu gewinnen, die ihn völlig abhängig von Bazaine sahen. Dieser erlangte den Marschallstab, weil er Juarez über die Grenze nach Texas gejagt hatte;

aber schon Anfangs 1865 mit dem Niedergang der konföderirten Sklavenstaaten erhoben die Juaristen allenthalben ihr Haupt; und das unheilvolle Dekret vom 2. Okt. 65, daß solche Bandenführer und alle Kriegsgefangene als Räuber zu erschießen seien, ein Dekret, zu welchem Bazaine den Kaiser gedrängt hatte, entzündete nur noch mehr den Bürgerkrieg. Juarez drang im Norden vor, durch die Amerikaner kräftig unterstützt; und jetzt verlangten letztere von Napoleon den Abzug seiner Truppen und zwar schleunigst (Juni 66).

Das französische Volk hatte das kostspielige Abenteuer seines Kaisers nie gebilligt, einem Krieg mit der Union mußte es vollends aus dem Wege gehen, weil dabei viel zu verlieren, aber nichts zu gewinnen war. Der Rückzug des Heeres wurde demnach verfügt. Max war davon wie vom Blitz getroffen; noch tiefer schmerzte ihn, daß Napoleon als Grund dieser Maßregel die Nichterfüllung des Vertrags von Miramar bezeichnete, obwohl Max allem aufgeboten hatte, die französische Schuld zu tilgen. Erschüttert rief er aus: Man hat mit mir ein unehrenhaftes Spiel getrieben! Seine Gemahlin eilte nach Paris, um an den geheimen Artikel des Vertrags zu erinnern, wornach die Franzosen bis 1868 in Mexiko bleiben sollten; ihr Flehen blieb unerhört. Sie reiste Aug. 66 nach Rom, den Papst zu beschwören, daß er auf die schwierigen Verhältnisse Mexiko's doch Rücksicht nehme; er blieb ungerührt. Da verfiel sie in unheilbaren Irrsinn. Bazaine, mit einer reichen Mexikanerin vermählt, von Maximilian mit Wohlthaten überhäuft, überließ ihn nun seinem Mißgeschick; nicht nur zog der Marschall selbst Februar 67 unter dem Jubel der Bevölkerung aus der Hauptstadt ab, und zwang auch die französischen Offiziere der mexikanischen Armee, ihren Eid zu brechen und mit ihm zurückzukehren, bestahl noch seinen Wohlthäter und vernichtete lieber Pulver und Waffen, als daß er sie an Max überlassen hätte. Mit dem Ruf: Auf gegen Berlin! schifften sich (März 67) die letzten Franzosen ein.

Sie hätten gerne Max mitgenommen; aber dieser warf sich nun den Ultramontanen in die Arme, welche ihn beschworen, sie doch nicht im Stich zu lassen, und ihm Geld, Kredit und Soldaten versprachen, obwohl ihnen nichts von allem zur Verfügung stand. Er zauderte noch in Orizaba, kehrte aber dann in die Hauptstadt zurück, und warf sich Febr. 67 nach Querétaro, wo er von den Republikanern unter Escobedo belagert wurde. Von Verrath umgeben, kämpfte und litt er sich ritterlich, mehr Soldat als General. Ein entscheidender Ausfall war auf den 15. Mai beschlossen. Da ließ Oberst Lopez, der von ihm mit Auszeichnungen reich bedacht war, aber längst in geheimer Verbindung mit den Belagerern stand, für 2000 Unzen Goldes eine Abtheilung der Juaristen bei nächtlichem Dunkel in die Stadt ein. Max erwacht, sah sich von Feinden umringt, wurde zuerst von einem Oberst Rincon großmüthig „als bloßer Bürger" entlassen, suchte dann aber umsonst seine Getreuen um sich zu schaaren und übergab seinen Degen einem General. Man stellte ihn vor ein Kriegsgericht, das ihn in Folge seines eigenen, verhängnißvollen Dekrets zum Tode verurtheilte; trotz aller Bemühungen fremder Gesandten wurde er nebst zwei Mitgefangenen 19. Juni 67 erschossen. Seine Leiche fand in Wien eine ehrenvolle Bestattung. Juarez aber herrschte noch bis 1872, freilich wieder und wieder bedrängt von den endlosen Revolutionen des unglücklichen Landes. Eine wirkliche Erneuerung desselben liegt ferner als je; nur in der Einführung des Evangeliums durch Amerikaner, die protestantische Gemeinden gründen, und in zunehmender Schulbildung sehen wir Keime einer bessern Zukunft.

Wie scharf aber Napoleon für seine Einmischung in diese Händel gezüchtigt wurde, wird sich später zeigen; auch durch einen Condolenzbesuch, den er (Aug. 67) beim östreichischen Kaiser in Salzburg machte, konnte er das bittere Gefühl der Völker, daß er einen der besten Prinzen seinem Ehrgeize geopfert habe, und am Ende doch selbst der Betrogene sei, nicht umstimmen. Mit der Hebung

und Stärkung der lateinischen Race, wie mit den Unternehmungen der Klerikalen wollte es einmal nicht vorwärts gehen; und in die Aussichten Napoleons auf Festigung seiner Dynastie mischten sich etliche schwarze Punkte.

§ 15. Wilhelm I. und Bismarck.

Nachdem Deutschland mit seinem politischen Streben sich lange nur lächerlich gemacht, Preußen aber vor Oestreich und Rußland sich tief gedemüthigt hatte, kam die Zeit, da von beiden mit Achtung geredet werden sollte. Es gieng damit wunderlich zu. Im Oktober 1857 wurde Friedrich Wilhelm IV., nachdem er die Neuenburger Frage (S. 101) erledigt, von einem schweren Gehirnleiden befallen, daher sein Bruder Wilhelm erst die Stellvertretung, 9. Okt. 58 aber die Regentschaft übernahm. Der lichten Augenblicke des geistreichen Königs wurden immer weniger; treu gepflegt von seiner evangelisch gewordenen Gattin, der bairischen Elisabeth, gieng er 2. Jan. 61 zu seiner Ruhe ein. „Nie hat eines Königs Herz treuer für seines Volkes Wohl geschlagen," rühmte ihm sein Bruder nach; wir fügen hinzu: nie hat auch ein Fürstenherz der Kirche Wohl und Wehe theilnehmender getragen und mehr dafür gelitten. Die evangelische Kirche Deutschlands einig und stark im Glauben, zugleich aber frei von aller Fürstenleitung zu sehen, hätte ihn wohl mehr gefreut, als seinen Bruder die Kaiserkrone.

Dieser Bruder, der Prinz Regent Wilhelm, der Nov. 58 den Fürsten Hohenzollern zum Ministerpräsidenten erhob, erwarb sich zunächst den Beifall der Unkirchlichen durch seine offene Erklärung „er werde überall der Heuchelei entgegentreten, die Schule und Wissenschaft in größter Freiheit pflegen und in der evangelischen Kirche die Union erhalten," daher der „neuen Aera" wie man es nannte unverständig zugejubelt wurde. Wenn aber auch der Presse und den Vereinen etwas freiere Bewegung zugestanden ward, so zeigte es sich doch bald, daß die neue Regierung es nicht sowohl auf den Beifall der Liberalen abhebe,

als auf eine wesentliche Stärkung der preußischen Kraft. Darauf wollte in anderer Weise der Nationalverein hinarbeiten, der sich Sept. 59 bildete und von dem Herzog Ernst von Koburg offen begünstigt wurde; auch Schützenvereine und Schützenfeste stellten sich die Einigung Deutschlands zum Ziel. Wilhelm aber schlug 1860 für das deutsche Heer die Zweitheilung der Kriegsleitung vor, und als der Bundestag nicht darauf eingieng, faßte er die Umbildung des preußischen Heerwesens in's Auge, die er mit seinem Kriegsminister Roon ausarbeitete, nachdem er den genialen Hellmuth von Moltke 1858 zum Chef des Generalstabs ernannt hatte. Das Linienmilitär sollte durch eine dreijährige Präsenz verstärkt und die Mobilmachung erleichtert, auch ein und anderer Mangel, den man bei der Probe des Sommers 1859 (S. 177) bemerkt hatte, abgestellt werden. Weil aber diese Reorganisation Geld kostete und dem Lande werthvolle Arbeitskräfte entzog, wehrte sich das Abgeordnetenhaus hartnäckig, die geforderten Mittel zu bewilligen; es verlangte nicht blos eine parlamentarische Gesetzgebung, sondern eine parlamentarische Regierung. Vertagungen und Auflösungen folgten, als die Stimmung des Landtags sich immer mehr verbitterte; und am 8. Okt. 62 wurde Otto von Bismarck-Schönhausen, der gefürchtete Führer der Junkerpartei, an die Spitze eines neuen Ministeriums berufen.

Dieser Bismarck, geb. 1815, war ein Mann, vor welchem seit 1847 den Demokraten graute, da er im vereinigten Landtag (S. 121) als Redner der äußersten Rechten gezeigt hatte, wie ganzherzig er sich seiner Aufgabe unterziehe. Dem König und seinem Glauben treu ergeben, ein klarer Denker, entschieden und mächtig in Rede und That, vornehmlich aber unerschütterlichen Muthes, hatte er ohne alle Künste der Beredtsamkeit mit seinen Kernschüssen doch oft in's Ziel getroffen. Um die Volksgunst buhlte er so wenig, daß die Alltäglichkeit ihm sein burschikoses Auftreten gar nicht vergeben konnte. Den Kampf um Schleswig-Holstein nannte er 1849 „einen

Streit um des Kaisers Bart, ein höchst ungerechtes, frivoles und verderbliches Unternehmen zur Unterstützung einer ganz unmotivirten Revolution." Er hoffte es noch zu erleben, daß das Narrenschiff der Zeit an dem Fels der Kirche scheitere. Man wird, wenn es nöthig werden sollte, die großen Städte vom Erdboden vertilgen, sagte er noch 1852. Als Bundestagsgesandter nach Frankfurt geschickt 1851, blickte er tiefer in die östreichischen Irrwege hinein und arbeitete ihnen immer unverhohlener entgegen; es entwickelte sich bei ihm ein entschiedener Widerwille gegen den Minister Schwarzenberg, der gesagt hatte, man müsse Preußen erst erniedrigen, dann vernichten, und weiterhin gegen jegliche Förderung östreichischer Interessen. Er gestand sich auch (1858): wir waren herunter gekommen und wußten selbst nicht wie. Als der Krieg um die Lombardei drohte, lief Bismarck Arm in Arm mit dem italienischen Gesandten; dadurch war er in Frankfurt unmöglich geworden und wurde also 1859 Gesandter in St. Petersburg, wo er sich die Achtung der höchsten russischen Kreise erwarb. Zuletzt 1862 hatte er in Paris seinen König vertreten und dem Napoleon ordentlich in's Auge geschaut. Ein Vertrauter des Kaisers, Stoffel, nannte diesen Staatsmann „ein merkwürdiges Urbild gleichmäßiger Begabung mit Verstand und Willenskraft"; andern Parisern erschien er mit seiner Offenheit als ein bizarrer Prahler. Als er 62 sein Ministerium übernahm, erkannte er als die ihm gestellte Aufgabe „die Herstellung des deutschen Reichs," erwartete aber freilich, wie er 9 Jahre später bekannte, ihre Erfüllung nicht in so kurzer Zeit. Er hielt sich auf beides gefaßt: einmal das Schicksal Straffords (III, 234) zu theilen oder noch der populärste Mann in Deutschland zu werden. Zunächst kam er der Kammer versöhnlich entgegen und erklärte, wozu man die Stärkung des Heeres brauche: „Preußen muß seine Kraft zusammenhalten auf den günstigen Augenblick, der schon einigemal verpaßt ist. Preußens Grenzen sind zu einem gesunden Staatskörper nicht günstig.

Große Fragen aber werden nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse entschieden (dieß war der Fehler von 1848 und 49), sondern durch Blut und Eisen." Man verstand ihn nicht, spottete und drängte, da kümmerte auch ihn die Opposition weniger. „Der Staat, der einmal nicht still stehen könne, müsse unbehindert durch Reden vorgehen, und er könne es, da er die Macht in Händen habe." Da das untere Haus jedes Jahr die Gelder für die bereits eingeführte Reorganisation verweigerte, begnügte sich Bismarck mit der Genehmigung des Herrenhauses; man drohte, die Regierung habe kein Recht zur Erhebung der Steuern, man wollte keine Anleihe bewilligen; er sagte offen, wenn keine Vereinigung über das Budget zu Stande komme, so lasse sich auch ohne Budget regieren; im Nothfall nehme er die Mittel, welche er bedürfe, wo er sie bekomme. Dr. Virchow gab ihm einmal in der Kammer zu verstehen, wie sehr er ein solches Ministerium wie das seine bemitleide. Bismarck erkannte den Hr. Professor wohl für einen geschickten Naturforscher an, sagte aber: „Was die Politik betrifft, ich glaube wirklich, meine Herrn, ohne Ueberhebung, diese Dinge verstehe ich besser."

Wie viel liberaler ließ sich doch Oestreich an! Seine Niederlagen in der Lombardei hatten ihm nämlich eine Aenderung des bisherigen Systems nahe gelegt; ein „Oktoberdiplom" (vom 20. Okt. 60) gab den einzelnen Ländern des Reichs Statute und Landtage, die freilich wenig Beifall ernteten, worauf ein Februarpatent 1861 neben dem allgemeinen Reichsrath noch einen engern für die deutschslavischen Länder einsetzte. Die Protestanten erhielten gleiche Rechte, was freilich Tyrol sich verbat. Doch wurde 1862 zum erstenmal ein Budget mit einer Volksberathung vereinbart, so daß Oestreich schon für einen konstitutionellen Staat gelten konnte. Die Ungarn zwar beharrten darauf, sich nicht von Wien aus regieren zu lassen; man hoffte doch, sie würden noch näher treten. Eben jetzt (März 62) hatte Preußen mit Frankreich ei-

nen *Handelsvertrag* geschlossen, auch für den Zollverein, ohne diesen erst zu fragen; wie sträubten sich da die Süddeutschen, denen hiemit alle Aussicht auf wirthschaftliche Verbindung mit Oestreich plötzlich genommen wurde; und wie raunte ihnen doch dieses in's Ohr, daß alle Friedensstörung in Deutschland von dem bösen Preußen ausgehe. Denn seit 1853 bestand ein Vertrag mit Oestreich, der diesem bis 1865 den Eintritt in den Zollverein in Aussicht stellte; diese Hoffnung aber wurde zu Wasser, sobald man sich an Frankreich (und England) anlehnte. Allein Oestreich protestirte wohl, betrieb aber die Sache gar schläfrig; und weil man die schlechte Wirthschaft in Oestreich fürchtete, gaben, wenn auch verstimmt, die Betheiligten endlich alle dem gewaltthätigen Preußen nach. Der Zollverein wurde erhalten und Deutschland damit dem Donaugebiet um ein wesentliches ferner gerückt. Auch entblödete sich Bismarck nicht, der kaiserlichen Regierung zu rathen, sie würde besser daran thun, ihren Schwerpunkt an der Donau noch weiter abwärts, nach Ofen, zu verlegen als sich in Deutschland so viel zu schaffen zu machen. Er protestirte gegen die antipreußische Politik Oestreichs, die sich durch eine Koalition der Mittelstaaten zu stützen suche, worauf von Wien geantwortet wurde: „daß es für das Kaiserhaus nicht thunlich sei, seinen traditionellen Einflüssen auf die deutschen Regierungen zu entsagen."

Da glaubte Franz Joseph die preußischen Plane durch eine Ueberraschung durchkreuzen zu können. Plötzlich berief er einen deutschen *Fürstenkongreß* nach Frankfurt und eröffnete ihn 17. Aug. 63 in Glanz und Jubel. Den versammelten Fürsten schlug er vor, die „baufällige" Bundesverfassung durch Beiziehung von Kammerabgeordneten zc. zu erneuen. Der Kaiser wollte, daß „Deutschlands Recht auf eine zeitgemäße Entwicklung seiner Verfassung verwirklicht, der Bund im Geist unserer Epoche erneuert und durch die Theilnahme der Völker mit frischer Lebenskraft erfüllt werde, um Deutschland in Ehre und

Macht als ein unzertrennliches Ganzes zusammenzuhalten." Aber Wilhelm I., den Oestreich bis zum letzten Augenblick geflissentlich umgangen hatte, erschien nicht auf dem Kongreß; umsonst versuchte auch der sächsische König ihn zu einem Besuche in Frankfurt zu bereden. Weiter zeigte sich in den Berathungen, daß es doch der Mehrzahl der Fürsten nicht genehm war, eine starke Centralmacht herzustellen; auch schwächten sie die Vorschläge zu einer wirksamen Betheiligung des deutschen Volkes an deren Beschlüssen wesentlich ab. Für eine Volksvertretung verlangte nämlich Bismarck direkte Wahlen und sodann die Befugniß zu beschließender Mitwirkung in Bundesangelegenheiten; „zu Gunsten eines so eingerichteten neuen Bundes könnte wohl Preußen etwas von seiner Selbständigkeit abgeben." Aber für direkte Wahlen stimmten nur zwei der Fürsten. So scheiterte der ganze Reformplan (von Bismarck die Frankfurter Windbeutelei genannt); und daß Oestreich keinerlei weitere Schritte that, deutete fast an, es habe die Sache nicht ernstlich gemeint. Verhängnißvoll war aber doch, daß der Kaiser selbst den Bund für veraltet und unnütz erklärt hatte!

Wilhelm, das merkte man schon, unterschied sich von seinem geistreichen Bruder durch größere Willenszähigkeit und Selbstbeschränkung; sonst galt er mehr für einen hohen Freimaurer als für einen entschiedenen Christen. Erst nachdem er dem Mordversuch eines Studenten in Baden 15. Juli 61 mit leichter Wunde entronnen war, schien er in den Aeußerungen seiner Gottesfurcht sich mehr dem vollendeten Bruder zu nähern. Sein Kronprinz dagegen wollte fast dem Vater und seinem Minister entfremdeter werden; er beklagte öffentlich das Zerwürfniß zwischen Regierung und Volk, daher die Hoffnungen der Liberalen sich dem Thronfolger zuwandten, der 1858 eine britische Prinzessin geheirathet hatte und dem westmächtlichen Interesse holder schien als der russischen Freundschaft.

§ 16. Der Schleswig-Holsteinsche Krieg.

Die Elbherzogthümer waren seit 1852 (S. 134) trotz aller Vorstellungen der deutschen Mächte vielfach vergewaltigt worden. Eben jetzt aber sollte Schleswig durch ein „Märzpatent" Friedrichs VII. in Dänemark einverleibt, Holstein zur tributpflichtigen Provinz gemacht werden. Das dänische Parlament nahm Nov. 63 diesen Verfassungsentwurf an, nur fehlte noch die Unterschrift des Königs, da starb dieser 15. Nov. Ihm folgte der Protokollprinz Christian IX., dessen Sohn kaum erst die Regierung Griechenlands angetreten hatte. Dem Kopenhagener Volk zu Gefallen unterzeichnete er 18. Nov. den Entwurf. Damit hatte er selbst das Londoner Protokoll mit Füßen getreten, das Schleswigs Selbständigkeit anerkannte, daher die lang zurückgedrängte Aufregung über das Schicksal des Bruderstamms sofort in ganz Deuschland frisch aufflammte. Hannoveraner und Sachsen, vom Bunde beauftragt, überzogen unverweilt Holstein; die Bewohner dieses Herzogthums traten rasch (27. Dez.) zu einer Landesgemeinde in Elmshorn zusammen und huldigten dem Augustenburger Friedrich als ihrem Herzog. Der kam auch schnell nach Kiel und legte namentlich „dem glorreichen Beschützer aller Nationalitäten," dem Kaiser Napoleon, seine Sache ans Herz. Preußen sowohl als Oestreich wollte den Augustenburger entfernt haben, ihr Antrag fiel aber beim Bundestage durch.

Doch siehe da, sie selbst erheben sich, damit das Ausland sich nicht einmische; Bismarck und Rechberg, die bisherigen Gegner, nehmen die ganze Sache dem Bundestag ohne viel Ceremonie aus den Händen, verlangen von Dänemark Aufhebung der Novemberverfassung binnen 48 Stunden, und auf die abschlägige Antwort rücken 1. Febr. 64 wohl 43,000 Preußen und 28,000 Ostreicher über die Eider. Damit hatte Bismarck erreicht, daß Oestreich zunächst den Mittelstaaten entfremdet wurde. Die Minderzahl der Dänen räumte wohlweislich das

vielgerühmte Danewerk, eine tausendjährige ausgedehnte Schanzenlinie. Prinz Friedrich Karl hatte es im Osten umgangen, nur die dänische Nachhut wurde noch von Gablenz mit seinen Oestreichern bei Oeversee 6. Febr. ereilt. Schon am 18. Febr. besetzten die Alliirten Kolding auf der jütischen Grenze und breiteten ihre Macht bis zum Lymfiord aus. Auch die Düppeler Schanzen wurden nach längerer Beschießung 18. April von den Preußen erstürmt, wobei das Zündnadelgewehr (im Grunde seit 1841 eingeführt, aber jetzt erst allgemein verwendet) sich tüchtig erprobte, sofern die gedeckten Dänen doch größere Verluste erlitten als die Angreifenden. — Ein Waffenstillstand gab Gelegenheit zu Friedensverhandlungen, in welchen die deutschen Vormächte 17. Mai noch eine Personalunion zwischen Dänemark und den Herzogthümern vorschlugen. Als aber die Dänen darüber gar nicht berathen wollten, bestunden jene auf vollständiger Trennung der Herzogthümer, griffen wieder zu den Waffen, setzten 29. Juni nach dem wohl vertheidigten Alsen über und gewannen auch diese Insel. Selbst zur See zeigten sie sich den Dänen gewachsen. England und Frankreich konnten sich über eine Einmischung zu Gunsten Dänemarks nicht verständigen; sie hielten auch den schwedischen König Karl XV. zurück, der für seinen dänischen Bruder etwas wagen wollte; so mußte Dänemark 30. Okt. im Wiener Frieden die Herzogthümer einfach an die beiden Vormächte abtreten.

Aber wie die Beute theilen? Ganz Deutschland, auch Oestreich wäre es zufrieden gewesen, wenn nun der Augustenburger die Herzogthümer erhalten und also ein neuer Mittelstaat sich gebildet hätte. Preußen dagegen, dessen Selbstgefühl durch den Sieg gesteigert war, begann nun das Erbrecht des Prinzen anzuzweifeln, und nöthigte etwas barsch die Hannoveraner und Sachsen zum Rückmarsch aus Holstein, um mit Oestreich allein das Land zu verwalten. Mit dem Prinzen aber besprach sich Bismarck, ob er wenigstens den Kieler Hafen und die Verfügung über die Wehrkräfte des Landes seinem Könige überlassen

würde. Daß Preußen keinen zweiten eifersüchtigen Nachbar wie Hannover am Ufer des deutschen Meeres aufkommen lassen dürfe, daß für die Zwecke der Vertheidigung wenigstens Norddeutschland Einen Körper bilden und Einem Gedanken sich unterordnen müsse, stand für Bismarck so fest, daß er deshalb auch einen Krieg zu wagen entschlossen war. Oestreich verwarf nicht nur diese Februarforderungen, sondern stimmte 6. Apr. 65 dem Antrag der Süddeutschen auf bedingungslose Einsetzung des Augustenburgers bei. Bismarck widerstand hartnäckig, obwohl seine Stände, völlig auf die Hinterfüße tretend, ihm nicht einmal die Kriegskosten von 70 Mill. M. genehmigten. Die gemeinsame Verwaltung der Herzogthümer erwies sich immer schwieriger; der Geburtstag des Augustenburgers 6. Juli wurde allenthalben festlich begangen, der des Preußenkönigs verachtet. Bismarck aber sagte gelegentlich in Karlsbad dem Herzog von Gramont, dem französischen Gesandten in Wien, er fürchte einen Krieg mit dem geldarmen, zerrütteten Oestreich so wenig, daß er ihn vielmehr wünsche; und den Baiern ꝛc. rieth er, bei einem solchen Krieg doch ja neutral zu bleiben; ein einziger Stoß, eine Hauptschlacht von Schlesien her werde Preußen in die Lage bringen, den Frieden zu diktiren. Mit Italien aber schloß er einen Handelsvertrag, der auch den Zollverein nöthigte, den König Ehrenmann anzuerkennen.

Da beeilte sich Franz Joseph, mit dem Führer der gemäßigten Ungarn, Deak, ein Abkommen zu treffen, daß nämlich die Länder der Stefankrone wieder ein Ganzes ausmachen sollen, und hob im Blick auf diesen zuerst vorzunehmenden Ausgleich 20. Sept. 65 die Februarverfassung einstweilen wieder auf. Doch schon vorher kam Wilhelm mit dem Kaiser in Gastein und Salzburg zusammen, wo denn zur Vermeidung des Bruderkriegs 14. Aug. die provisorische Auskunft beschlossen wurde: Preußen solle Schleswig, Oestreich dagegen Holstein (ohne den Kieler-Hafen) verwalten. Lauenburg aber solle an Preu-

ßen fallen und Oestreich dafür von letzterem 2½ Mill. Thlr. ausgezahlt erhalten. Ueber das Weitere lasse sich ja noch ferner verhandeln. „Die Risse waren verklebt," meinte Bismarck.

§ 17. Der deutsche Krieg.

Aber der Freiherr, jetzt zum Grafen ernannt, ruhte nicht. Er fühlte tief den unerträglichen Widerspruch zwischen der strotzenden Nationalkraft Deutschlands und seiner politischen Mißgestalt: er sah, wie die Allianz mit Oestreich schon völlig gelöst, dasselbe aber zum Schlagen nur gar nicht gegürtet sei; ein Krieg, womöglich der letzte von Deutschen gegen Deutsche, sollte Preußen zu seinen sonstigen Vorzügen das rechte Leibesmaß, und Deutschland die nöthige Einigung unter einem Haupte verschaffen. Im Herbst 65 kündigte er diese Gedanken auf einer „Verjüngungsreise" nach Biarritz dem französischen Kaiser an und bewog ihn durch die Drohung einer Allianz mit Rußland zur Zusage seiner Neutralität; jedenfalls sah er ihn durch sein mexikanisches Abenteuer brach gelegt. Im Feb. 66 schrieb er nach Wien, daß er die herzlichen Beziehungen zu Oestreich als gelöst betrachte. Dann kam der italienische General Govone nach Berlin, ein geheimes Bündniß mit Preußen zu schließen, das 8. Apr. (auf drei Monate) zu Stande kam und den Italienern die Abrundung durch Venetien verhieß, während es sie zugleich aus der unbedingten Abhängigkeit von Frankreich herauszureißen versprach. Bald rüstete man auf allen Seiten.

Bismarck beantragte 9. Apr. am Bundestag die Einberufung eines deutschen Parlaments nach allgemeinem Stimmrecht, „damit Preußen die militärischen Kräfte wenigstens von Nord- und Mitteldeutschland zu wirksamer That um sich vereinige." Das klang den Fürsten wie Mediatisirung; sie wünschten dagegen einstimmig, daß sämmtliche Bundesglieder abrüsten. Allein daran war nicht mehr zu denken: Oestreich näherte sich vielmehr jetzt dem

schlauen Franzosen und bot ihm Venedig für Italien an, falls der ihm selbst zu Schlesien verhälfe; dann möchte Preußen immerhin Schleswig-Holstein davontragen. Ja und am 5. Mai erklärte sich Oestreich bereit, Venetien weg zu schenken, wenn nur Italien neutral bleibe. Doch fürchteten sich die Italiener vor baldiger Zurücknahme des Geschenks, falls es nämlich Oestreich gelänge, seinen Nebenbuhler allzu leicht zu besiegen. Ihnen genügte die Zusicherung Napoleons, der sich Oestreich immer siegreich dachte, daß Venetien in jedem Fall ihnen werden solle, während derselbe anderseits Preußen fast drohend vorschlug, ein Bündniß zur eigenen Vergrößerung (bis an die Mosel) abzuschließen. Alle diese und andere Verhandlungen wollte ein exaltirter jüdischer Student, Kohen, abschneiden, indem er 7. Mai 5 Läufe seines Revolvers in nächster Nähe auf den verhaßten „Volksfeind" abdrückte. Doch der Graf blieb unverwundet, der Jüngling aber tödtete sich selbst während des Verhörs.

Die Rüstungen waren vollendet, als der östreichische Statthalter Gablenz auf den 11. Juni die holsteinischen Stände zusammen berief, daß sie die Wünsche des Landes aussprechen. Preußen erklärte diesen Schritt für einen Bruch der Gasteiner Convention und ließ durch 20,000 seiner Truppen die Oestreicher aus Holstein hinausdrücken. Solches Vergehen bezeichnete Oestreich als gewaltsame Selbsthilfe, und forderte vom Bundestag die Mobilmachung des gesammten Bundesheers. Preußen dagegen beantragte einen neuen Bund Deutschlands mit Ausschluß der östreichischen und niederländischen Landestheile; die deutsche Landmacht sollte im Norden von Preußen, im Süden von Baiern befehligt werden. Die Bundesversammlung kehrte sich daran so wenig, daß sie 14. Juni „mit 9 gegen 6 Stimmen," wie der östreichische Vorsitzende etwas übereilt zu zählen beliebte, die Mobilmachung der Bundestruppen gegen Preußen beschloß, obgleich der preußische Gesandte Savigny nachwies, daß das Bundesrecht keine Kriegserklärung, sondern nur ein Exekutions-

verfahren kenne. Da er kein Gehör fand, erklärte er den Bundesvertrag für erloschen und verließ den Saal. Tags darauf bot Preußen noch seinen nächsten Nachbarn Hannover, Sachsen, Kurhessen (und Nassau) Frieden, d. h. Neutralität an; auf abschlägige Antwort zogen schon 16. Juni allerwärts die Preußen in diese Länder ein.

Man hatte nun den Krieg. Ein tragischer Bruderkampf sollte den unseligen Zwiespalt im deutschen Wesen schlichten. Zu Preußen hielten nur Mecklenburg, Oldenburg, Thüringen und die Hansestådte; Baden, das zu ihm neigte, konnte diesem Zuge nicht Folge geben um seinem Nachbarn willen. Oestreichs Gesandter war so siegsgewiß, daß er am gleichen Tage allen bundestreuen Regierungen ihren Besitzstand garantirte, während die Preußen „mit affenmäßiger Behendigkeit" und größter Präzision ohne Störung und Kreuzung, schlagfertig über die Grenzen vordrangen und am 17. Juni in Hannover, 18. in Dresden und Kassel einrückten. Umsonst suchte die hannöversche Armee mit ihrem blinden König, planlos tastend, sich nach Baiern durchzuschlagen; bei Langensalza 27. Juni festgehalten, erwehrte sie sich wohl tapfer des preußischen Angriffs, war aber bald durch rasche Benützung der Eisenbahnen von 40,000 Preußen so umschlossen, daß sie am 29. kapituliren mußte. Die Sachsen und Hessen dagegen zogen sich südwärts auf ihre Bundesgenossen zurück. — Während also gegen alle Erwartung Norddeutschland im Flug erobert wurde, fiel auch in Italien ein Schlag. Umsonst hatten die Preußen dem Piemontesen La marmora anempfohlen, alles Ernstes auf Wien zu marschiren und einen Stoß ins Herz zu versuchen. Der schwache General folgte dem Wink Napoleons, der den Angriff aufs Festungsviereck zu beschränken rieth, und rückte darauf so blindlings los, daß Erzherzog Albert, ein Sohn des tüchtigen Feldherrn Karl, mit seinen 85,000 Mann den Feind trotz aller Tapferkeit 24. Juni bei Custozza aufs Haupt schlug und über den Mincio zurückwarf. Auf dieser Seite trat vorerst

Ruhe ein; denn nicht am Po, sondern in Böhmen sollte Venetien erobert werden.

In Böhmen standen etwa 240,000 Oestreicher und 22,000 Sachsen unter dem wackern Haudegen Benedek (S. 177) vereinigt, einem Ungarn, der Protestant war und nicht zum hohen Adel gehörte. Seine sieben Armeekorps befehligten zwei Erzherzoge, drei Grafen und zwei Generale, von den ersteren aber wurde ihm kein prompter Gehorsam entgegengebracht und den Offizieren mangelte vielfach gründliche Bildung und sittlicher Einfluß, den Truppen aber fehlten noch manche Bedürfnisse. Die wohlgerüsteten Preußen dagegen theilten sich in drei Armeen: rechts die Elbarmee, 50,000 Mann unter Herwarth von Bittenfeld, im Centrum Prinz Friedrich Karl mit 110,000 Mann, links die schlesische Armee, 125,000 Mann unter dem Kronprinzen. Moltkes Plan war kurzgesagt: getrennt marschiren und vereint schlagen! Die beiden ersteren drängten den viel schwächeren Grafen Clam-Gallas in kleineren Kämpfen und im heißen nächtlichen Sieg bei Gitschin (29. Juni) ohne große Mühe auf Königgrätz zurück. Die schlesische Armee aber drang 27. Juni in drei Kolonnen über die Pässe des Gränzgebirgs; Bonin bei Trautenau gegen Gablenz, die Garden unter Prinz August von Württemberg in der Mitte, Steinmetz dem die schwerste Aufgabe zufiel, bei Nachod und Skalitz gegen Ramming und Erzherzog Leopold. Ueberall kämpften die Oestreicher tapfer, verloren aber auch im glücklichsten Fall (bei Trautenau, wo Gablenz siegte) durch das preußische Schnellfeuer viel mehr Todte und Verwundete, und durch den Mangel an Nationalgefühl eine unverhältnißmäßige Zahl von Gefangenen. Nun häufte Benedek seine entmuthigten Korps bei Königgrätz zusammen und erhielt, nachdem er 1. Juli telegraphisch dem Kaiser zum Frieden gerathen, den direkten Befehl, sofort eine Schlacht zu liefern. Mit 500 Kanonen setzte er sich also auf den Höhen zwischen der Elbe und Bistritz fest und bereitete sich auf den Entscheidungstag.

König Wilhelm, eben in Gitschin eingetroffen, beschloß auf diese Nachricht hin noch in der Nacht, ein Zusammentreffen aller Korps auf dem vom Feinde besetzten Boden anzuordnen. Am Morgen des 3. Juli begann Friedrich Karl den ungleichen Kampf gegen die furchtbare Artillerie Benedeks und seine überlegenen Massen; die Division Fransecky deckte vier Stunden lang unter dem gräßlichsten Kartätschenfeuer den linken Flügel und ließ dort ein Viertel ihrer Infanterie zurück, bis endlich um 1 Uhr ein, zwei Korps des Kronprinzen auf den rechten Flügel der Oestreicher eindrangen und die Aufgabe ihrer Brüder erleichterten. Gegen 3 Uhr war Benedek im Rücken angefaßt, sehr gegen alle seine Berechnung; nach 4 Uhr setzte sich der König an die Spitze der Kavallerie, den geschlagenen Feind zu verfolgen. Erst 9 Uhr verstummte bei Pardubitz der letzte Kanonendonner; die Oestreicher hatten von 220,000 Mann 18,000 verloren, dazu 24,000 Gefangene, aber auch von den 215,000 Siegern lagen 8800 todt oder verwundet bei Chlum, Sadowa und Königsgrätz. Es war die größte Schlacht des Jahrhunderts durch die Zahl der Kämpfer. Die öftreichische Armee zerstob, nur die Sachsen verließen in geschlossenen Reihen den Wahlplatz. Benedek zog sich auf das feste Olmütz zurück; die Preußen dagegen rückten unbeirrt auf Wien los. Durch ganz Norddeutschland wiederhallte der Ruf: „dem König g'räths!" Antonelli aber, des Papstes Staatssekretär, rief aus: il mondo casca (die Welt bricht zusammen)!

Franz Joseph erklärte nun 5. Juli, er trete Venetien an den Kaiser Napoleon ab. Damit sollte Oestreichs Stellung in Deutschland behauptet und hiezu französische Hilfe erkauft werden, gerade wie im J. 1859 durch das Aufgeben der Lombardei. Und Napoleon, der mit verschränkten Armen zugeschaut hatte, wie die Deutschen im Bruderkampfe sich nächstens verbluten werden, ward jetzt von „patriotischen Beklemmungen" befallen. Er suchte in aller Weise den Siegeslauf Preußens zu zügeln; allein

wegen des Eiterns der mexikanischen Beule konnte sein Kriegsminister Randon keine 50,000 Mann ausrüsten. Er bat also wenigstens Italien, seinerseits vom Kriege abzustehen, da er ihm Venetien gern überlasse; doch diese Zumuthung wies Ricasoli als unehrenhaft ab. Immerhin konnte der Erzherzog Albrecht sonder Gefahr seine meisten Truppen nach Wien versetzen, da von Italien nicht viel zu befürchten stand. Als die durch ihre Panzerschiffe übermächtige Flotte des Admirals Persano gegen Dalmatien segelte, um Lissa zu erobern, überfiel sie der kühne Tegetthoff 26. Juli und trieb sie in heißem Kampfe nach Ancona zurück. Mittlerweile wurde in Nikolsburg unter französischer Vermittlung lange hin und her verhandelt, bis 22. Juli Waffenruhe eintrat und 26. ein Präliminarfriede erzielt wurde. Die französische Vermittlung kam übrigens Oestreich theuer zu stehen. Für den Fall, daß Frankreich sich fern hielt, bot Bismarck annehmlichere Bedingungen, namentlich forderte er keine Entschädigung der Kriegskosten. Da aber Esterhazy dies Anerbieten verwarf und der Franzose Benedetti sich mit großem Eifer in die Verhandlungen einmischte, ermächtigte Bismarck Magyaren wie Klapka zur Bildung einer ungarischen Legion, und bestand dann auf der Zahlung von 20 Mill. Thlr. Kriegsentschädigung, eine Bestimmung, die auch im definitiven Frieden von Prag (23. Aug.) festgehalten wurde. Oestreich mußte aus dem deutschen Bund austreten und die Annexion von Schleswig-Holstein zugeben; bis an den Main sollte der norddeutsche Bund reichen. Für Sachsen legte Oestreich noch ein gutes Wort ein, nicht aber für seine übrigen Verbündeten.

Gegen diese rückte Vogel von Falkenstein aus Eisenach vor, drängte erst die Baiern 10. Juli bei Kissingen und anderwärts über den Main zurück, warf durch Göben 14. Juli die Hessen bei Aschaffenburg, und besetzte 16. Frankfurt, von wo die Bundesversammlung sich zu den drei Mohren in Augsburg noch rechtzeitig geflüchtet

hatte; die reiche Bundesstadt mußte starke Kontributionen zahlen. Dann übernahm Manteuffel den Oberbefehl über die 60,000 Mann starke Mainarmee, die 50,000 Baiern und wohl 50,000 Südwestdeutschen gegenüberstand, und schlug 23. Juli die Badenser bei Hundheim, 24. die Württemberger bei Tauberbischofsheim, 26. die Baiern bei Roßbrunn, bis 2. August vor Würzburgs Mauern die Nachricht vom Abschluß des Waffenstillstandes auch mit den Süddeutschen eintraf, gerade als deren Heere sich endlich zusammengefunden hatten. Sie gestanden sich, ihr Feldzug sei ein Fehlzug gewesen; die Mängel der Bundesarmee, welchen Preußen so lange vergeblich abzuhelfen gesucht hatte, waren vollständig an's Licht getreten. — Preußen aber forderte nicht nur Kriegskosten, sondern auch ein Stück Land, namentlich von Baiern, dessen fränkische Fürstenthümer vor 60 Jahren noch preußisch gewesen waren. Erschreckt wandten sich alle Höfe (außer dem badischen) an Napoleon um Hilfe. Am 5. August forderte er durch seinen Gesandten Benedetti von Preußen nicht blos die Grenze von 1814 für Frankreich, nein geradezu Rheinbaiern und Rheinhessen sammt Mainz, worauf Bismarck ruhig sagte: Dann ist's Krieg! Napoleon sah sich zu diesem ungerüstet und lenkte ein; er wollte sich zur Noth mit Luxemburg, Landau ꝛc. begnügen, aber Wilhelm blieb dabei: Nicht einen Schornstein von Deutschland! Doch konnte nun Bismarck den Süddeutschen zeigen was von Westen drohe; so verständigte man sich schnell, Würtemberg (13. Aug.), Baden (17.), Baiern (22. A.), Darmstadt (3. Sept.) schloßen nacheinander Friede mit Preußen, und traten zugleich in Schutz- und Trutzbündnisse mit demselben, die aber vorerst geheim blieben. Darmstadt und Baiern hatten etwas Land abzutreten; für Sachsen, welchem anfangs die Aenderung der Dynastie zugemuthet wurde, genügte schließlich (21. Okt.) der vollständige Beitritt zum norddeutschen Bund.

Schon vorher 3. Okt. war der Friede zwischen Oestreich und Italien in Wien unterzeichnet worden. Jetzt

erst lieferte Oestreich die eiserne Krone der Lombardei an Italien aus. Doch mußte letzteres sich gefallen lassen, daß es Venetien aus der Hand Frankreichs und erst nach erfolgtem „Plebiscit“ erhalte. Venetien beschloß 22. Okt. durch eine glänzende Volksabstimmung (651,758 Ja gegen 69 Nein) seine Vereinigung mit dem jungen Königreich und Viktor Emanuel nahm diese mit den Worten entgegen: „Heute hat die Fremdherrschaft aufgehört; Italien ist vorhanden, aber noch nicht vollendet.“ Dieses Wort war in mehr als einem Sinne wahr; dem Königreiche fehlte noch Rom, das zu erringen Frankreich einmal nicht erlaubte. Den andern Sinn des Satzes drückte der geistreiche Azeglio mit den Worten aus: „Italien ist gemacht, die Italiener sind noch zu machen.“ Man hatte eine freie Verfassung und fühlte sich doch nicht glücklich. Nur ein Viertel der jeweiligen Rekruten konnten lesen und schreiben; die Verwaltung wollte nicht besser, die Justiz nicht sicherer werden; die Finanzen aber geriethen durch allerhand Betrügereien und Schwindel, trotz zunehmendem Steuerdruck, in eine unabsehbare Verwirrung. Kriegsruhm hatte Italien sich auch nicht erworben; doch hatte die preußisch-italische Waffengemeinschaft gleichzeitig das einheitliche Italien und das einheitliche Deutschland zur Welt gefördert, wodurch Europas Lage mit einem Male völlig verändert wurde.

§ 18. Der norddeutsche Bund.

Der deutsche Bund starb 14. Aug. 66 in den „drei Mohren,“ indem der östreichische Gesandte expreß nach Augsburg reiste, ihn für aufgelöst zu erklären, im Beisein von nur drei süddeutschen Gesandten. Doch hat kein Dichter ihm einen Nachruf geweiht, weil sein 50jähriges Bestehen ihn nie als eine schaffende Kraft geoffenbart hatte. Aller Blicke richteten sich vielmehr nach dem riesig aufstrebenden Berlin, wo Wilhelm I. am 4. Aug. eintraf und Tags darauf den preußischen Landtag eröffnete. Die Thronrede kündigte die Gründung eines neuen Bun-

des an und bat um Indemnität (d. h. Verzeihung) für die seitherige budgetlose Verwaltung, damit der Conflict der letzten Jahre, der „aus einer unabweisbaren Nothwendigkeit" hervorgegangen sei, zum sichern Abschluß gebracht werde. Nachdem das reorganisirte Heer in so glänzender Weise seine Tüchtigkeit erprobt hatte, war nun auch die dem „unfähigen Minister" früher abgeneigte Mehrheit bereit, ihm seine Geringschätzung ihrer Stimmen zu vergeben. — Am 17. Aug. kündigte er ihnen an, wie Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt mit der preußischen Monarchie auf immer vereinigt seien; und dazu kam noch (Dec.) Schleswig-Holstein, so daß Preußen als der Kern des neuen Bundes an 24 Millionen Deutsche umfaßte auf einem nun wohl arrondirten Gebiet. Nach eingehenden Berathungen mit Sachsen und den übrigen Kleinstaaten wurde 24. Febr. 67 der erste Reichstag eröffnet, der schon 17. April die Verfassung des neuen Bundesstaats vollendete. Doch war heftig gestritten worden, namentlich über die Diätenlosigkeit der Abgeordneten und die Heeresstärke, 2 Punkte, an welchen Bismarck unerschütterlich festhielt. Ein Bundesrath vertritt die 21 Regierungen, ein Reichstag das Volk; die gesammte Land- und Seemacht befehligt der König von Preußen, welcher den Bund im Rathe der Völker vertritt. Damit war die Union des J. 1850 in verbesserter Auflage verwirklicht und die Aussicht, durch Einheit zur Freiheit zu gelangen, belebte mit neuer Hoffnung auch die bisher minder günstig gestellten Bundesglieder (wie Mecklenburg &c.). Dagegen war es ein Glück, daß der Bundesstaat sich all der Eingriffe in's Leben der einzelnen Volkstheile enthielt, welche die Reichsverfassung von 1849 gewagt hatte, indem sie aus allen Staaten mittelst ausgedehnter Freiheiten eine abstrakte Einheit zimmern wollte. Deutschland saß jetzt im Sattel und mußte zeigen, ob es reiten könne.

Neben dem norddeutschen Bunde bestand der Zollverein fort, der wenigstens eine Brücke über den Main zu bauen

gestattete. Die unpassende Anordnung, daß alle Glieder gleiche Macht (das liberum veto) haben sollen, wurde jetzt beseitigt und die Gesetzgebung über das Zollwesen einem Zollbundesrath und „Zollparlament" übertragen 8. Juli 67. Das sollte das Band sein, welches die vier Staaten Süddeutschlands dem Norden näher bringen würde; einen Druck auf diese auszuüben, lag dem großen Minister fern, der 24. Sept. aussprach: „Wenn die ganze Nation die Einheit will, ist kein deutscher Staatsmann stark genug, sie zu verhindern, keiner kleinmüthig genug, sie hindern zu wollen." „Wohl", meinte er, „dürfen wir das große Werk erst dann für vollendet erachten, wenn der Eintritt der süddeutschen Staaten in den Bund erfolgt sein wird; aber die Aktion für diesen Eintritt muß von ihnen ausgehen. Ein Druck auf den Süden würde nur das Gegentheil der Absicht erreichen. Der Eintritt aber, wenn er geschieht, bedingt eine Verständigung mit Oestreich." Damit war angedeutet, daß Frankreich nichts dreinzureden habe, welches wie man wohl wußte, es an Einschüchterungen in Süddeutschland nicht hatte fehlen lassen, um die Neubildung des Zollvereins zu hintertreiben. — Wilhelm eröffnete das erste Zollparlament 27. April 68 mit einer Rede, welche auf die kleinen Anfänge des Zollvereins und seine großen Früchte hinwies; und die Verhandlungen dieses Parlaments, wie auch die der beiden folgenden Jahre, stärkten trotz mancher Mißklänge von Seiten der verbissenen Partikularisten, die frohe Hoffnung, daß aus dem Zoll- bald ein Vollparlament werde. Doch wollte Bismarck nichts übereilen. Als Febr. 70 Lasker vorschlug, den Anschluß Badens an den Bund zu beschleunigen, verwies ihn der Minister zur Geduld: „wir wollen nicht den Milchtopf absahnen, um das übrige sauer werden zu lassen." „Das Haupt des Nordbunds hat doch schon jetzt in Süddeutschland eine Stellung, wie sie seit dem Rothbart kein Kaiser gehabt hat." So wurde mit festem, klugem Geiste an dem Ausbau der „Mainbrücke" gearbeitet, bis ein

glückliches Geschick eintreffen würde, das Werk zu vollenden.

Den annektirten 3 Provinzen suchte man den Uebergang in den neuen Staat dadurch zu erleichtern, daß man ihnen finanzielle Selbständigkeit und ein Maß von Selbstverwaltung gewährte und damit eine Decentralisation anbahnte. Einen Theil von Nordschleswig gemäß dem Prager Frieden an Dänemark zurückzugeben, zeigte sich Bismarck bereit, nur verlangte er sichere Bürgschaft, daß die Deutschen, welche dadurch unter dänische Herrschaft zurückfallen, in ihren Rechten nicht verkürzt würden. Er bekam die ablehnende Antwort, es genüge an den dänischen Gesetzen; und da zugleich die dänische Presse den wüthendsten Deutschenhaß predigte, erklärte Preußen Juni 67, es könne sich bei so allgemeinen Zusagen nicht beruhigen, und ließ trotz aller Drohungen diese Friedensklausel unberücksichtigt, verbat sich auch auf's Bestimmteste jegliche Einmischung der französischen Regierung. Diese hatte Bismarck mitgetheilt, wie sie die dänische Auffassung von den Garantien theile. Der Graf wies (Juli) alle Theilnahme Frankreichs an den Verhandlungen über die Ausführung des betreffenden Friedensartikels zurück; darüber habe es sich offiziell zu erklären, binnen acht Tagen, oder man habe den Krieg. Im Uebrigen war es ihm nicht um Festhaltung fremdsprachiger Gebiete zu thun: „Befänden sich alle Dänen auf einem Fleck beisammen, so wäre es thörichte Politik, der Sache nicht durch Einen Strich ein Ende zu machen.“ Da Dänemark auf die letzten Vorschläge: Linie der Gjenner Bucht und Garantien für die nördlich davon wohnenden Deutschen nicht eingieng, ließ er 1868 die Frage ruhen. — Wie mit den Fürsten von Hessen und Nassau Entschädigungen vereinbart wurden, so hatte Preußen auch dem König von Hannover 16 Mill. Thaler als Abfindungssumme geschenkt, ohne ausdrücklichen Verzicht auf die Krone zu verlangen. Da derselbe aber fortfuhr, gegen die neue Gestaltung der Dinge zu agitiren, und sogar auf holländischem und

französischem Boden eine Legion seiner Landeskinder anwarb, wurden ihm die Mittel dazu wieder entzogen. Ebenso wurde auf das Vermögen des Kurfürsten Beschlag gelegt, da auch er 1868 sich den welfischen Umtrieben anschloß.

Daß diese Schöpfung einer starken Großmacht in Mitteleuropa, die, wie Moltke es ausdrückte, selbst niemand angreife, aber jedem den Krieg verbieten könne, den Neid aller Nachbarn erregte, war ganz natürlich. Mit ungemischter Freude wurde sie wohl nur von Amerika begrüßt; in Rußland und England, selbst in Italien blos von Einzelnen. Am schwersten war Napoleon betroffen. Er gestand im Senat Febr. 67: „Frankreich hat nicht mehr die Wage der Welt in der Hand, seine Suprematie ist vorüber;" und wie neckten ihn Thiers und Favre, daß er das habe geschehen lassen: „Die kleinen Staaten seien so glücklich gewesen und ein Glück für Europa (d. h. Frankreich!)" Quinet weissagte bereits: Dieses gewappnete Cäsarenreich trage den Krieg gegen seinen herabgekommenen Nachbar im Leib. Sollte Frankreich also bei der neuen Ländertheilung ohne irgend ein Beutestück ausgehen? Und das, während die Armee aus Mexiko erfolglos zurückkehrte? Das war unmöglich. — Napoleon spann Verhandlungen im Haag an, welche erzielten, daß ihm Febr. 67 der Ankauf des Großherzogthums Luxemburg angeboten wurde; damit konnte der König von Holland seine Schulden tilgen und seinem übrigen Lande den Schutz Frankreichs sichern. Am 21. März war der Abtretungsvertrag schon in aller Stille aufgesetzt, als dem Könige das Herz schlug und er dem preußischen Gesandten, gegen die Verabredung, das Geheimniß mittheilte. Preußen erklärte, dazu werde es seine Zustimmung nimmermehr geben. In schonendster Form forderte Napoleon, so müsse es wenigstens die Festung Luxemburg räumen, da diese mit dem Erlöschen des deutschen Bundes aufgehört habe eine Bundesfeste zu sein. Sollte man nachgeben? fragten sich die Herren in

Berlin. Moltke meinte: Nein! denn der händelsüchtige Nachbar sei doch noch nicht gehörig gerüstet und werde sich zu fügen wissen oder im Kampf unterliegen. Der König trat ihm bei. Bismarck allein zog vor, den Wechselfällen eines Krieges, der so große Erbitterung hinterlassen müsse, möglichst lange auszuweichen. Also traten auf Rußlands Vorschlag die Gesandten der Mächte, welche (S. 66) den Vertrag von 1839 unterzeichnet hatten, in London zusammen und beschloßen 11. Mai, daß Luxemburg bei Holland bleibe und für immer einen neutralen doch dem Zollverein angeschlossenen Staat bilde, für dessen Neutralität die Großmächte gemeinsam bürgen; die preußische Garnison aber räume die Feste, deren Werke vom niederländischen König geschleift werden sollen.

Dabei beruhigte man sich zunächst, wenn auch der englische Minister gleich darauf diese Garantie der Großmächte für eine werthlose Formel erklärte. Indessen arbeitete Napoleons Kriegsminister, Marschall Niel, in aller Eile an der Neuorganisirung des Heers. Ein neues Wehrgesetz, nur gar nicht nach dem Geschmack der Bauern, sollte die Truppenzahl verdoppeln; ein Hinterlader, das Chassepot, sollte den preußischen weit übertreffen; die Artillerie sollte durch neuerfundene Mitrailleusen (Kugelspritzen), welche alle Gegner wegfegen würden, vervollständigt werden. Mit fieberhafter Ungeduld wurde in allen Arsenalen gearbeitet und kolossal gerüstet. Deutschland schaute ruhig zu; preußische Organisation zwar wurde mehr oder minder in allen Staaten eingeführt, und eine gleichmäßige Bewehrung angestrebt; doch fühlte man sich im Ganzen sicher unter der neuen schwarzweißrothen Fahne und dachte: „Wenn mein Nachbar seine zerrissenen Kleider flickt, soll ich deßhalb meine ganzen auch vermehren?" Verhandlungen über das Recht Preußens, auch nach Rastatt seine Truppen zu senden, Anfragen, ob Frankreich nicht etwa doch auf Belgiens Kosten seine Ostgrenze erweitern dürfe, Verbindungen mit Viktor

Emanuel, der zur Demüthigung Preußens mitwirken wollte, aber sich durch Mazzini gehindert fand ꝛc., dauerten fort und mahnten zu steter Wachsamkeit.

Daneben hatten, nach alter deutscher Unart, die Parteien ihre Lust daran, das Große, das erreicht war, zu bemäkeln und dem Ausland zuzuwinken, als sei noch nicht alles verspielt. Das stärkste darin leisteten die *Ultramontanen*, die sich in Baiern die patriotische Partei nannten, und die *Demokraten* in Schwaben. In der Luxemburger Aufregung hetzten sie unausgesetzt gegen Preußen, das um eines so armseligen Gegenstandes willen mit dem friedlichen Völklein der Franzosen anbinden wolle; sobald aber der Friede gesichert war, schleuderten sie heuchlerische Anklagen gegen den schwachen Minister, der ein so werthvolles deutsches Grenzland preisgebe. Und der jüdische Fortschrittsheld *Jacoby* rief in der preußischen Kammer aus: „Ein in der Freiheit einiges Deutschland ist die sicherste Bürgschaft des Friedens in Europa, unter der preußischen Militärherrschaft hingegen ist Deutschland eine beständige Gefahr für die Nachbarländer." Der aufreibende Kampf mit solchen Widersachern im eigenen Hause drohte mehr als einmal die Kraft und Geduld auch eines Bismarcks zu erschöpfen.

Eine zeitweilige Wichtigkeit bekamen jetzt durch ihre unnatürliche Stellung die vier *süddeutschen* Staaten. (Liechtenstein wäre eigentlich der fünfte, es wurde aber im Frieden von Prag vergessen und besteht seither, an Oestreich angelehnt, als souveränes Ländchen fort, ganz ohne Militär, seit seine 70 Mann, die 1866 bis Innsbruck gekommen waren, zurückgekehrt sind und die Waffen abgelegt haben). Diese vier also hiengen durch das Schutz- und Trutzbündniß militärisch mit Preußen, durch den Zollverein merkantilisch mit dem Nordbunde zusammen. Ihnen wars freigestellt, ob sie unter sich einen Südbund schließen wollten; der kam aber für Hessen und Baden kaum in Betracht, weil jenes durch Oberhessen doch schon mit dem Nordbund verstrickt war, dieses seiner vorherr-

schenden Stimmung nach deutlich zu demselben hinstrebte. Der kluge Fürst Hohenlohe als bairischer Minister (s. Dez. 66) wies den Südbund von sich, da Baiern als der stärkste dieser Staaten sich nur auf eifersüchtige Beargwohnung Seitens der Nachbarn gefaßt halten müßte, wenn es den Vorsitz übernähme; lieber beharrte er in abwartender Stellung und brachte auf Militärconferenzen in Stuttgart wenigstens etliche Einigung in der Wehrverfassung zu stande. Französische und östreichische Einflüsse trugen dazu bei, die Parteikämpfe in Baiern und Württemberg immer mehr zu erbittern. Die Demokraten forderten eine gründliche Verfassungsänderung und Einführung des anerkannt unpraktischen schweizerischen Miliz-Systems; der würtembergische Minister ließ sie merken, auch er halte den Eintritt in den Nordbund für das größte Unglück. Bald hieß es, dieser Eintritt bringe eine unerschwingliche Steuerlast auf's Ländchen, bald wieder, dann müsse alles lutherisch werden. Immer wieder liebäugelte man mit den Franzosen und tauchten Rheinbundsgedanken auf. Der Freiburger Bote schrieb: „Wir können keine Mußpreußen werden, weder auf offenen noch auf Schleichwegen. Die herzigen Französlein leiden's nicht." Ungescheut wurde angedeutet, die Rettung aus der jetzigen unhaltbaren Lage müsse von jenseits des Rheines kommen. — Die bairischen Ultramontanen waren so rührig, daß sie Sept. 69 eine Kammer zusammenbrachten, deren Mitglieder zur Hälfte ihrer Partei angehörten und alle Regierung unmöglich machten; als daher König Ludwig II. (s. 1864) diese Versammlung heimschickte, arbeiteten sie mit den bekannten römischen Waffen noch fleißiger und bekamen sogar das Uebergewicht der Stimmen, was zur Folge hatte, daß März 70 Fürst Hohenlohe abtreten mußte und die Franzosenfreunde laut jubilirten. Sobald der große Krieg ausbrach, schrieb 16. Juli 70 das „Vaterland": ‚Preußen will absolut seine Prügel haben, purer Uebermuth hat den Krieg herbeigeführt; vor den siegreichen Kanonen Frankreichs, das Gott berufen, unser Recht zu

übernehmen, da ist der rechte Platz für Kain-Preußen.' Gewiß ist dem Deutschen zu empfehlen, daß er die Schmach der noch nicht völlig überwundenen Zerrissenheit, die ihn so lange dem Ausland gegenüber wehrlos gemacht hat, nicht gar zu schnell vergesse.

§ 19. Oestreich-Ungarn.

Nicht bloß der Sieger, auch der Besiegte im letzten deutschen Kriege mußte nun darauf denken, sich in seinem Hause auf's Neue wohnlich einzurichten. Die östreichische Monarchie hatte nicht nur Venetien und ihre Stellung in Deutschland eingebüßt, das Auseinanderstreben ihrer Nationalitäten war auch sonst auf einen solchen Grad gestiegen, daß alles aus dem Leim zu gehen drohte und mit einem neuen Experiment Hilfe geschafft werden mußte. Weil es dem geistarmen Reich an Staatsmännern fehlte, welche über den Parteien standen, versuchte es der Kaiser 1866—71 mit einem Minister aus Deutschland. Der Freiherr von Beust (S. 131) war bisher als sächsischer Minister der eifrigste Gegner Preußens gewesen; er wurde 2. Nov. an die Spitze der Regierung nach Wien berufen, das Zerfallen der Monarchie aufzuhalten und mit ihr womöglich in ein frisches Geleise einzulenken. Ein um Plane nie verlegener, redefertiger Herr, der Oestreich wohl anstand, nur daß er für dessen Kräfte etwas zu viel nach außen wirken wollte; denn gar zu gern hätte er Preußen in allerhand Unbequemlichkeiten hineingezogen, um es endlich in einen großen Rachekrieg zu verstricken. So wollte es der, welcher ihn in Wien empfohlen hatte, der französische Kaiser. Doch sehen wir von dieser nergelnden auswärtigen Politik ab! Im Innern machte er sich ernstlich daran, die vielen Gegensätze, welche das Reich zu keiner Ruhe kommen ließen, zu versöhnen. Hier handelte es sich zunächst um die trotzigen Ungarn, denen zu lieb er das Stichwort des Dualismus erwählte, als sollte nun endlich der Doppeladler des alten östreichischen Wappens eine Wahrheit werden. Beust versprach den ge-

mäßigten Führern der Magyaren, einem Deak, Andrassy, Eötvös &c. geradezu Alles, was sie verlangten, setzte ein eigenes ungarisches Ministerium ein und schuf das einheitliche Reich zur östreich-ungarischen Monarchie um. Das heißt: die Landtage der einzelnen Theile dauern fort, aber sie theilen sich in zwei Gruppen; die Länder der alten Stephanskrone, die jenseits der Leitha liegen, heißen hinfort Transleithanien und werden von Pest aus regiert. Die 17 übrigen werden Cisleithanien genannt und haben ihren Reichstag in Wien.

Am 8. Juni 1867 erschien Franz Joseph in Ofen, natürlich in den engen Hosen und dem Dolman der magyarischen Nationaltracht. In der Kirche fragte erst der Primas die Bischöfe, ob der Thronbewerber der Krone würdig scheine; und als sie es bejaht, ertheilte er dem neuen „König" den Segen, worauf Graf Andrassy ihm die Krone des h. Stefan auf's Haupt setzte und alles Volk befriedigt rief: Eljen a Kiraly, es lebe der König! Jetzt erst war eigentlich Franz Joseph König geworden, nämlich jenseits der Leitha; die 19 Jahre ungesetzlichen Regierens waren ihm damit verziehen. Dafür wendete er den Magyaren einen Vortheil um den andern zu: Siebenbürgen und Kroatien, bald auch Slavonien und die Militärgrenze mußten sich von den Magyaren regieren lassen. Diese durften eine Landwehr (Honved) schaffen, die nur unter ungarischem Befehl stand &c. Wenn somit der Schwerpunkt der Monarchie nach Pest verlegt war, hatte dennoch Transleithanien nur 30 Procent der gemeinsamen Kosten und Leistungen zu übernehmen, während es 50 Procent Antheil an den gemeinsamen Rechten erhielt. — Diese finanzielle Erleichterung war es allein, was den zahlreichen Deutschen und Slaven in den genannten Gebieten die neue Ordnung der Dinge noch etwas annehmlich machen konnte; im Uebrigen wußten sie aus Erfahrung, daß die magyarische Herrschaft eine willkührlichere ist als die der Wiener Herren, und sich mit der Pflege des Rechts und der Sicherheit, mit der Sorge für

Hebung aller materiellen und geistigen Interessen nicht eingehend zu belasten pflegt. So werden jetzt die 200,000 Sachsen in Siebenbürgen mit Aufdrängung der magyarischen Sprache in allen Amts- und Gerichtsverhandlungen drangsalirt; man beraubt sie ungescheut alter Rechte und Güter, wie auch die rumänische Bevölkerung majorisirt wird. Die Königreiche Kroatien und Slavonien wurden erst 73 nothdürftig befriedigt durch einen Ausgleich, der ihnen auflegte, nur 55 Procent der Einkünfte an die gemeinsame Staatskasse abzugeben. Diese Südslaven werden seit 1867 durch einen Geheimbund Omladina (Verjüngung) zu einer Vereinigung mit den Serben gezogen, doch steht ihrem Propheten Dr. Miletits fest, daß in Verwaltung, Gesetz und Unterricht sein Volk sich mehr an deutsche als magyarische Vorbilder anzulehnen habe. Die Deutschöstreicher fanden sich in die neue Lage; sie ergötzten sich wenigstens an dem wiederhergestellten Reichstag in Wien und liefen Sturm auf das Koncordat. Ein Staatsgrundgesetz (20. Dez. 1867) beseitigte die übertriebenen Rechte der kath. Kirche und wurde daher vom Papst als „fürwahr abscheulich" verworfen. Die Bischöfe aber, welche mit der kaiserlichen Regierung sich am heftigsten herumstreiten, scheinen beim Kaiser wohlgelitten. Am weitesten durften in ihrem Widerstand gegen den Liberalismus die von den Jesuiten beherrschten Tyroler gehen, die zuerst das Zeichen gaben, von dem ihnen widerlichen Reichstag, ja auch von ihrem Landtag geradezu wegzubleiben. Erst 1876 durfte sich in Innsbruck eine protestantische Gemeinde bilden. Die Hauptstütze des jesuitischen Einflusses, seit dem Verwirrungsjahr 1848, die männliche, unbeugsame Mutter des Kaisers, Erzherzogin Sophie, war übrigens seit dem tragischen Ende ihres Lieblingssohnes Max innerlich geknickt; im Mai 72 starb sie. Beust aber mußte, nachdem er noch in einer Ministerkrisis eine halbbeschlossene Schwenkung des Kaisers auf die ultramontane Seite abgewendet hatte, von seinem hohen Posten abtreten (Nov. 71); der Ungar

Andrassy, einst zur Hinrichtung verurtheilt, nimmt seither seine Stelle ein.

Am trotzigsten geberdeten sich die slavischen Völker, von denen immer neue Stämme sich als Individualitäten zu fühlen anfangen, wie die Slovenen in Krain. Die Tschechen kokettirten mit den Russen, besuchten in großer Anzahl den slavischen Kongreß, der Mai 67 in Moskau zusammentrat (S. 158), sahen sich fleißig in der russischen Grammatik um und tyrannisirten die Deutschen in Böhmen. Ganz wunderlich nahm sich's aus, daß diese Leute, die den Jesuiten und Hochadeligen die Hand reichen, zu gleicher Zeit den Hussitismus wieder belebten und 6. Juli 68 den Todestag ihres Reformators, der ihnen den Luther weit aufwiegt, mit großer Begeisterung feierten. Was sie anstreben ist, daß aus dem Dualismus ein Föderalismus werde, daß jedenfalls Cisleithanien noch weiter zerfalle und der Kaiser, wie mit der Stefanskrone in Pest, so auch mit der Wenzelskrone in Prag sich krönen lasse, alles unter dem Vorbehalt, auch später von Deutschöstreich immer weiter weg nach Osten hin, zum Panslavismus, zu gravitiren. Uebrigens giengen sie allmählich in Alt- und Jungtschechen auseinander, von denen jene es mit den Ultramontanen und dem Feudaladel halten; diese, mehr hussitisch gesinnt, traten 1874 endlich in den Reichstag ein. — Dann trutzen auch die Polen, die je und je in Wien einen Brocken Vergünstigung herausschlagen, bis endlich ein Ausgleich in's Werk gesetzt werde, der Galizien zum Kern eines neuen Polenreichs umzuschaffen verheißt. Diese Ausgleichsbewegung aber ist von einer Handvoll ultramontaner polnischer Edelleute gemacht, mit denen Bürger und Bauern auch in der Westhälfte nichts zu thun haben (weil nicht der Adel, sondern Oestreich ihre Leibeigenschaft und Zwangsarbeit abgeschafft hat), abgesehen davon, daß die größere Osthälfte des Landes eine ruthenische, griechischkatholische Bevölkerung hat und darum leicht zu Rußland neigt. Daß die Regierung 1. Juni 69 das Polnische zur Amtssprache im

ganzen Lande erhoben hat, vermehrt nur diesen Zug bei den Ruthenen; zugleich wird nun alles Deutsche ausgemerzt und verfolgt und die eben erst aufblühenden Schulen werden polonisirt, d. h. verkommen, während eine Hebung dieser indolenten Völkerschaften durch germanischen Fleiß ihr tiefstes, wenn auch von ihnen selbst kaum erkanntes Bedürfniß bildet.

Eben so zurückgeblieben in der Bildung ist Dalmatien. Um dasselbe bewerben sich die verwandten Südslaven, besonders von der Czernagora aus; aber auch Ungarn verlangt, daß es zu Kroatien und Slavonien geschlagen werde, und dem stimmte 1872 der dalmatische Landtag bei, während die Küstenbevölkerung sich mehr zu Venedig hinüberneigt. In diesem schwer vernachläßigten Außenländchen brach Okt. 69 ein Aufstand aus, indem die Bergbewohner hinter Cattaro sich weigerten, in die Landwehr einzutreten, vereinzelte Posten auffiengen, den Gefangenen die Ohren abschnitten zc. Sie bestanden etliche heiße Kämpfe in ihren kahlen Bergen mit solchem Glück, daß man am Ende für's Beste hielt, jedem ein Friedensgeld von 40 fl. zu zahlen, und ihnen den Landwehrdienst erließ! — Fügen wir noch bei, daß die Finanzen des Reichs Oestreich-Ungarn nie aus den jährlichen Deficits mitten im Frieden hinauskommen wollen, so erhellt deutlich genug, daß diese neue Schöpfung noch wenig Aussicht auf festen Bestand hat. Wenn es im Osten gährt, so haltens die Slaven mit Rußland, die Ungarn mit den Türken und es muß gut gehen, wenn das deutsche Element, welches den Kitt für das östreichische Völkergemisch bildet, eine feste Politik einzuschlagen vermag.

§ 20. Spanien eine Republik.

Spanien war schon lange gewöhnt, sich von französischen Gedanken beherrschen zu lassen; so nach und nach drang auch der Republikanismus ein, bis in diesem monarchischsten aller Länder das Königthum abgeschafft wurde. Damit gieng es also zu.

Während das Volk sich seiner unsittlichen Königin immer allgemeiner schämte, und dieselbe sich immer inniger an Napoleon anschloß, übersandte ihr der Papst 6. Febr. 1868 eine geweihte goldene Rose als Liebeszeichen für ihre „dem h. Stuhl geleisteten Dienste und ihre großen Tugenden." Die boshafte Welt sagte, sie habe dieselbe ihrem Lakaien und Minister Marfori geschenkt, der sie dann im Knopfloch getragen! Sobald Narvaez, der sie so lange geschützt hatte, gestorben war (S. 86), verschwor sich General Serrano mit andern Generalen auf's neue gegen die Regierung; doch kam ihnen Isabella, von Napoleon gewarnt, noch glücklich zuvor und ließ sie (Juli) deportiren, verbannte auch ihren Schwager Montpensier sammt dessen Gattin, weil diese ihrer Schwester erklärt hatte, im Fall einer Revolution werde sie zunächst an sich selbst denken.

Isabella verabredete eben eine Zusammenkunft mit Napoleon in Biarritz, da über einen neuen, dem Papste zu leistenden Dienst verhandelt werden sollte: falls Frankreich nämlich seine Truppen am Rhein brauchte, hätten spanische die Bewachung von Rom übernommen. Aber eben diese Reise der Königin nach der Grenze war der Zeitpunkt, den sich die verschiedenen Parteiführer erlesen hatten, um endlich vereint der Schmach des Weiberregiments ein Ziel zu setzen. Der waghalsige Flüchtling Prim fuhr von England nach Cadix und verständigte sich dort mit dem bisher loyalen Admiral Topete, welcher sich der Flotte versicherte; beide nahmen den von den kanarischen Inseln zurückgeführten Serrano auf und so fiel 18. Sept. 68 Cadix in die Hände der Verschworenen. Der Aufstand breitete sich wie ein Sturmwind über ganz Spanien aus; die Armee zu verführen ist hier leichter als sonst irgendwo. Isabella wollte von San Sebastian nach Madrid zurück; man sagte ihr aber, das dürfe sie nur „allein" wagen. Wie das? Nun, sie müsse den Marfori zurücklassen und nur ihren Sohn mitnehmen. Darüber brauste sie heftig auf: „ich brauche keinen

Rath;" worauf auch der letzte Rathgeber (Bravo) sich entbehrlich sah und seiner Wege gieng. Wie sie vernahm, daß ihr General Novaliches an der Brücke von Alcolea 28. Sept. gegen Serrano den Kürzern gezogen habe, eilte sie über die Grenze, 35 Jahre nach ihrem Regierungsantritt. Ein solcher Besuch seiner Nachbarin schien freilich Napoleon minder zu freuen; denn mit dem Einfluß, den er bisher auf Spanien ausgeübt, den er noch weiter ausdehnen wollte, war es nun zu Ende.

Nur keine Bourbonen mehr! nieder mit den Jesuiten! war vorerst das einstimmige Feldgeschrei der Spanier. Daher wurden im Okt. 68 alle neuerrichteten Klöster aufgehoben und ihre Güter eingezogen, die Jesuiten aber verbannt; das süße Wort Gewissensfreiheit 13. Apr. 69 von den Cortes nach einer glanzvollen Redeschlacht ausgesprochen, kam nun auch den wenigen bisher bitter verfolgten Evangelischen zu gut, die mit der Beihilfe von Fremden in Sevilla, Madrid &c. bald etliche 20 Gemeinden bildeten und in dem furchtbar unwissenden Lande das Evangelium zu verbreiten sich anstrengten. — Wie es aber mit der Regierung zu halten sei, schien eine schwer zu lösende Aufgabe. Serrano war vorerst Regent, unter und neben ihm herrschte auch der Kriegsminister Prim; der portugiesische König oder sein Vater, den man einlud, wollte vom spanischen Thron nicht Besitz nehmen, und die Republikaner unter ihrem prächtigen Redekünstler, Prof. Castelar, mehrten sich überraschend schnell; sie sowohl als auch die Karlisten versuchten sich 1869 u. 70 in allerhand Aufständen und Umtrieben. Die Cortes entwarfen indessen 1869 eine neue freisinnige Verfassung, die für einen Monarchen eben noch Raum ließ; alle Schulkinder mußten ihre Paragraphen auswendig lernen. Aber lange suchte man vergeblich nach einem König. Montpensier, der mit seinem Geld zum Aufstand mitgewirkt hatte, war ungeschickt und schon als Bourbon nicht beliebt; da er März 70 vollends im Duell den republikanisch gesinnten Infanten Heinrich erschoß und dafür in

Strafe verfiel, konnte er kaum mehr in Vorschlag kommen. Zudem verwarf ihn Napoleon. Als man sodann dem 76jährigen Espartero die Krone antrug, entschuldigte sich der mit seinem Alter. Prim verfiel zuletzt auf einen Enkel der Stephanie Beauharnais und einer Murat, den trefflichen Prinzen Leopold von Hohenzollern, der eine portugiesische Prinzessin geehlicht hatte; ein Versuch, welcher zur verhängnißvollen Kriegserklärung Napoleons gegen Preußen (§ 23) führte. Das stolze Spanien nahm die Einmischung des Franzosen in seine Angelegenheiten mit auffallender Ruhe hin. Der zweite Sohn Viktor Emanuels, Herzog von Aosta, vereinigte am Ende die meisten Stimmen auf sich (191 von 311) und zog (Jan. 71) in Madrid ein, um als Amadeo I. eine neue Dynastie zu begründen. Am Tag seiner Landung starb der Königsmacher Prim, meuchlings erschossen von unbekannten Verschworenen, womit der neue Fürst seine einzige Stütze verlor. Da er auch die nothdürftigste Einigung nicht zu erzielen vermochte und als Fremdling kaum geduldet war, sagte er offen: Ihr seid nicht zu regieren! und dankte (Febr. 73) für sich und seine Nachkommen ab.

Sogleich riefen die Cortes 11. Febr. die Republik aus; und zwar sollte es eine föderale sein (Juni) ähnlich dem schweizerischen Gemeinwesen. Da gab es denn einen tollen Wirrwarr, einzelne Städte wie Alcoy und Cartagena wurden Sitze einer Schreckensregierung, in allen Provinzen aber nahm die Anarchie überhand, und dem Pöbel zu Gefallen wurde sogar das Heer aufgelöst. Man brauchte es nur zu bald wieder. Castelar selbst mußte über die gefährdeten Provinzen den Belagerungszustand verhängen und mit Pulver und Blei gegen die Föderativrepublikaner, die er an's Ruder gebracht, einschreiten. Als die Cortes ihn stürzten, verjagte sie General Pavia 3. Jan. 74; Serrano wurde nun Diktator. Er machte 31. Dec. den 17jährigen Sohn Isabellas, Alfons, zum König, zu welchem bald auch seine Mutter zurückkehrte 1876. Die neue Verfassung, die 6te des

Jahrhunderts, untersagt den Nichtkotholiken alle öffentlichen Manifestationen, scheint sie aber doch nothdürftig zu dulden.

Indessen war s. 1872 das Baskenland durch Schilderhebungen des Infanten Karlos VII., eines Enkels des früheren, aufgeregt worden und den von Priestern geleiteten Schaaren half der gesammte katholische Adel Europas zu bedeutender Macht. Erst mit Alfonsos Thronbesteigung verloren sie den Segen des Papstes und wurden so in die Enge getrieben, daß Karl Febr. 76 endlich großmüthig auf die Krone Spaniens verzichtete. — Die reiche Zuckerinsel Cuba, welche 35 Prozent der jährlichen Ausgaben des Reichs aufzubringen hatte, sucht s. Okt. 68 sich von Spanien loszureißen und fordert viele Opfer. Der Krieg wird dort mit blutiger Grausamkeit geführt; die Spanier erschießen nicht blos die Gefangenen, sondern auch irgend welch Creolen, die aus ihren Sympathien keinen Hehl machen. Die Aufständischen im Ostende aber, Schwarze und Weiße, verlieren wohl alle Schlachten, sind jedoch auch durch Niederlagen nicht einzuschüchtern. Die Union wollte die schöne Insel schon um 100 Mill. Dollars kaufen, wogegen sich aber der spanische Stolz noch immer wehrt. Doch ist auch auf ihr jetzt die Sklaverei der Neger kaum länger haltbar; bald wird dieselbe aus ganz Amerika verschwunden sein.

§ 21. Neues aus Afrika.

In diesen Jahren wurde wieder eines Landes gedacht, das eine zwischen das Heidenthum und den Islam Afrika's vorgeschobene Christeninsel genannt werden mag, des armen Habesch. Ein wild zerrissenes Gebirgsland, durch fieberische Sumpfthäler von den Nilländern, durch eine glühende Sandwüste vom Rothen Meere abgeschieden; bewohnt von einem semitischen Volke, das seit 1500 Jahren an seinem koptischen Christenthum fest hält, und nur in der Zeit der portugiesischen Eroberungen durch das Eindringen jesuitischer Missionare, und erfolgreiche Kämpfe

gegen sie und die Portugiesen (aus Goa) mit dem Abendlande in vorübergehende Berührung trat. Protestantische Missionare hatten s. 1829 ihm die h. Schrift zugänglich zu machen und das geistige Leben, das kaum vortheilhaft von dem der Muhammedaner oder der dortigen Israeliten (Falascha) abstach, zu erfrischen gesucht; katholische Missionare waren ihnen bald nachgefolgt und hatten in der Ostprovinz Tigre Fuß gefaßt. Nachdem die Engländer Aden besetzt (S. 44), trachteten sie ihren Einfluß in den umliegenden Landschaften auszubreiten; französische Emissäre bemühten sich ebenso, diesem entgegenzuarbeiten. Als ein glücklicher Krieger erst Amhara, dann 1856 auch Tigre sich unterworfen hatte, legte er sich den Namen Theodoros bei und gedachte sein Volk so zu heben, daß ihm die Erfüllung alter Weissagungen, die Wiedergewinnung Jerusalems und die Niederwerfung des Islams gelingen dürfte. Sein Liebling, der Engländer Bell rieth ihm, europäische Handwerker einzuladen und der Kultur des Abendlandes den Eintritt zu eröffnen. Es geschah; deutsche Laienmissionare arbeiteten für den Kaiser und fanden zunächst die ehrenvollste Aufnahme; als aber Bell im Kampfe gegen einen Rebellen gefallen war 1860, fand sich der Kaiser vereinsamt und kehrte seine wilde Despotennatur hervor. Er sah sich getäuscht in den Beziehungen zu Frankreich und England, setzte Missionare und den englischen Agenten Cameron gefangen, wüthete wie ein Thier in seinen Launen und zeigte sich immer unzugänglicher.

England sandte 1864 einen neuen Consul, den gewandten Orientalen Rassam von Mosul, dessen Geschenke zuerst den König erfreuten; dann aber wurde auch er verhaftet und die Zahl der Gefangenen nur vermehrt. Alle Warnungen Victorias blieben unbeachtet, auch die des Abuna, des geistlichen Landesvaters, der zuletzt das Loos der Europäer theilte. Ungern entschloß sich England zu einem Kriegszug in's unzugängliche Habesch, der viel kosten und nichts eintragen sollte; es versprach näm-

lich im Voraus, sich auf keine Eroberung einzulassen. Während Theodoros in toller Wuth um sich her eine völlige Wüste schuf, landete ein angloindisches Heer in Massowa Okt. 67, bahnte sich einen Weg auf's Gebirgsplateau und zog Berg auf, Berg ab gegen die Felsenburg Magdala. Am 8. Apr. 68 erhielt Theodoros den ersten Brief des Generals Napier, am Karfreitag 10. Apr. den zweiten. Aber er wollte keine Versöhnung. Wie er die fremden Truppen aus dem Tiefthal heraufsteigen sah, schickte er ihnen sein Heer entgegen, gewiß mit den schwarzen Sipahis bald fertig zu werden. Aber seine 7000 Abessinier erlagen schon vor den 700 Pandschabis, die den Vortrab bildeten, ohne daß sie nur zum Handgemenge kamen. Am Ostermorgen entließ er die gefangenen Weißen, wollte sich aber nicht ergeben. Die Engländer drangen 13. Apr. in die Festung ein und fanden Theodoros durch eigene Hand erschossen. Napier verbrannte die Amba Magdala, nahm den Kronprinzen Alamayu mit und räumte sofort das Land, dessen Anarchie ungeheilt blieb. Vor den Nationen des Morgenlands war Englands Ehre mit Glanz gerettet, aber das einzige Neue war, daß ein anderer Tyrann, Kaiser Johannes, bis 1873 die Herrschaft über den größern Theil des Landes gewann und die vorwitzig eingedrungenen Aegypter 1875 mit harten Schlägen hinaustrieb.

Daß jedoch auch dieser gliederlose, unbehilfliche Welttheil trotz alles Widerstrebens in's europäische Völkerleben hineingezogen wird, zeigt sich auf mehr als einem Punkte. Muhammed Ali's Enkel, Ismail Pascha, in Paris erzogen, suchte nicht nur sein tief geknechtetes Aegypten mit französischem Firniß zu vergolden; er ließ auch durch den genialen Lesseps, einen Verwandten der französischen Kaiserin, mit ungeheurem Aufwand einen Schiffskanal graben, der Afrika zur Insel umgestaltete und den Dampfschiffen Europa's das Rothe Meer zugänglich machte. Ein Süßwasserkanal leitet nun einen Theil des Nils nach der neuen Stadt Ismailia; an beiden Enden des 42 Stunden

langen Durchschnitts wurden die neuen Häfen Port Said und Suez geschaffen. Die zehnjährige Arbeit war 1869 so weit vollendet, daß 16. Nov. der Chedive (Vicekönig) sie einweihen konnte. Dazu fanden sich die Kaiserin Eugenie, Kaiser Franz Joseph und der Kronprinz von Preußen ein, sie wurden in Port Said vom Vicekönig glänzend empfangen. Der katholische Bischof von Alexandrien vollzog die Einsegnung in französischer und arabischer Sprache. Dann fuhren die Schiffe aller Nationen mit ihren Vertretern, darunter auch niederländischen und schwedischen Prinzen, unter dem Hurrahrufen der Fellahs nach Ismailia, wo ein prächtiger Ball gehalten wurde, und gelangten am dritten Tage nach Suez. Der Chedive hatte sich's 8 Mill. Thlr. kosten lassen, seine Gäste kaiserlich zu bewirthen; dem Sultan aber sich zu entziehen, wobei er wohl von ihnen unterstützt zu werden gehofft hatte, gelang ihm nicht. Die 380 Mill. M., die das Unternehmen gekostet, verzinsen sich zwar spärlich; doch haben die Engländer 1875 es für der Mühe werth erachtet dem Chedive die Hälfte der Aktien abzukaufen. Noch 1858 nannte ihr Lord Palmerston den Kanal den größten Schwindel aller Zeiten; jetzt ist er ihnen der liebste Weg nach Indien geworden. — Der Chedive suchte auch seinen Einfluß nach Süden auszubreiten. Erst sandte er den Engländer S. Baker, einen Entdecker der oberen Nilseeen, mit einer ägyptischen Flotille 1870—73 den Nil hinauf, dem bisher dort allein betriebenen Negerfang ein Ende zu machen und in diesen durch ägyptische Schuld verödeten Strecken geordnetere Zustände herzustellen. Sein Nachfolger, der Oberst Gordon, hat dann bis an den Aequator hin den Menschenraub (im Großen) unterdrückt, während zugleich Darfur von den Aegyptern erobert wurde.

Am sichersten rückt europäische Gesittung und die Christianisirung der Heiden vom Süden her in's Innere vor durch die Ausdehnung, welche die Kolonialstaaten Englands erfahren, namentlich seit die Auffindung von

Diamanten und Gold (1870) eine größere Zahl Weißer in's Land zieht. Sie bestehen aus dem den Holländern 1806 abgenommenen Kapland, zu welchem nach drei schweren Kriegen Kafirländer (wie Natal 1842) hinzugefügt wurden. Von den ausgewanderten Bauern holländischer Abkunft wurden dann zwei Freistaaten unter Betschuanenstämmen gegründet, deren einer, Transvaal s. 1852, die Eingeborenen so ungeschickt behandelte, daß die Engländer, um einen allgemeinen Farbenkrieg zu verhindern, 1877 ihn einfach annektirten. Der andere, Oranje Freistaat s. 1854, besteht noch unter britischer Oberaufsicht; übrigens scheint eine Föderativverfassung sämmtlicher südafrik. Kolonialstaaten im Werke zu sein. Im Osten hat England s. 1873 den Imam von Sansibar zur Bekämpfung des Sklavenhandels vermocht, im Westen 1874 die stolzen Asante besiegt. Verheißungsreich für Ostafrika ist endlich der Umschwung, der sich auf Madagaskar vollzogen hat, obwohl dessen Hauptbevölkerung nicht aus Schwarzen, sondern aus malayischen Stämmen besteht. Englische Missionare sammelten dort s. 1820 unter dem Schutze des begabten Königs Radama I., der die ganze Insel sich unterworfen hatte († 1828), eine kleine Gemeinde, für welche sie die Bibel übersetzten. Dieses Häuflein aber wurde von der blutigen Ranawalona I. 1835—61 grausam verfolgt, mehrte sich jedoch unter allen Stürmen. Ihr Sohn Radama II. 1861—63 gab das Bekenntniß frei, schwankte aber zwischen englischen und französischen Einflüssen haltlos hin und her. Ranawalona II. dagegen ließ sich 1869 taufen und schaffte die Götzen ab; rasch verbreitet sich protestantischer Unterricht über weite Strecken der Insel, während auch die jesuitische Mission volle Freiheit genießt. Die Gefahr aber, welche dem Reiche drohte, von Frankreich unterjocht zu werden, das seit Ludwig XIV. wiederholt seine Ansprüche auf den Besitz Madagaskars geltend gemacht hat, ist durch diese Vorgänge von ihm abgewendet. — Die französische Herrschaft, welche so angelegentlich

sich über die verschiedensten Punkte Afrikas auszudehnen bemüht war, beschränkt sich auf Algerien und Senegambien; und wenn auch hier immer neue Strecken besetzt, erobert oder in ein Schutzverhältniß gebracht werden, wenn auch der Plan verfolgt wird, diese beiden Gebiete durch Unterwerfung der Saharastämme zu einem kolossalen Reiche zu verbinden, zeigen doch die wiederholten Aufstände der fanatischen Muselmanen, sowohl unter den Arabern und Berbern im Norden, als auch unter den schwarzen Pul, Malinke und Wolof im Süden des Senegal, daß hier noch lange nicht auf einen sicheren Besitz zu rechnen ist.

§ 22. Das vatikanische Concil.

Das geräuschvolle Treiben der Neuzeit, die vielverzweigte, immer regere Thätigkeit auf allen Gebieten menschlichen Wissens und Könnens gibt der großen Masse von Namenchristen leicht den Eindruck, als sei in unsern Tagen der Völker beherrschende Einfluß der Religion, im Abendlande wenigstens, völlig erstorben. Wer tiefer blickt, findet, daß dem nicht so ist: die Religion schwimmt allerdings nicht mehr auf der Oberfläche, im innersten Grunde aber bewegt und beeinflußt sie noch immer die Geschicke nicht blos der Einzelnen, sondern auch der Völker; ihr dienen, ihnen selbst unbewußt, auch diejenigen, welche sich ihrer Religionslosigkeit auf's lauteste rühmen. Niemand hat das wohl besser erkannt als die Gesellschaft Jesu, welche vor 100 Jahren scheinbar erloschen, durch ihre stetige unbeschrieene Wirksamkeit an den Höfen, wie durch die kluge Benützung aller irgend für ihre Zwecke verwendbaren Parteien, in den Stand gesetzt wurde, ihren Grundgedanken, die Alleinherrschaft des Papstthums in einem weiten Kreise der Verwirklichung nahe zu bringen. Schon Gregor XVI. verordnete 1836, daß alle geistlichen Orden sich der Leitung durch Jesuiten zu unterwerfen haben; unter der Geistlichkeit aller Länder gaben sie nun den Ton an. Doch hatte derselbe Papst erklärt, an der Kirche

lasse sich nichts verbessern, sie sei das ewig gleiche im Wechsel aller Dinge.

Anders Pio IX. Seit Gaëta (1849) fühlte sich dieser eitle aber muthvolle Mann als Schützling der h. Jungfrau besonders begünstigt, wofür er ihr doch einen Gegendienst erweisen mußte; ohne sich an frühere Lehrer zu binden, erklärte er sie unter Berufung auf „unsere eigene Autorität" 8. Dez. 54 frei von aller Erbsünde, daher ein Priester sie die vierte Person der Gottheit zu nennen wagte. Diese Immaculée conception erschien dann 1858 als eine hohe Frauengestalt einem 14jährigen Mädchen in Lourdes und richtete daselbst ihren Dienst auf. Als das neue Dogma so ziemlich unangefochten durchgieng, fühlte Pio das Bedürfniß, die Welt mit noch weiteren zu beglücken; kam er doch sich selbst beinahe als die fünfte Person der Gottheit vor. In einem „Syllabus" verdammte er 1864 alle Versuche (bes. deutscher Theologen), das Papstthum mit der modernen Civilisation zu versöhnen; er erklärte z. B. die Behauptung vom Recht eines jeden Menschen auf Gewissensfreiheit für Wahnsinn, erkannte der Kirche die Zwangsgewalt noch immer zu, vermöge deren einst Ketzer hingerichtet worden, und bezeichnete die Gleichberechtigung der christlichen Confessionen als einen verdammungswürdigen Irrthum. Noch nie, sagte er, hat ein Papst die Grenzen seiner Gewalt überschritten, noch nie in Sachen des Glaubens oder der Moral geirrt. Er behauptete gegen französische Bischöfe: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben! donnerte in einer Encyclica (Rundschreiben) wie vom Sinai herab gegen alle liberalen Lehren; und feierte 29. Juni 67 das Jubiläum von Petri Martyrium mit nie gesehenen Festen unter dem Zulauf von 500 Bischöfen ꝛc., die ihm unverbrüchliche Treue gelobten. Das Geld dazu lieferte ihm der Peterspfennig, der für ihn in aller Welt gesammelt wurde und bis 1869 schon 271 Mill Fks. eintrug. Damals hat er nicht nur eine Anzahl japanischer Märtyrer um unbewiesener Wunder willen heilig gesprochen,

sondern auch ein Ungeheuer der spanischen Inquisition, den Ketzerbrater Arbues. Leider wollten nur die Kaiser und Könige sich nicht gehörig fügen; Ecuador war eigentlich der einzige Staat nach seinem Herzen. Ein Concil, ließ er merken, sollte zu größerer Einigung verhelfen; und diesem Gedanken stimmten die Bischöfe freudig zu, ohne zu wissen, was es eigentlich beschließen sollte.

Indessen glühte Garibaldi vor Verlangen, das „Vipernest" Rom auszunehmen; der italienische Minister Rattazzi, gebunden durch den Septembervertrag, infolge dessen die französischen Truppen 1866 Rom geräumt hatten (S. 182), konnte ihm freilich eine Unternehmung gegen den Sitz des Papsts nicht offen gestatten; und ein Ministerwechsel hatte die Folge, daß der Freischaarenzug gegen Rom in Florenz sogar verdammt wurde. Dennoch ließ man den alten Haudegen über die Grenze eilen, da er sich denn mit den Päpstlichen einigemal herumschlug. Napoleon aber sandte nun dem Papst ein Heer zu Hilfe, das 3. Nov. 67 bei Mentana auf die schlechtbewaffneten garibaldischen Schaaren stieß. Dort thaten die Chassepots ihre ersten Wunder an den Leibern der italienischen Jugend. Garibaldi zog sich erbittert auf seine Ziegeninsel zurück, und der Minister Rouher versicherte Europa 5. Dez., nie werde Frankreich dulden, daß Italien sich Roms bemächtige. Gegen das Einziehen einer Masse von Klostergütern aber, um dem italienischen Staatshaushalt aufzuhelfen, gab es freilich keine Hilfe. Bald in Florenz, bald in Rom mußte Napoleon beschwichtigen, ohne doch dieses oder jenes ganz für sich zu gewinnen.

Indessen lag dem Papst an, daß der Syllabus feierlich bestätigt und durch Anerkennung seiner Unfehlbarkeit (die er schon 1840 in einer Encyklika ausgesprochen) den Bischöfen der letzte Rest von Selbständigkeit entrissen werde. So schrieb er 29. Juni 68 (an dem Tage, da in Worms ein großes Lutherdenkmal eingeweiht wurde) ein ökumenisches Concil aus, das sich im Dez. 69 in Rom versammeln sollte. Nachdem mittlerweile die tugendhafte Isa-

bella verjagt, Oestreich gelähmt, Napoleon zu Zugeständnissen an die Liberalen genöthigt war, konnte man in der Jesuitenzeitung Febr. 69 lesen, was dieses Concil auszurichten bestimmt war: die Unfehlbarkeit des Papsts, die leibliche Himmelfahrt der Maria, und die Lehren des Syllabus sollten als Glaubenssätze verkündigt werden. Die Spitze dieser Neuerungen war so deutlich gegen Deutschland gerichtet, daß der bairische Minister Fürst Hohenlohe Apr. 69 sich bewogen fand, die Mächte vor den übeln Folgen eines solchen Concils zu warnen; doch sagten die Minister, Beust voran, sie können's abwarten. Die Griechen und die Protestanten wurden im Voraus vom Papst eingeladen sich zu unterwerfen, was sie in verschiedener Weise ablehnten. Die deutschen Bischöfe bemühten sich noch in einem Hirtenbrief von Fulda aus 1. Sept. 69 ihre Herden zu versichern, daß gewiß keine neuen Glaubenslehren eingeführt werden, wogegen das Organ des Papstes auf die Döllingersche Schule in München als den Sitz der deutschen Rebellion gegen das Papstthum hinwies. Uebrigens kamen auch aus Frankreich warnende Stimmen; der edle Montalembert sagte sterbend: Ihr errichtet ein Idol im Vatikan; und Gratry wagte auszusprechen: Gott bedarf eurer Lügen nicht.

Am 8. Dez. 69 wurde das Concil durch eine grandiose Procession eröffnet, in strömendem Regen. Es war zahlreicher besucht als irgend eines der früheren, 779 Kirchenfürsten waren zusammengekommen. Da erschienen die bärtigen majestätisch ruhigen Bischöfe des Morgenlandes neben den feinen Gesichtern gebildeter Engländer, Franzosen, Deutschen und Nordamerikaner, und gar vielen denkfaulen Romanen; apostolische Vikare (d. h. Bischöfe in spe) fanden sich in übergroßer Menge ein, 300 arme Bischöfe waren ganz auf des Papstes Bewirthung angewiesen. Es freute Pio ihnen allen an diesem Tage sagen zu können, „wie nichts stärker sei als die Kirche." Und wenn die Kirche der Papst ist, so erwies sie sich dießmal allerdings stark im Knebeln und Bändigen

aller freien Ueberzeugung und Aeußerung. Kein Concil war je unfreier von seinem Anfang an; und die unerhört gewaltthätige Geschäftsordnung wurde im Fortgang noch beständig verschärft, damit ja keine Debatte stattfinde und die Verhandlungen wie nie zuvor in ein undurchdringliches Geheimniß gehüllt bleiben. Noch in Trient hieß es: die Synode beschließt; diesmal aber im Vatikan: der Papst befiehlt unter Zustimmung des Concils. Und doch erscholl selbst dieser, alles Sprechen und Hören erschwerende Saal von mancher freien unmißverständlichen Rede, die allem Verbot zum Trotz weit hinausgetragen wurde. Der Kroate Stroßmayer brachte seinen Gedanken vor, wie Papstthum und Kardinalskollegium universalisirt, d. h. auch Nichtitalienern zugänglich gemacht werden sollten, weil die übertriebene Centralisation das Leben der Kirche ersticke. Er vertheidigte die Protestanten gegen die Behauptung, daß alle grundstürzenden Irrthümer von ihnen ausgehen, und bewirkte, daß ihre Lehre nicht in einem Athem mit Atheismus und Materialismus als „gottlose Pest" bezeichnet wurde. Die meisten deutschen, östreichischen, ungarischen, französischen Bischöfe, dazu viele Italiener, Portugiesen, Nordamerikaner gehörten zur Opposition; während die Mehrzahl der Versammlung die kleinere Hälfte der katholischen Welt vertrat. Aber im ganzen Verlauf bewahrheitete sich, was Pio einmal lächelnd bemerkte: „die erste Zeit eines Concils gehört dem Teufel, die zweite den Menschen, die dritte dem heiligen Geist" (d. h. dem Papste).

Die theologisch gebildete Minderheit war von Anfang an gespalten, wie denn hier das alte Lob der katholischen Einigkeit vor den Kämpfen, die jeder Tag brachte, in Nichts zerstob. Im Grunde traute doch keiner dem andern, und keinem war es ein rechter Ernst. Jeder wollte auch dem Papst gefallen, daher viele ihn versicherten, sie glauben an seine Unfehlbarkeit, nur halten sie die Lehre nicht für opportun (zeitgemäß). 400 Bischöfe baten schon 22. Jan. 70 um die Dogmatisirung dieser Lehre,

150 reichten eine Gegenbitte ein; so wurde keine von beiden Adressen angenommen. Allmählich verstanden sich doch immer mehrere, beizustimmen, daß kein Staatsgesetz gelte, wenn es einer Kirchensatzung widerspreche; daß päpstliche Verordnungen keiner Bestätigung der weltlichen Macht bedürfen; daß niemand gegen einen Entscheid des Papstes an ein Concil appelliren dürfe; daß die volle Gewalt über die gesammte Kirche nicht nur in Sachen des Glaubens und der Sitten, sondern auch der Disziplin und der Regierung der über den Erdkreis ausgebreiteten Kirche ihm zustehe, und diese seine Gewalt sich über jeden einzelnen erstrecke. Man ließ sichs auch 24. Apr. gefallen alle Wissenschaft unbedingt der kirchlichen Autorität zu unterwerfen; unbequeme historische Forschungen waren damit beseitigt. Er sagte ja: die Tradition bin ich. So hatte man denn nicht mehr weit dazu, ihm auch diejenige Unfehlbarkeit beizulegen, die bisher den allgemeinen Concilien zugeschrieben worden war. Pio kannte seine Leute und köderte sie; etliche (orientalische) Bischöfe setzte er gar gefangen; den Fürstbischof von Breslau hinderte die Polizei am Antreten einer Erholungsreise; und wie gaudirte es den Papst, die Deutschen die Glut des römischen Sommers fühlen zu lassen! Auf einer Spazierfahrt versuchte er einem Krüppel zu sagen: Steh auf und wandle! doch ohne daß es gelang dem Petrus seine Heilungswunder nachzumachen, wenn auch ein Bischof ihn die letzte Menschwerdung Gottes nannte. Endlich am 13. Juli, da eine Probeabstimmung gehalten wurde, stimmten 451 Bischöfe für das göttlich geoffenbarte Dogma, „daß der Papst, wenn er ex cathedra eine Glaubens- oder Sittenlehre verkündet, kraft göttlicher Verheißung an Petrus (Luc. 22, 32.) mit derselben Unfehlbarkeit ausgestattet ist, welche der Erlöser seiner Kirche verleihen wollte, und daß daher die Bestimmungen des römischen Oberpriesters unverbesserlich sind.“ Nur 88 sagten non placet, 61 gaben ein bedingtes placet ab, 100 enthielten sich des Stimmens. Noch versuchten Ketteler und andere Bischöfe einen Fuß-

fall bei dem eingebildeten Greisen, vergebens! Das neue Dogma war schon gedruckt, ein Rückschritt also unmöglich. Am 18. Juli wurde unter Blitz und Donner im plötzlich verfinsterten Saal durch den zitternden Papst unter Beistimmung von 533 Bischöfen die neue Lehre promulgirt; nur ein Italiener und ein Amerikaner sagten: non placet. Die müden Prälaten durften nun abreisen, die opponirenden 115 waren, um nicht der Sitzung beizuwohnen, schon zuvor abgefahren mit einem Protest — den sie nach und nach alle zurücknahmen.

Das Concil war eigentlich nur vertagt; doch fragte es sich, da zugleich Napoleon an Deutschland den Krieg erklärte, auf wie lange! Im Grunde hatte es ja sich selbst für unnöthig erklärt, da die Bischöfe den letzten Rest ihres Antheils an der Kirchenleitung geopfert hatten. Die nächste Folge war, daß Oestreich 30. Juli das Concordat für verfallen und abgeschafft erklärte. Mai 74 wurde es völlig aufgehoben. Doch durften die Bischöfe die vatikanischen Dekrete officiell verkündigen; allzuweh will man hier dem Papste einmal nicht thun.

Weiter begab es sich, daß Frankreich anderswo seine Truppen brauchte und Rom räumte. Da Napoleon erlag, ließ Viktor Emanuel seine Bataillone, statt nach Deutschland nach Rom marschiren. Unter dem Jubel der Bevölkerung drangen sie 20. Sept. in die Stadt ein und sofort wurde eine Abstimmung beliebt. Nur 1507 Römer wünschten, daß der Papst sie auch noch ferner regiere, 133,681 dagegen verlangten, mit dem neuen Königreich vereinigt zu werden (2. Okt.). So war also der Wunsch der gebildeten Italiener durch eine seltene Gunst des Glücks verwirklicht: Die klägliche Siebenherrschaft des getheilten Landes hatte ihr Ende erreicht, und die alte Siebenhügelstadt ward die Hauptstadt des vereinigten Reiches. Ungehört verklang der Protest Antonellis. Nur der Stadttheil jenseits der Tiber mit der Peterskirche und dem Vatikan verblieb dem Papste, der sich seither darin gefällt, in seinem zusammengeschmolzenen Ländchen den

Gefangenen zu spielen. Zugleich mit der italienischen Regierung kehrten auch die Bibel, der Protestantismus, die freie Presse und Schulunterricht in Rom ein, um in diese, lange des Prüfens überhobene Bevölkerung neue Gedanken hineinzuwerfen. Als der König 2. Juli 71 in die Stadt kam, wurde er mit Frohlocken begrüßt; er schlug im Quirinal seinen Sitz auf und seine Regierung richtete sich immer ungenirter in den einst geistlichen Bauten ein. Der Papst äußerte demüthig: es ist alles „verloren, nur ein Wunder kann uns retten."

Dieses Rettungswunder herbeizuführen, vereinigte der Jesuitenorden sofort alle Kräfte. Er bildete klerikale Parteien in allen Ländern, welche die feindlichen Regierungen stürzen und dereinst die weltliche Macht des Papsts und seine unbedingte Herrschaft über die Christenheit herstellen würden. In Italien bleibt nicht nur der König Sr. Heiligkeit ergebenster Sohn, sondern auch der junge Staat fürchtet den Greis im Vatikan. Man hat freilich der Kirche ihre Güter genommen, die Finanznoth drängte dazu; im Uebrigen lebt man ihr zu willen und läßt sich viel von ihr gefallen. Im J. 67 war z. B. die obligatorische Civilehe eingeführt worden; dem ungeachtet werden Tausende von Ehen nur in der Kirche besiegelt, und die Uebertreter des Gesetzes bleiben ungestraft. Der Finanzminister bestund darauf, den Priestern keinerlei Unannehmlichkeiten zu machen, damit diese nicht im Beichtstuhl die Steuerdefraudation leichthin absolviren. Ueberaus schonend abgefaßte Garantiegesetze vom Mai 71 regeln die unabhängige Stellung des Papstes in zuvorkommender Weise und geben den von ihm ernannten Bischöfen freie Hand, in der Kirche zu schalten, auch ohne daß sie dem Könige Treue schwören. Und Bischöfe, die ihre eigene Ernennung dem Staate nicht einmal angezeigt, ernennen frischweg und unbeanstandet die ihnen beliebigen Pfarrer; sie leiten auch die Erziehung des Klerus, denn die theologischen Fakultäten sind aufgehoben. Der Papst nimmt die vom Staat angebotene Civilliste nicht an, sondern be-

gnügt sich mit den freiwilligen Gaben der Gläubigen; die Bischöfe aber ermahnt er, den Staatsgesetzen so wenig als möglich zu gehorchen. Er hofft früher oder später auf die Rückkehr auch der von ihm unablässig verfluchten Fürsten und Staatsmänner Italiens. Mittlerweile muß er zusehen, wie auch in Rom protestantische Schulen und Kirchen sich nach einander erheben.

Weil sodann der Papst über alle den Concilbeschlüssen Widerstrebende den Bann verhängte, fügten sich die Bischöfe und bedrohten jeden, der seine frühere Ueberzeugung festhielt, mit der Exkommunikation. Um den greisen Professor Döllinger in München aber scharten sich nun viele gebildete und gemäßigte Katholiken, welche hinfort den Namen der Altkatholiken trugen und theils die Unfehlbarkeit der wirklich allgemeinen und freien Kirchenversammlungen festhielten, also beim Tridentinum (III, 79) beharrten, theils den Protestanten sich noch weiter näherten. — Auf einem Congreß in München Sept. 1871 erklärten 260 Altkatholiken, sie halten fest an der alten Verfassung der Kirche und wollen die Bischöfe nicht aus der selbständigen Leitung derselben verdrängen lassen. Schade daß bis jetzt nur 87 Gemeinden mit etwa 40000 Seelen sich für diese Richtung erklärt haben! Zum Bischof wählten sie 1873 den Dr. Reinkens, den ein Utrechter Bischof weihte. 70000 Altkatholiken der Schweiz haben s. 76 einen Bischof Herzog, und bekämpfen auch den Zwang des Cölibats und der lateinischen Kirchensprache.

Eine andere Folge der Concilsbeschlüsse war die Lockerung des Bandes, das Rom mit Theilen der orientalischen Kirche verknüpfte. So hatte sich eine Fraction des armenischen Volkes (S. 155) an Rom und Frankreich angelehnt; darunter waren Patrioten, die in Wien und Venedig sich auf die Pflege der armenischen Sprache und Literatur legten und Keime abendländischer Bildung in ihren Landsleuten pflanzten und hegten. Das Dogma der Unfehlbarkeit empörte alle Gebildeten; sie wehrten sich also gegen den ihnen vom Papst aufgedrungenen Patriar-

chen Hassun. Im Mai 72 wurde den Armeniern in Stambul erlaubt, ohne Rücksicht auf Rom einen Patriarchen zu wählen; im Aug. sagte sich der chaldäische Patriarch von Babylon mit seinen Erzbischöfen vom römischen Stuhle los ꝛc. Aehnliche Bewegungen durchzittern die katholischen Gemeinden in ganz Vorderasien; überall stehen dort den Römlingen Altkatholiken gegenüber, welche für die Bewahrung nationaler Selbständigkeit kämpfen.

Indessen ernannte der Papst den h. Joseph Dez. 70 zum Schutzpatron der Kirche und feierte 1871 und 77 die Feste seiner 25jährigen Regierung und 50jährigen Bischofsweihe mit der Selbstzufriedenheit eines Mannes, der länger als irgend einer seiner Vorgänger und durch stürmischere Gewässer das Schifflein der Kirche geleitet hat. Zweifelsohne hat das Erlöschen des Kirchenstaats den Papst zu einer Macht erhoben, welche durch die Rücksichtslosigkeit, womit sie ausgeübt wird, alle Staaten herausfordert.

§ 23. Napoleon III. im Krieg mit Preußen.

Während Maximilian in Mexiko seinen Todeskampf ausfocht, veranstaltete sein Beschützer in Paris 1867 die große Weltindustrieausstellung, zu welcher die Monarchen von Rußland, Preußen, Belgien, ja auch der Sultan sich einfanden. Der Reichthum, Geschmack und Luxus Frankreichs feierten da ihren höchsten Triumph; minder gewiß blieb, ob wie Napoleon rühmte, die fremden Gäste Eintracht, Freiheit und Friedensliebe vorfanden; den Kaiser von Rußland hätte um ein Haar 4. Juni 67 in Paris eine polnische Kugel getroffen. Am lautesten bezeugten die fortwährenden Kriegsrüstungen, wie wenig Napoleon selbst an festen Frieden glaube. Seine Obersten fühlten Sadowa als eine unerträgliche Schmach; fragte man nach dem Grund, so hieß es: „Die Preußen haben Oestreich schneller und vollständiger besiegt als wir. Also Rache für Sadowa!"

Unter den maßlosen Ausfällen auf seine Politik wurde

Napoleon immer verzagter. Die gemäßigten Liberalen zu gewinnen, gestattete er 1868 dem Parlamentarismus eine freiere Bewegung und ließ sogar Dezember 69 den früheren Führer der Opposition, Ollivier, ein Ministerium bilden, das eine konstitutionelle Regierungsweise einführen sollte. Dennoch hatten viele Franzosen am Kaiserthum genug. Uebermüthige Gewaltthaten, von des Kaisers Vettern verübt, schürten den Haß. Er bat also das Volk um einen neuen Beweis seines Zutrauens zu ihm und seiner Dynastie, worauf am 8. Mai 70 mehr als 7 Mill. durch die Priester gegängelter Franzosen für ihn stimmten, nur 1½ Mill. gegen ihn, darunter freilich auch Paris und ¼ der Armee. Sein Minister mußte 30. Juni feierlich erklären: „Nie war der Friede Europas gesicherter als in diesem Augenblick." — Aber Napoleon, schon vom Blasenstein geplagt, konnte doch seinem Sohne den Thron nur hinterlassen, wenn er erst Frankreich durch erweiterte Grenzen befriedigt hätte. Die Jesuiten stellten auch die Zerschlagung Deutschlands als eine Nothwendigkeit hin und Eugenie traute ihnen den sichersten Scharfblick zu. Jetzt noch konnte man vielleicht Süddeutschland mit Hilfe der Patrioten und Demokraten von Preußen ablösen; bald mußte das unmöglich werden. Und Preußen war daran, einen verbesserten Hinterlader einzuführen; den durfte man nicht abwarten. Also harrte Napoleon noch immer schwankend und rüstend, nach Bundesgenossen suchend, des rechten Augenblicks.

Am 6. Juli 70 beantwortete der auswärtige Minister, Herzog von Gramont, die Anfrage der Kammer, ob Frankreich die Wahl eines Hohenzoller Prinzen für den spanischen Thron sich gefallen lasse, mit einer gegen Preußen so beleidigenden Rede, daß ganz Europa überrascht aufschaute. Man werde nicht dulden, daß eine fremde Macht einen ihrer Prinzen auf den Thron Karls V. setze und das Gleichgewicht Europas störe. Aber dieser Hohenzoller hatte ja kein Erbrecht auf den preußischen Thron und war den Napoleoniden näher verwandt als

dem brandenburgischen Königshause (S. 228)! Graf Benedetti mußte spornstreichs Wilhelm I. im Bad Ems aufsuchen und ihn bearbeiten; und am 12. Juli hörte man, Prinz Leopold verzichte auf seine Kandidatur, weil er um seiner Person willen Deutschland in keinen Krieg stürzen wolle. Ollivier triumphirte bereits: „wir haben alles erreicht, was wir wollten; der Zwischenfall ist erledigt.“ Aber er hatte sich geirrt. Am 13. lächelte Eugenie vergnügt: „Endlich hab ich meinen kleinen Krieg, der kurz und glorreich sein wird;“ der Rath der Jesuiten drang nach vielen Schwankungen am 14. durch. Gramont forderte vom König, daß er keinem Hohenzoller je gestatten werde, den spanischen Thron zu besteigen, Benedetti wurde ermahnt den König zu brüskiren. Dieser hatte aber dem Botschafter nichts weiteres mehr mitzutheilen und verwies ihn für alle fernere Verhandlungen an seine Minister in Berlin. Am 15. verkündigten Ollivier und Gramont „mit leichtem Herzen“ der Kammer, daß der Krieg gewiß sei, und zwar weil Benedetti beschimpft worden sei, wovon dieser selbst nichts wußte. Der Kriegsminister Leboeuf aber beantwortete die Frage: sind wir auch bereit? mit einem neuen Wort: „archipret (überbereit) bis auf den Gamaschenknopf hinaus!“ Umsonst verlangte Gambetta Vorlegung der beleidigenden Depesche, umsonst warnte Thiers vor Ueberstürzung. In wahnwitziger Verblendung wünschte man sich Glück zum Spaziergang nach Berlin, und groß war der Jubel in den Städten, ungeheuchelt aber die Betrübniß des Landvolks.

Sehr ernst sahen die Deutschen drein; aber einiger als je jubelten sie dem vielgeprüften Könige aller Orten zu, wie er nach Berlin zurückeilte und dort eine Stunde nach Eröffnung des Reichstags 19. Juli die französische Kriegserklärung in Empfang nahm. Unerhörterweise, sagte Bismarck, war diese das einzige Schriftstück, das dem Zusammenstoß zweier Völker vorangieng. Wunderbar traf sie zusammen mit der Kriegserklärung, die am gleichen Tag von Rom ausgieng. Zwar in Baiern

stimmten 47 Ultramontane gegen alle Betheiligung am Krieg, aber König Ludwig II. hielt fest zu Preußen; die Württemberger und Hessen erklärten sich noch vor ihren Ministern für's Mithalten. Wilhelm konnte sich vor seinem Volke auf die unzweideutige Thatsache berufen, daß man ihm das Schwert in die Hand gezwungen habe; einstimmig freuten sich die Abgeordneten, daß ihr König die freche Zumuthung zurückgewiesen, hofften, „auf der Wahlstatt den Boden friedlicher Einigung für's ganze Volk zu finden," und verwilligten die nöthigen Mittel. Einstimmig nämlich, wenn man zwei Sozialdemokraten Bebel und Liebknecht abrechnet, welche sich der Abstimmung enthielten. Der Geist von 1813 erwachte wieder und flog durch alle deutsche Gaue.

Aber wird Preußen Süddeutschland schützen können, das jedem Einfall aus dem Elsaß offen liegt? Das war eine Frage, die schon längerher viele Herzen und Federn bewegt hatte. Ehe ein Norddeutscher zu helfen vermag, kann ja ein französisches Heer schon in den Schwarzwald eindringen! rief die Ungeduld. Nur gemach! Die Grenze wurde nicht überschritten, hatte doch Napoleon nur über 220,000 Truppen zu verfügen. Verbündete fand er nirgends; ja, wenn er erst nach München vorgedrungen wäre, wollte freilich Oestreich sich zu ihm schlagen; für diesen Fall stand aber Rußland warnend an der Grenze. Außerhalb Wiens waren jedenfalls die Deutschöstreicher und Ungarn dem Zusammengehen mit Frankreich abgeneigt. Italien hätte um den Preis von Rom mitgekämpft; aber Napoleon hatte es überrascht. Dänemark hätte sich erhoben, wenn die französische Flotte, die 28. Juli ankam, ein Landungsheer mitgebracht hätte; aber dieses fehlte und Rußland gebot ihm Ruhe. Napoleon stand also sehr isolirt da. Uebrigens wußte Moltke, daß Frankreich selbst nicht schlagfertig war, so übereilte er sich nicht mit Beschützung der Grenze.

Konnte aber Napoleon den Feind einen Monat lang aufhalten, so waren ihm Bundesgenossen gewiß. Nament-

lich Viktor Emanuel, freilich blos um den Preis von Rom. Also näherte sich der Kaiser mit zwei verzettelten Heeren der deutschen Grenze: im Unterelsaß stand Macmahon, der Held von Magenta (S. 176) mit dem kleineren (50,000), um Metz sammelte sich das größere (150,000), das er selbst mit Leboeuf führen wollte. Am 2. Aug. drang er mit drei Divisionen gegen Saarbrücken vor, die erste preußische Stadt, im Thal gelegen, und darum nicht haltbar. In zwei Stunden war der Sieg erfochten, in welchem sein 14jähriger Louis „die Feuertaufe erhielt und so ruhig blieb, daß die Soldaten Thränen vergoßen;" die 900 Preußen, welche dort belassen waren, zogen sich zurück und die Franzosen besetzten die Stadt. — Indessen waren die drei deutschen Heere regelrecht herangezogen, das erste (85,000 M.) unter Steinmetz hinter Saarbrücken, das zweite (220,000 M. im Centrum) unter Friedrich Karl, das dritte mit den Süddeutschen (180,000 M.) unter dem Kronprinzen am Oberrhein. Eine vierte Armee unter Vogel von Falkenstein sollte die Küsten gegen die mächtige Panzerflotte des Feindes schützen (die aber bald unverrichteter Dinge heimkehrte). Der König selbst übernahm 2. Aug. in Mainz das Kommando über die gesammten deutschen Streitkräfte. Am 4. August drang Kronprinz Fritz mit Baiern und Preußen über die Lauter, erstürmte Weißenburg sammt dem dahintergelegenen Gaisberg und nahm 1000 unverwundete Feinde, darunter viele der gefürchteten wilden Turkos gefangen. Sein Gegner Douay fiel auf dem Schlachtfeld. Das war ein glückverheißender Anfang für die Deutschen. Darauf verschanzte sich Macmahon auf den Höhen hinter Wörth; am 6. aber wagten sich bairische und preußische Plänkler immer weiter gegen ihn vor, woraus gegen den Wunsch der Führer eine Schlacht wurde. Fritz hieß sie abbrechen, aber Gen. Kirchbach entschied sich, um größere Verluste zu vermeiden, für Behauptung des gewonnenen Bodens; seine Preußen standen fest, bis die fernerstehenden Korps herangezogen waren.

Es folgte ein mächtiges Ringen auf der ganzen Linie, umsonst opferte sich die französische Reiterei, um Luft zu machen; Abends wurde durch die bairische Erstürmung von Fröschweiler und die Ankunft der Württemberger der Rückzug der Franzosen zu wilder Flucht. Macmahon ließ an 10,000 Gefangene zurück, sammt seinem üppig ausgestatteten Zeltlager, und floh eiligst durch die Vogesen. — Dieser Schlag von „Reichshofen" aber wirkte um so überwältigender auf die Pariser, als gleichzeitig auch die Nachricht von der Verdrängung aus Saarbrücken einlief. Gen. Frossard räumte nämlich diese Stadt und hielt nur die steilen Höhen von Speichern besetzt. Am 6. Nachmittags aber merkten Theile der ersten Armee den begonnenen Rückzug des Feindes und stürmten an; der Kanonendonner lockte weitere preußische Divisionen herbei. Kameke und Göben übernahmen ihre Leitung, überflügelten und warfen endlich, freilich mit großen Opfern, den überlegenen Feind aus einer für uneinnehmbar gehaltenen Stellung. Frossards Korps war fast aufgelöst; 2000 unverwundete Gefangene zeugten von seiner Demoralisirung; ungeheure Vorräthe fielen in die Hände der nachsetzenden Preußen. Es war ein tollkühn errungener Sieg, der dem Hauptquartier wenig gefiel, den Franzosen aber einen so panischen Schrecken beibrachte, wie eine besser berechnete Schlacht es kaum vermocht hätte. Betäubt berichtete der Kaiser von diesen Schlägen, welche das Land bis zur Mosel den Deutschen überlieferten und wohl geneigte Bundesgenossen vom Hervortreten abschreckten. In Paris mußte der Belagerungszustand verkündigt und der gesetzgebende Körper einberufen werden, von dem der Minister sogleich eine Massenaushebung verlangte. Dagegen forderte Favre, daß dem untüchtigen Kaiser der Oberbefehl abgenommen werde, Keratry verlangte schon, daß er abdanke!

Der greise Montauban, Graf von Palikao, berühmt durch chinesische Großthaten (S. 168), wurde von der Kaiserin mit der Bildung eines neuen Ministeriums

beauftragt (wie klein waren doch schon die Ollivier und Gramont geworden!); das Oberkommando der „Rheinarmee“ gieng vom Kaiser am 12. Aug. auf den Marschall Bazaine über. In der gewaltigen Moselfestung Metz und um ihre vier Forts her lag nun die französische Hauptarmee, gegen welche „der rothe Prinz“ (so hieß man Friedrich Karl) den Hauptstreich führen sollte. Er setzte mit dem Centrum in Pont a mousson über die Mosel. Von der Golz aber bemerkte, daß der Feind schon das rechte Moselufer räume, und griff, ihn aufzuhalten, mit dem Vortrab der ersten Armee hastig an 14. Aug. Daraus wurde die hitzige Schlacht von Colombey-Nouilly, da ein Schützengraben um den andern gestürmt werden mußte bis in die Nacht hinein. Die französische Armee wurde dadurch so festgehalten, daß sie erst am 15. den Abzug nach Westen antreten konnte. Aber bei Vionville und Mars la tour fiel ihr am 16. von Süden her der rothe Prinz in die Flanke, nachdem nur der Kaiser noch sicher Verdun zu abgefahren war; die ihm nachmarschirenden Franzosen mußten sich links wenden und 12 Stunden lang die Angriffe der müden, nach und nach eintreffenden Preußen aushalten. Noch nie sind solche Reitermassen zusammengestoßen wie an diesem Tage; eine Kavalleriebrigade wurde, um der bedrängten Infanterie Luft zu schaffen, fast ganz geopfert; als die durchschossene Trompete nach dem Todesritt die Uebrigen zusammenrief, fanden sich statt elf noch drei Züge ein. Aber von den nächsten zwei Straßen nach Verdun waren die Franzosen glücklich abgedrängt, und ihr Verlust war ebenso groß wie der des deutschen Heeres in dieser (seit Waterloo) „blutigsten Schlacht der Neuzeit“ (je 16,000 M.). Von den Abzugsstraßen blieb also den Franzosen nur noch die nördlichste, wenn man sie ihnen nicht verlegte. Darauf eben war aber der König bedacht und zog alle erreichbaren Korps heran. Am 18. war's klar, daß der Feind den Abmarsch aufgegeben und auf dem Höhenzug vor Metz sich tüchtig verschanzt hatte. Die Preußen giengen allerwärts

auf diesen los, dem ersehnten Paris vorerst den Rücken bietend; der König selbst leitete ihre Korps von der Höhe bei Gravelotte. Es war die erste Schlacht des Kriegs, die nach genauer Anordnung der beiderseitigen Führer geliefert wurde. Erst mit der Nacht schwieg das Feuer, nachdem der Feind von jeder Verbindung mit Paris abgeschnitten, von allen Höhen in seine Festung zurückgeworfen war. Freilich mit welchem Opfer von Heldenblut! 20,000 Deutsche waren gefallen gegen 13,000 Franzosen. Denn diese, gut gedeckt auf ihren Hügeln, hatten verzweifelt gefochten und selbst die preußische Garde durch ihr Schnellfeuer zum Stillstand genöthigt, bis durch grobes Geschütz einem neuen Anlauf rechts gehörig vorgearbeitet war; sie hatten noch nach 7 Uhr einen mächtigen Vorstoß links gewagt, und wurden erst durch die jetzt endlich anrückenden Pommern der ersten Armee vollständig geworfen. Drauf sprengte Moltke zum König und verkündigte den Sieg; der greise Fürst war 30 Stunden lang nicht aus den Kleidern gekommen; jetzt durfte er ruhen. Durch diese drei Schlachttage aber, obgleich Bazaine wenigstens zwei derselben als Siege ansprach, war das Schicksal seiner Armee im Wesentlichen entschieden. Der rothe Prinz blieb dort, sie so zu umstellen, daß nichts hinein, nichts heraus könne, bis der Hunger sein Werk gethan hätte.

Obgleich man in Paris von dieser großen Mausfalle noch nichts hörte, vielmehr um der Siege willen jubelte, fürchtete man sich doch so stark vor preußischen Spionen, daß nun überall die Deutschenhetze begann. Mit unglaublicher Härte wurden längst in Frankreich angesiedelte Fremde, darunter viele, die nur französisch sprachen, über die Grenze gejagt, der Schweiz oder Belgien und England zu. Das hinderte freilich nicht, daß sich das mittlere Frankreich immer mehr mit Deutschen füllte, welche auf die Hauptstadt losdrangen, stets die Kavallerie voran, welche die Bewegungen der Heeressäulen mit einem dichten Schleier umgab. Das Lager bei Chalons, wo Macmahon seine Armee wieder organisirte, war das Ziel des

Kronprinzen; und während die erste und zweite Armee ihren Hauptbestandtheilen nach um Metz gelagert blieben, wurde doch davon eine vierte, die Maasarmee, abgezweigt, und unter den sächsischen Kronprinzen gestellt, der also seine Sachsen und die preußische Garde kommandirte und nördlich durch den Argonner Wald führte. Wie wunderte sich aber Fritz, ja und auch Moltke, als plötzlich die Nachricht kam, das Uebungslager von Chalons sei geräumt und zwar ziehe sich Macmahon nicht wie beschlossen auf Paris zurück! Er sollte nach Palikaos Weisung und dem Wunsche seines Oberbefehlshabers Bazaine letzterem zu einem Durchbruch verhelfen, sonst drohe in Paris die Revolution. Am 25. Aug. wußtens die dritte und vierte Armee, daß der Weg vorerst nicht nach Paris gehe, sondern querfeldein der belgischen Grenze zu, und da mußte scharf marschirt werden, in der Richtung auf die Maasfestungen Sedan und Mezieres, unter Regen und Strapazen jeder Art. Aber Macmahon schien sich nicht zu beeilen, nur schwerfällig bewegte er sich vorwärts.

Am 30. Aug. wurde bei Beaumont ein französisches Lager überrascht und Raucourt von den Baiern erstürmt, womit der Entsatzarmee der Weg nach Metz verlegt war. So suchte sie sich an die Festung Sedan anzulehnen. Fritz vollendete (31.) die Umgehung des Feindes, und am 1. Sept. schloß sich in ausdauernden Kämpfen der eiserne Ring immer enger um Macmahon; 330,000 Mann rangen da fast im Kreise, unter den Augen des Königs, der auf der Bergkuppe über Donchery, westlich von Sedan, das Schlachtfeld überschaute. Gräßlich war schon in der Frühe und bis zum Mittag der Kampf der Baiern um Bazeilles, wo ihnen nicht nur die Marineinfanterie heldenmüthig widerstand, sondern auch die Bauern aus Dach- und Kellerlucken feuerten, bald die Gewehre wegwarfen und pardon! riefen, bald die, welche ihrer geschont hatten, hinterrücks tödteten, ja Weiber in ihrer Wuth Verwundete in die Flammen brennender Häuser schleiften ꝛc.; das ganze Dorf sank in Asche. Nordöstlich von

Sedan versuchte die französische Infanterie verzweifelte Vorstöße bei Illy. Macmahon verwundet, gab das Kommando an Ducrot, dann an Gen. Wimpffen ab, der kaum erst aus Algier angelangt war; stundenlang hielt der Kaiser im Granatfeuer der Sachsen und der Garde aus. Als aber um 2 Uhr sich die Spitzen der beiden deutschen Armeen hinter den Franzosen berührten, ritt er langsam nach Sedan zurück; ihm folgten massenweise die Geschlagenen, bis das ganze Heer, soweit es nicht auf der Wahlstatt lag oder gefangen (über 25,000 Mann) fortgetrieben wurde, sich im Geschützbereich der Festung zusammendrängte; zersprengte Splitter flohen der belgischen Grenze zu. Der letzte Durchbruchsversuch Wimpffens scheiterte an der Festigkeit der Baiern. — Um 5 Uhr ruhten die Waffen; weil sich aber keine weiße Flagge blicken ließ, begann man Sedan zu beschießen. Endlich kommt der Parlamentär und bringt ein Schreiben des Kaisers: da er den Schlachtentod nicht habe finden können, lege er dem König seinen Degen zu Füßen! Wimpffen mußte kapituliren.

Am 2. Sept. begegneten sich die Monarchen; Napoleon wurde auf die Wilhelmshöhe bei Kassel geschickt, einst in Jerome's Tagen Napoleonshöhe genannt; 84,000 Franzosen gaben sich gefangen, darunter 3000 Offiziere. Innerhalb dreier Tage hatte die Macmahon'sche Armee von 140,000 Mann ihr Ende gefunden. Tief bewegt telegraphirte Luisens Sohn an seine Gemahlin: „Welch eine Wendung durch Gottes Führung!

§ 24. Die Republik im Krieg mit Preußen.

Die regelmäßige Armee des Kaiserreichs war schadlos gemacht bis auf Vinoys Corps von 25,000 Mann, das eiligst sich aus Mezieres nach Paris zurückrettete; Macmahons Truppen marschirten in die deutschen Festungen, und Bazaine's Macht war cernirt, d. h. von einem immer festeren Schanzengürtel umschlossen. Zwar suchte er diesen bei Noisseville, wo die Cernirung am schwächsten war, 31. Aug. zu durchbrechen, aber die Ostpreußen standen

fest und Manteuffel jagte den Feind nach 36stündigem Kampfe in die Festung zurück, wo Hunger und Krankheit bald die Widerstandskraft brechen mußten. Denn für die Festungen des Landes war kaum gesorgt worden, weil man ja nach Berlin wollte. Kunst und Natur hatten sich vereint, aus Metz einen fast uneinnehmbaren Waffenplatz zu schaffen; seit es die Franzosen inne hatten (III, 66. 68) galt es für eine jungfräuliche Feste; doch waren die Außenforts noch nicht ganz vollendet, und ausreichenden Proviant einzulegen, hatte man hier wie in Straßburg nicht für nöthig gehalten.

Paris indeß wogte, brandete vor Scham und Ueberraschung. Als Palikao zwar nicht die wahre Lage der Dinge, doch wenigstens die Gefangennahme Napoleons „mit 40,000 Mann" eingestand, wagte Jules Favre auf Absetzung des Kaisers und seiner Dynastie anzutragen; andere wollten anderes; draußen aber erscholl es immer lauter: es lebe die Republik! Sie erstand wie von selbst durch die Eingeschüchtertheit der kaiserlich Gesinnten; der jugendlich-feurige Gambetta proklamirte sie vom Stadthaus und theilte sich mit Advokaten und Journalisten in die höchste Gewalt. Um ein Haar wäre schon die Commune ausgerufen worden; der bisher gefangene Ordnungsfeind Rochefort kam wenigstens in die Regierung. Natürlich zertrümmerte man nun eiligst alle Bilder und Büsten Napoleons, behielt aber nach lebhaftem Wortwechsel die Tricolore bei. Die Kaiserin sah sich von Jedermann verlassen, auch vom Gen. Trochu, dem Napoleon den Oberbefehl über die Wehrkräfte in Paris anvertraut hatte; Eugenie floh aus den Tuilerien verkleidet nach England, wo sie ihren über Belgien geflüchteten Sohn bereits vorfand. Das war die unblutige Revolution vom 4. Sept., die jedenfalls alle Hoffnung auf östreichische und italienische Hilfe vernichtete. Die Kammer trat einfach ab. Die sich zunächst an die Spitze stellten, nannten sich „die Regierung der Landesvertheidigung." Trochu (geb. 1815), besonders als einsichtiger und ehrlicher Kritiker

der Armeeorganisation und durch seinen Ausspruch (im Juli) bekannt, „Kaiserreich und Heer gehen durch Ueberstürzung sicherem Verderben entgegen," wurde zum Präsidenten ernannt; der schwungreiche Advokat und Gefühlsrepublikaner Favre (geb. 1809) zum Vicepräsidenten. Doch war wohl Gambetta (geb. 1838), der die Sorge für das Innere übernahm, die bedeutendste Kraft unter diesen neuen Männern; ihn juckte es schon als Diktator auch den Krieg zu leiten. Indessen wollte nicht das ganze Frankreich sich unter ihre Fittiche begeben; in Lyon erhob die rothe Republik das Haupt und der abenteuernde Offizier Cluseret stellte sich an die Spitze des dortigen Pöbels; seine Emissäre gewannen auch in Nîmes die Oberhand, während der Demagog Esquiros von Marseille aus eine „Liga des Südens" organisirte, in Toulouse ein Wohlfahrtsausschuß die Bürger terrorisirte &c.. Im Westen erstand eine royalistische Liga. Allmählich aber siegten die Gemäßigten und setzten den Anschluß an die Eine Republik (Gambetta's) durch.

Der erste Ruf war nun nach Frieden, aber es mußte ein ehrenvoller sein: „Wir werden keinen Finger breit Erde, keinen Stein unserer Festungen abtreten," erklärte Favre. Ganz Frankreich behauptete, nur der Kaiser, der die edle Nation corrumpirt, habe den Krieg gewollt, nur er sei verantwortlich dafür; der Dichter Victor Hugo aber, von Napoleon verbannt und jetzt eben zurückgekehrt, warnte die Deutschen freundlich, die heil. Stadt nicht zu berühren, sie könnte fürchterlich werden. Trochu meinte auch später noch, wenn König Wilhelm nach Sedan einfach heimgegangen wäre, hätte er sich den Dank Frankreichs durch alles bis dahin Geleistete verdient. Aber wie konnten die Deutschen umkehren, ohne Bürgschaft gegen neue Angriffe gewonnen zu haben? Am 4. giengen sie auf Paris los; am 8. waren sie in Laon, das kapitulirte, doch sprengte ein toller Artillerist das Pulvermagazin in die Luft; der 13. fand sie in Noisy. Zwar hatte man in Eile um Paris her eine Wüste zu schaffen

gesucht, alle Umwohner mit Hab und Gut in die Stadt geschafft und Dörfer und Schlösser schrecklich verheert; doch fanden die Deutschen noch Obdachs genug, als sie 19. die Umschließung vollzogen, bis nach Versailles hinüber. Es waren ihrer 122,000 Fußgänger, 24,000 Reiter und 622 Geschütze, eine Zahl, die sich stetig mehrte; die Baiern hatten an jenem 19. im Süden Schanzen zu erobern, die Preußen bei Chatillon den wortbrüchig der Kriegsgefangenschaft entronnenen Gen. Ducrot mit seinen Haufen zurückzuweisen. Der Kronprinz residirte nun in Versailles, seine Kavallerie durchstreifte ungehindert das weite Land. Mit einem dünnen Gürtel umlagerten die Deutschen, nämlich im Norden die vierte Armee, im Osten Sachsen und Württemberger, im Süden die Bayern, das durch 17 Außenforts fast unzugängliche, an wenigen Stellen nur sichtbare Häusermeer. Sie schmiedeten ihn aber immer fester, indem Verhaue die Wege sperrten, Dörfer und Gartenmauern in kleine Festungen umgewandelt, und die Verbindungen mit den halbzerstörten Eisenbahnlinien im Rücken möglichst vermehrt wurden. Die Truppen gruben wohl versteckte Eßwaaren und Weinvorräthe aus, kelterten auch die Trauben der Weinberge, doch litten sie vielfach Hunger, bis die Zufuhr von hinten ermöglicht war. Nachdem man auch unterirdische Telegraphendrähte aufgespürt und abgeschnitten hatte, konnte bald keine Botschaft mehr aus der Hauptstadt hinaus, keine zu ihren 2 Mill. Einwohnern hinein dringen. Sie behalf sich also mit Brieftauben und Luftballonen, von welchen letzteren freilich manche über den Rhein, andere in's Meer (sogar nach Norwegen, ja nach Ostafrika) geblasen wurden, viele aber auch in unbesetztem französischem Gebiet niederfielen.

Der König aber saß in Ferrières, dem prachtvollen Landsitz des Pariser Bankiers Rothschild; dort verhandelte sein Bismarck 20. mit Favre um einen Waffenstillstand, der jedoch nicht zu Stande kam, weil Straßburgs und Touls Uebergabe der provisorischen Regierung

eine unannehmbare Bedingung schien. Allein Toul, das bisher die Eisenbahn gesperrt hatte, kapitulirte am 23. Straßburg, der Schlüssel zu unserem Haus, wie Bismarck ihn nannte, war schlecht gerüstet, von badischen Truppen seit 11. Aug. umstellt, mit Flüchtlingen angefüllt. Da sein Kommandant Uhrich das Anerbieten, Frauen, Kinder und Gebrechliche abziehen zu lassen, nicht annahm, vielmehr das gegenüberliegende badische Kehl zusammenschoß, ließ Werder 24—27. Aug. die Stadt bombardiren; dann schritt er zum kunstgerechten Angriff von der Nordwestseite und wollte eben die zerbröckelnden Bollwerke stürmen, als am Abend des 27. Sept. die weiße Fahne auf dem Münster wehte und Uhrich sich mit 17,000 Mann übergab. Fast 500 Gebäude waren zerstört, die kostbare Bibliothek, die Bildergallerie und andere Schätze vernichtet; die Einwohner in den Kellern hatten schwer gelitten. Aber „unser Schlüssel" war nach 189-jähriger Fremdherrschaft wieder gewonnen. Werder breitete sich nun weiter im Elsaß und auf den Vogesen aus, wo Blousenmänner, Freischützen und andere unheimliche Feinde wie Pilze aus der Erde aufschoßen.

Während der alte Thiers als Gesandter der neuen Republik London, Petersburg, Wien und Florenz besuchte, um nach einem Friedensvermittler zu fahnden, und Rußland eine gemeinsame That der Neutralen verhinderte, suchte Trochu aus der Hauptstadt eine uneinnehmbare Burg und aus den verwöhnten Parisern 300,000 Soldaten zu machen, zu seinen 60,000 regulären hin. Eine Erfindung zur Vernichtung der Preußen schlug die andere: da gab es Stinkbomben, Brandraketen, Explosionsminen, Ballonbomben voll Nitroglycerin, Finger Gottes (Blausäure in einem zugespitzten Fingerhut) 2c.; an klugen, feinen Köpfen war ja hier kein Mangel.

Doch brodelte es stark in diesem Hexenkessel, schon am 8. Okt. suchte der Erzphantast Flourens mit den Demokraten von Belleville die Regierung zu stürzen, in der auch sein Freund, der Laternenmann Rochefort für

die gleichen Ziele arbeitete, und einstweilen Paris mit Barrikaden durchzog. Der energische Gambetta flog indessen 6. Okt. in einem Luftballon nach Tours, wo ein Ableger der provisorischen Regierung sich festgesetzt hatte; er ergriff dort die Zügel der Regierung mit eiserner Hand, zog Republikaner aus allen Südländern an sich, wie den gichtkranken Revolutionshelden Garibaldi (dem schließlich nachgesungen wurde: „Er kam, sah und siechte") und bot allem auf, den Volkskrieg zu entflammen und zu organisiren, damit die Provinzen nicht länger „unter den Tatzen der Preußen röcheln." Dabei log er noch schamloser als das Kaiserreich, um den gesunkenen Muth zu heben. Die Engländer gewannen nun schöne Summen an allerlei Anleihen und Waffenverkäufen; und der amerikanische Kriegsminister, ermächtigt zum Verhandeln alter Gewehre, verschacherte dafür neue Hinterlader an die Franzosen und fabricirte ihnen dazu die nöthigen Patronen. Fanatisirte Heerhaufen, noch ungeordnet, aber eifrigst exerzirt, die einen mit der Fahne der h. Jungfrau, andere mit der der Freiheitsgöttin, rüsteten sich zum Entsatz von Paris. Und die Pariser wagten auch Ausfälle, z. B. 21. Okt. im Westen nach Bougival, 28. Okt. nordwärts gegen Bourget, das sie erstürmten und nach zwei Tagen wieder verloren; dann entschieden sie sich, lieber erst auf die Entsatzarmeen zu warten, denn bis Mitte Dec. etwa konnte Paris sich schon durchhungern.

Bazaine sah sich indeß genöthigt, die Festung Metz, vor der er den Feind 9 Wochen lang festgehalten, 27. Okt. zu übergeben. Schon am 15. Sept. mußten die Brotrationen vermindert werden, vom 18. an verspeiste man täglich 250 Pferde; Typhus, Blattern, Dysenterie, Scorbut und Spitalfieber minderten die Kräfte zusehends. Ein eitler, schnurriger Abenteurer Regnier bildete sich ein, den Frieden und die Wiederherstellung des Kaiserreichs vermitteln zu können; er wagte sich in's preußische Hauptquartier, das ihn nach Metz durchließ, und bewog dort Bazaine, wenigstens den General Bourbaki zur Kaiserin

nach England sich durchschleichen zu lassen. Das glückte durch Verkleidung; die Sache hatte aber keinen Fortgang. Ausfälle, wie man sie noch am 2. und 7. Okt. unternahm, sollten nur die Waffenehre retten, wurden aber immer hoffnungsloser, weil es an Pferden fehlte. Ein Kriegsrath kam 10. Okt. zu dem einstimmigen Beschluß, eine ehrenvolle Konvention mit dem Feinde zu versuchen, und so stellte Bazaine in Versailles vor, wie seine Armee allein im Stande sei, wenn man sie etwa in die Gironde abziehen lasse, die Anarchie niederzuhalten und eine geordnete Regierung herzustellen. Er gedachte wohl, seine Armee für das Kaiserreich aufzusparen, und Bismarck wollte ihr freien Abzug gewähren, falls sie sich verpflichtete, für die Kaiserin einzutreten, und diese Frieden schlöße. Eugenie wollte sich dazu nicht herbeilassen; so mußte Bazaine kapituliren. Nach einstimmigem Gutachten des Kriegsraths fand die Uebergabe am 28. statt. 173,000 Mann streckten vor den 171,000 Belagerern das Gewehr; der Vorbeimarsch der 22,000 Garden allein währte etliche Stunden im platzenden Regen. Der Marschall wurde dafür von Gambetta des schändlichsten Verraths beschuldigt, was in den neu sich bildenden Armeen den Argwohn und die Zuchtlosigkeit nur vermehren konnte. Bazaine hatte vielleicht gefehlt, daß er im Sept. keinen Durchbruch erzwang; mit Tours hatte er gesucht in Verkehr zu treten, nur war es ihm nicht gelungen; jetzt spotteten die Pariser, wie er denn doch seine Vereinigung mit Macmahon bewerkstelligt habe!

Thiers, von seiner patriotischen Rundreise enttäuscht zurückgekehrt, war jetzt eben daran, mit Bismarck einen Waffenstillstand abzuschließen, der die Einberufung einer Nationalversammlung ermöglichen würde; alles schien im besten Gang, die beiden kamen schon auf einen leidlichen Frieden zu sprechen 31. Okt. Aber die Pariser Communisten, erbittert über diese Verhandlungen, empörten sich, nahmen Trochu, Favre und die andern Herren gefangen und banden sie an ihre Rathstühle fest, worauf

Flourens und Blanqui die höchste Macht der Com'mune von Paris übertrugen, um eine blutige Diktatur einzusetzen, die Frankreichs Rettung wäre. In der Nacht zwar kamen Nationalgarden und befreiten die provisorischen Herren, alles ohne daß Blut floß; aber gestraft wurde Niemand. Von einer solchen Regierung waren keine Zugeständnisse zu erreichen, daher Thiers die Verhandlungen einfach abbrach. Am 3. Nov. verwarfen die Pariser durch Abstimmung jeden Waffenstillstand und ertheilten der neu constituirten Regierung, von welcher doch der Hitzkopf Rochefort austrat, ein Vertrauensvotum. Es mußte sich nun zeigen, welche Früchte Gambetta's unermüdliche Thätigkeit gezeitigt hatte.

Dieser hat in drei Monaten (s. 8. Okt.) über 600,000 Mann ausgerüstet, und gegen den Feind geführt, eine große Leistung, mit der er sich hätte begnügen können; statt dessen meisterte er auch noch die Generale. An der Loire entspann sich der nächste Kampf; die Baiern unter von der Tann hatten 11. Okt. Orleans besetzt, 18. das kunstvoll verbarrikadirte Chateaudun erstürmt und überall heftigen Widerstand gefunden. Aurelle de Paladines übernahm jetzt das Kommando der Loirearmee, die sich in Blois gebildet, und führte 100,000 Mann gegen Orleans. Das mußte von der Tann räumen und mit seinen 23,000 Mann bei Coulmiers 9. Nov. einen heißen Kampf bestehen, ehe er in der Nacht sich zurückzog. Aurelle aber konnte wegen Mangels an Schuhwerk seinen Sieg, den ersten französischen, nicht verfolgen, und nun stieß der Großherzog von Mecklenburg zu den Baiern, um vereint gegen die franctireurs (Freischützen) unter Keratry zu ziehen, die er 17. Nov. aus Dreux vertrieb. Er hätte besser gethan, Orleans anzugreifen, wo Aurelle sich mit aller Anstrengung verschanzte und verstärkte. Aber diesem eilte ein anderer entgegen, der rothe Prinz von Metz her, mit einem Theil seiner Centrumsarmee; bei Beaune stießen sie am 28. Nov. mächtig auf einander, 30,000 Preußen und 70,000 Franzosen, worauf Aurelle

seitwärts wich und es 1. 2. Dez. bei Loigny mit den Baiern unter dem Großherzog versuchte. Umsonst. Durch einen Doppelsieg bei Artenay vollzogen die beiden deutschen Armeen ihre Verbindung und am 4. war der Bahnhof von Orleans wieder erstürmt. Nun mußte Aurelle abtreten; Gambetta theilte dessen Armee in zwei Hälften und vertraute die eine dem tüchtigen Chanzy, die andere dem aus Metz entschlüpften Bourbaki an.

In diesen Tagen hatte aber auch der einzige von festem Willen geleitete Ausfall der Pariser stattgefunden, und zwar nach Südosten, da wo Sachsen und Würtemberger sich die Hand boten. Ducrot hatte hier die schwächste Stelle der Umschließung wahrgenommen, indem bei Champigny eine lange Strecke aller Schanzen entbehrte. Er verkündigte: „der Eisengürtel muß durchbrochen werden; wir versuchen es mit 400 Kanonen und 150,000 Mann; jedenfalls werde ich nur als Sieger oder todt nach Paris zurückkommen." Sechs Stunden lang hielten da die Würtemberger den wilden Anprall aus, dann mußten sie Champigny vor der Uebermacht räumen 30. Nov., wie die Sachsen ihr Brie; aber an ein Durchbrechen des Gürtels war doch nicht zu denken, und am 2. Dez. griffen die Deutschen den Feind wieder an und warfen ihn von fast allem gewonnenen Boden zurück. Auch Ducrot kehrte nach Paris zurück. Was hier 105,000 Truppen umsonst versucht hatten, konnte anderswo noch weniger gelingen. Die sonstigen Ausfälle verriethen alle ein unsicheres Herumtasten oder ein widerwilliges Nachgeben gegen die Schreier, welche durchaus Handlungen sehen wollten. Seit dem Nov. erscholl freilich in Paris gar oft der Ruf: zu Pferde! er bedeutete aber nur, sich an's Pferdefleisch zu setzen, weil es (für die Menge) nichts anderes mehr zu essen gab.

Die täglichen Kämpfe mit den Loirearmeen, die eine ungewöhnliche Winterkälte erschwerte, lassen sich kaum aufzählen. Chanzy wehrte sich 7—11. Dez. hartnäckig um Beaugency, das er doch den Baiern und

Mecklenburgern schließlich überlassen mußte, um sich in le Mans wieder zu sammeln. Die Regierung von Tours war 10. vor dem nahenden Feinde nach Bordeaux gezogen; Bourbaki hielt sich hinter Bourges, wohin Friedrich Karl ihn gedrängt hatte. So durften die Deutschen hier etwas ausschnaufen. Werder hatte indessen bei Vesoul (27. Okt.) und Dijon (30.) Siege erfochten und durch Treskow 3. Nov. die wichtige Festung Belfort einschließen lassen. Daher schien es Gambetta durchaus nöthig, den Bourbaki in den Osten abzusenden, daß er womöglich durch's Loch von Belfort nach Baden rc. eindringe und dort die französischen Gefangenen befreie. Der rothe Prinz aber erhielt den Befehl, sich gegen Chanzy zu wenden, drang auf Vendome vor und von da Tag für Tag weiter, ohne 6—12. Jan. je mit Fechten ganz auszusetzen, bis der von Hecken und Zäunen schachbrettähnlich durchschnittene Landstrich erobert und le Mans genommen war. Damit endete hier der Krieg; Chanzy wurde kaum verfolgt und fand Zeit, sein zersplittertes Heer wieder nothdürftig zu ordnen und die Lücken mit Rekruten zu füllen.

Wir müssen auch nach Nordfrankreich blicken. Aus den Truppen, die Metz belagert hatten, wurde nämlich die erste Armee wieder ausgeschieden und dem General Manteuffel übertragen, erstlich um die Gefangenen nach Deutschland zu geleiten, dann die Festungen an der belgischen Grenze zu beobachten, endlich auch die französische Nordarmee aufzuhalten, die nachgerade durch Ueberläufer aus Belgien sich beträchtlich verstärkte. Zuerst stand ihm dort Farre gegenüber, den er 27. Nov. bei Moreuil schlug und durch Amiens hindurchtrieb. In Folge eines ähnlichen Sieges besetzte er 6. Dez. Rouen. Fernerhin bekam er es mit dem rührigen Faidherbe zu thun, der 50,000 Mann gesammelt hatte, aber vor den halb so starken Preußen bei Querrieux 20., Pont Noyelles 23., Bapaume 3. Jan. zurückweichen mußte, obgleich er überall gesiegt zu haben meinte. Gegen Paris

durchzubrechen, gelang ihm jedenfalls nicht und darauf kam's an. Bei St. Quentin endlich 19. Jan. schlug ihn Göben in die wildeste Flucht und nahm ihm allein 10,000 Gefangene ab. Indessen waren auch die Festungen Diedenhofen, Montmedy, Longwy, Peronne, Mezieres ꝛc. in deutsche Hände gefallen. Manteuffel selbst aber hatte anderswo Arbeit gefunden.

Immer noch wunderte man sich, warum denn Paris nur umschlossen, und nicht auch beschossen werde, während die Forts, mit welchen Thiers die Weltstadt umgeben hatte, ihr Pulver und den Eisenhagel freigebigst austheilten. Nachdem aber die Belagerer Weihnachten mit Christbäumen gefeiert, donnerten 27. Dez. ihre ersten Schüsse gegen das Vorwerk Mont Avron (im Osten) und leerten es von seinen Vertheidigern; am 29. folgte die Beschießung der Südforts; vom Neujahr an fielen auch Bomben in die Stadt. Zugleich nahmen nun Hunger und Kälte in den Häusern überhand, und räumten schrecklich auf unter den Kindlein, den Alten und Kranken: der Mangel an Gemüsen verbreitete den Scorbut, für ein Ei wurden 3 Fcs. gegeben ꝛc. die wöchentlichen Todesfälle der Civilbevölkerung stiegen von 1200 auf 4000. Daneben war freilich die Zahl der Waffenträger auf 400,000 gestiegen, von denen etwa 200,000 zuverläßige Soldaten waren. Wie da plötzlich die Nachricht durch die Straßen flog, Wilhelm sei in Versailles zum deutschen Kaiser (§ 25) erklärt worden, gerieth alles in fieberhafte Wuth, und die Maires der Stadttheile verlangten insgesammt einen entscheidenden Ausfall der ganzen bewaffneten Mannschaft. Trochu that ihnen ihren Willen; am Morgen des 19. Jan. brachen über 100,000 Mann unter dem Schutz der Kanonen vom Mont Valerien gegen S.W. aus, Vinoy nahm auch im ersten Anlauf die Schanze Montretout und Buzenval; aber das preußische Geschütz that sein blutiges Werk und 7000 Franzosen lagen auf dem Schlachtfeld, als man in der Nacht es räumte. Drauf legte Trochu, maßlos geschmäht wegen der miß-

glückten „heroischen Tollheit“ (heroique folie, wie er selbst die Vertheidigung von Paris nannte), sein Amt nieder; ein Volksaufstand wurde noch leidlich gedämpft, dann unternahm es Favre zu kapituliren. Am 26. Abends war er soweit gekommen, daß Bismarck versprechen konnte, um Mitternacht das Feuer einzustellen; Favre bat nur noch, den Franzosen den letzten Schuß zu gestatten! Der ewige Donner schwieg endlich; am 28. wurde der dreiwöchentliche Waffenstillstand unterzeichnet, welcher die Forts den Preußen auslieferte und die Berufung einer Nationalversammlung nach Bordeaux möglich machte, die über den Frieden berathen sollte. Sogleich beeilten sich die Deutschen, Lebensmittel in die arme Stadt zu schaffen.

Die Ostarmee war in den Waffenstillstand nicht eingeschlossen, weil Gambetta rühmte, dort stünden die Sachen vortrefflich. Es ließ sich auch alles vielversprechend an; Werder hatte sich in Dijon gegen die Garibaldiner fest behauptet; als aber Bourbaki in aller Stille 150,000 Mann gegen ihn zusammenballte, zog er sich zurück, um die Pässe vor Belfort zu sichern. Er hielt erst die Franzosen 9. Jan. bei Villersexel auf, indem er sie zwang, ihre kolossalen Massen zu entwickeln, und erreichte dann durch einen meisterhaften Nachtmarsch die Stelle, wo er sich ihnen in den Weg legen wollte, am Lisainebach. Bourbaki eilte ihm nach, so gut es die Kälte erlaubte, denn er wußte, daß Manteuffel mit drei Corps (12. Jan.) Werder zu Hilfe gesandt wurde; ehe diese ankämen, mußte er suchen den Durchbruch zu erzwingen. Die 43,000 Deutschen des 14. Corps stützten sich auf das befestigte Schloß Montbeliard, von Hericourt bis Delle 6 Stunden weit dehnte sich ihre dünne Linie aus: hier stürmten die vier Corps der Franzosen in drei grimmig kalten Tagen (15—17. Jan.) ohne Unterlaß auf die vortrefflich bediente deutsche Artillerie los. Wie viel Verwundete sind in jenen Nächten erfroren! Die Deutschen obwohl nur auf Schnee gelagert, waren diesmal besser gedeckt, büßten aber 1500 Mann ein. Blutend, hungernd und frierend

gaben sich selbst ihre Verwundeten das Wort: Hier kommt niemand durch. Am 17. schlug das Wetter endlich um und Bourbaki mußte, ohne Belfort zu entsetzen, den Rückzug antreten, nachdem er 8000 Mann verloren hatte. Jetzt aber warf sich Manteuffel mit 70,000 Mann ihm in den Weg, amüsirte den alten Garibaldi mit Absenden einer Brigade, welche dessen 30,000 Mann in Dijon festhielt, und schnitt dem Bourbaki den Rückzug auf Lyon ab. Diesem blieb nur das Ausweichen zur Schweizergrenze übrig, weil die Feste von Besançon keinen Proviant hatte; er ordnete es noch an und suchte sich dann zu erschießen, zerschmetterte sich aber nur die Kinnlade. Sein Nachfolger Clinchaut, allerwärts von Manteuffel gedrängt und beschoren, führte 2. Febr. noch 85,000 Mann bei Verrieres in die Schweiz, wo sie entwaffnet und freundlich bewirthet wurden. Belfort aber, dessen zwei Forts die Deutschen 8. Febr. erstürmt hatten, kapitulirte am 16. auf Favres Weisung, damit der Waffenstillstand verlängert werden könnte. Es war die einzige Festung (außer Bitsch, das kaum belagert worden war) deren Garnison freier Abzug bewilligt wurde. So war denn auch auf dieser Seite der schwere Kampf beendigt. 385,000 Franzosen befanden sich in Deutschland, 150,000 in Paris in Gefangenschaft, 100,000 waren in Belgien und der Schweiz, entwaffnet.

§ 25. Das deutsche Kaiserreich. Friedenspräliminarien.

Während der blutigen Schlachten, die das verschlossene Paris umtobten, saßen seit Okt. 70 die Minister der vier Südstaaten mit Bismarck und einigen Vertrauensmännern des norddeutschen Reichstags in Versailles zusammen, die deutsche Einigung ihrem Ziele näher zu führen. Baden schloß sich bedingungslos an; Hessen und Würtemberg machten einige Vorbehalte. Dann zog Baiern, das 80 Anstände aufgestellt hatte, Würtemberg auf seine Seite, worauf Bismarck mit Baden und Hessen 15. Nov. abschloß. Hiemit war die Rückströmung in Stuttgart be-

seitigt und auch Baierns Zögern hatte ein Ende, als Bismarck ihm zu lieb 50 Paragraphen der Nordbundverfassung änderte oder außer Kraft setzte. Noch ehe das alles genehmigt und gesiegelt war, lud Ludwig II. 3. Dez. Wilhelm I. ein, das deutsche Reich durch Annahme der Kaiserwürde wiederherzustellen. Was der ältere Bruder a. 1848 gewünscht hätte, von den deutschen Fürsten und Völkern zugleich auf den Schild erhoben zu werden, war erst dem jüngeren beschieden. Der norddeutsche Reichstag beschloß 10. Dez., daß der König fortan deutscher Kaiser heißen solle, und am 18. Dez. sammelten sich die Fürsten, Prinzen und Abgeordneten um Wilhelm, ihm diesen Wunsch des Volks entgegenzubringen. Die Süddeutschen Kammern schloßen sich demselben Verlangen an; am längsten währte das Ringen in der bairischen, wo eine ²/₃ Mehrheit kaum zu erlangen schien und erst nach 10tägigem Für- und Widerreden 102 Stimmen sich für die neuen Verträge, 48 gegen sie aussprachen. Diese Abstimmung erfolgte 21. Jan. 71, etwas zu spät, als daß der neue Kaiser sie hätte abwarten können. Denn dieser hatte den 18. Jan. für die Feier bestimmt, welche 170 Jahre nach der ersten Königskrönung (III, 297) seinem Hause eine neue Ehre ertheilen sollte.

In dem Spiegelsaale Ludwigs XIV., dessen Gemälde und Goldinschriften seine Siege verewigen, stand jetzt der Preußenkönig, umringt von seinen Freunden und Getreuen; es wurde gesungen, gebetet und über den 21. Psalm gepredigt: „du überschüttest ihn mit Segen, du setzest eine goldene Krone auf sein Haupt." In einfachen Worten übernahm der greise König für sich und seine Nachfolger die deutsche Kaiserwürde, mit der Bitte zu Gott, daß er ihm verleihe, allzeit Mehrer des Reichs zu sein, nicht in kriegerischen Eroberungen, sondern in den Werken des Friedens. Dann rief sein Schwiegersohn, der Großherzog von Baden: Seine Majestät der Kaiser Wilhelm lebe hoch! und unter den Klängen der Volkshymne stimmte die Versammlung dreimal begeistert ein. Dem Kaiser

wurden die Augen naß; zuerst huldigte ihm der Kronprinz durch Handkuß, der Vater aber umarmte und küßte ihn wieder und wieder unter Freudenthränen. Noch viele verwandte Fürsten schloß der Kaiser in seine Arme, die übrigen huldigten ihm durch Schütteln der Hand, welche die jüngeren Prinzen küßten. Hierauf ließ er die Offiziere an sich vorüberziehen, schritt die Reihen der im Saal aufgestellten Truppen entlang und sprach huldreiche Worte mit manchem Unteroffizier. — Ein protestantisches Kaiserthum war an diesem Tage aufgerichtet worden, kein römisches, daher ihm der Haß der eingefleischten Römlinge von seiner Geburt an gewiß war. Doch ist es aus der freien Wahl aller Reichsgenossen hervorgegangen, ein Zeichen, daß gemäßigte Katholiken sich von demselben nicht beengt fühlten. Den Demokraten konnte es auch nicht willkommen sein; denn das Wühlen und Rütteln in den einzelnen Ländchen hatte vorerst ein Ende gefunden. In der Sage vom Kaiser Friedrich, daß dieser im Kyffhäuser der Stunde harre, da des deutschen Reiches Herrlichkeit wieder hergestellt werden solle, hatte des Volkes tiefe Sehnsucht nach der entschwundenen Einheit sich Jahrhunderte hindurch verkörpert. Jetzt endlich war der Kaiser wieder aus seinem Grabe gestiegen und eben jene Reichskleinodien, welche Friedrich II. den Landesherrn ausgeliefert hatte, d. h. die wesentlichen Reichsrechte wurden nun dem Kaiser entgegengetragen. —

Kaum war der Waffenstillstand geschlossen, als auch die Nationalversammlung gewählt wurde, welche den Friedensschluß berathen sollte. Gambetta zwar telegraphirte an alle Präfecten, daß sie ihm doch irgendwie eine republikanische Versammlung noch Bordeaux schicken sollten, welche die Untheilbarkeit des Landes sichern würde, und er unternahm es, alle Personen, welche der napoleonischen Regierung gedient hatten, als unwählbar zu bezeichnen. Bismarck aber bestand darauf, die Wahlen sollten völlig frei sein, und erlaubte sich, das Dekret von Bordeaux für null und nichtig zu erklären. Die Regie-

rung in Paris wies gleichfalls Gambettas Unvernunft zurück, worauf der Starrkopf 6. Febr. seine Entlassung eingab. Nun regten sich alle Parteien und buhlten um die Gunst der Wähler. Diese aber des Krieges satt, wählten meist friedliebende und katholisch fromme Männer; nur Paris mit andern großen Städten gefiel sich in der Wahl blutrother Republikaner. Am 13. Febr. konnte die Versammlung von Favre eröffnet werden, da denn Garibaldi, auch einer der Gewählten, an ihr sogleich einen Ekel faßte und austrat. Der erfahrene, geistreiche Thiers, von 26 Departements zugleich gewählt, wurde (17.) zum einstweiligen Chef der Republik ernannt und begab sich, weil Bismarck nur 5 Tage für den Friedensschluß bewilligte, mit Favre nach Versailles.

Hier wurden endlich nach langem Feilschen (26. Febr.) die Friedenspräliminarien mit dem Vorbehalt unterzeichnet, daß die Nationalversammlung sie bestätigen müsse. So sehr sich Thiers um Metz wehrte, bestanden doch die deutschen Kriegskundigen so fest auf dessen Abtretung, daß er es fahren lassen und sich damit begnügen mußte, wenigstens Belfort für Frankreich zurückzugewinnen. Die deutschen Bezirke aber von Elsaß und Lothringen sammt Metz wurden mit dem neuen Kaiserreiche vereint, das nun eine Einwohnerzahl von 41 Millionen umfaßte. Die Räumung der besetzten Provinzen sollte nach Maßgabe der geleisteten Zahlungen von 5 Milliarden Franken Kriegsentschädigung erfolgen. Ein Theil der Stadt Paris durfte von den Deutschen besetzt werden, bis die Versammlung in Bordeaux den Friedensvertrag genehmigt haben würde.

Am 28. Febr. war Thiers wieder in Bordeaux und unterbreitete Nachmittags der stille lauschenden Versammlung die schweren Friedensbedingungen. Er hatte kaum begonnen sie abzulesen, als ihm die Stimme versagte. Ein anderer las weiter. Trotz alles Schreiens der Rothen willigte die Mehrheit der Versammlung (546 gegen 107) in den Vertrag, noch ehe der 1. März tagte. An diesem

aber rückten auserwählte preußische und bairische Corps 30,000 Mann stark auf der Siegesstraße, welche Napoleon I. angelegt hatte, durch den prächtigen Triumphbogen (dessen Sperrung erst beseitigt werden mußte), in die Hauptstadt ein, verhielten sich dort geduldig gegen allerlei Ungezogenheiten und Herausforderungen des Pariser Gesindels und zogen schon 3. März, da die Zustimmung der Nationalversammlung eingetroffen war, wieder zur Stadt hinaus. Der Kaiser selbst war nicht mitgeritten, wohl aber Bismarck, der sich wenigstens den Triumphbogen besehen wollte. Die Pariser ergaben sich knirschend drein „vom Schicksal verrathen zu sein." Wilhelm I. dankte nochmals herzlich seinen treuen Truppen (die 44,900 Todte und 82,000 Verwundete aus 913,997 Eingerückten verloren hatten), ehe er Frankreich den Rücken kehrte. Am 17. März umarmte er in Berlin nach 7½monatlicher Abwesenheit seine Gemahlin; das Festefeiern verschob er auf die Rückkehr des Heeres, welche leider sich über Erwarten verzögerte. Der geschlossene Friede war freilich nur ein Präliminarfriede, den allerhand Zwischenfälle wieder in Frage stellen konnten. Aber so Großes war geschehen, daß wohl, wie von der Fürstin von Reuß nach den Siegen des Jahres 1813 durch ganz Deutschland gesungen werden durfte: „Um Hilfe haben wir geschrieen, du gabst vielmehr als wir begehrt, und wir bekennen auf den Knieen: O Herr, mein Gott, wir sinds nicht werth." Dagegen wehrt sich jedoch das fortgeschrittene Nationalbewußtsein: „heute weiß die erstarkte öffentliche Meinung Deutschlands: die Siege über Napoleon III. haben wir verdient!"

§ 26. Die Commune von Paris und die Internationale.

Als die letzten Deutschen die „Weltseele" Paris verließen, ahnten die Klügeren unter ihnen bereits, daß in dieser Stadt der Verwirrung die Ordnung kaum wiederkehren könne ohne einen blutigen Bürgerkrieg. Wie Favre sich dafür verstritt, der Nationalgarde ihre Waffen zu

bewahren, hatten ihn Bismarck und Moltke umsonst vor den Gefahren, welche in einem bewaffneten Pöbel liegen, gewarnt; er meinte, in Paris gebe es keinen Pöbel! Nach dem Bummlerleben und der großen Aufregung sich einfach wieder an ordentliche Arbeit zu machen, gelang nur den Bessern. Die Gemeinen hatten nie angenehmer gelebt als während der Belagerung; und vor ihnen flohen ahnungsvoll viele Bürger, sobald die Thore geöffnet waren.

Schon am 26. Febr. hatten Nationalgardisten ihre Kanonen, die sie den Preußen übergeben sollten, auf den Montmartre gebracht und diesen befestigt; die Autorität Vinoy's, der den Oberbefehl innerhab der Ringmauer führte, wurde völlig mißachtet. Bald brachen Unruhen im Stadttheil Belleville aus, wo sich ein republikanisches Centralcomité gebildet hatte, das die 250 Kanonen und 70 Mitrailleusen der Nationalgarde von stündlich abgelösten Nationalgarden eifersüchtig bewachen ließ. Vinoy fieng mit den Rebellen zu unterhandeln an, zahlte ihnen sogar den täglichen Sold von 30 Sous wieder aus, wie sie ihn während der Belagerung bezogen hatten, suchte aber zugleich Linientruppen in die Stadt zu bringen.

Am 10. März, da die Versammlung in Bordeaux beschloß, ihren Sitz nach Versailles zu verlegen, erließ das Centralcomité der Pariser eine Proklamation, welche verlangte, daß die Nationalgarde ihre sämmtlichen Offiziere selbst wählen dürfe, und alle militärische Autorität sich den Befehlen der Gemeinde von Paris unterordne. Tags darauf hielt Vinoy Musterung über 40,000 Truppen. Das schien dem rothen Comité so bedrohlich, daß es den Parisern ankündigte, sie sollen auf der Hut sein; man wolle augenscheinlich in jenem „Bauernparlament" die Wiederkehr der Monarchie anbahnen; es sei auf die Erniedrigung von Paris abgesehen, das man decapitalisiren wolle; die Truppen werden doch so klug sein, sich der neuen Republik rückhaltlos anzuschließen. Die Redlicheren

fürchteten in der That, die Nationalversammlung hasse die Republik, daher sie sich aufmachten, dieselbe vor monarchischen Umtrieben zu retten. Schlimmere Geister aber suchten ihre Träume von einer paradiesischen Gleichheitsherrschaft zu verwirklichen; ihnen gesellten sich zahlreiche Rotten von Missethätern, auch 4000 englische Diebe, Tausende von irischen Feniern (republikanische Verschwörer) 2c. bei. Die Clubs tagten fortwährend und aufregende Blätter steigerten die Unruhe.

In der Nacht auf den 18. März mußte Vinoy den General Lecomte abordnen, die Geschütze auf dem Montmartre wegzunehmen; und diesem gelang es, die Nationalgarden zu überrumpeln und 171 Kanonen zu fassen. Sie wegzuführen mangelten die Zugpferde, und mit dem Morgengrauen wurde der Generalmarsch geschlagen und die Sturmglocke geläutet, worauf Haufen von Nationalgarden zusammenströmten. Man drängte sich an die Truppen, fragte ob sie gefrühstückt hätten, jammerte über die Grausamkeit der Regierung, welche die Brüder im Heere Hungers sterben lasse, veranstaltete Sammlungen und lud die Soldaten zum Essen und Trinken ein. Getäuscht und verrathen wartete Lecomte lange ruhig auf die Zugpferde, mußte sich aber endlich des scheinbar friedlichen Zudrangs erwehren und befahl zu schießen oder das Bajonet zu brauchen. Aber seine Bataillone zauderten, ja ließen ihn samt den Offizieren gefangen wegführen. Ebenso ergiengs dem in Bürgerkleidung dazu kommenden Gen. Thomas, der sich a. 1848 den Rothen verhaßt gemacht hatte. Man schleppte die beiden in ein temporäres Gefängniß, hielt in namenlosem Durcheinander eine Art Gericht über sie und erschoß sie Abends. Das Centralcomité vertheidigte diese Unthat als kriegsrechtlich begründet. Vinoy zog mit einem Rest von 10,000 treugebliebenen Truppen nach Versailles ab, und die Hauptstadt war in den Händen der Aufrührer. Am gleichen Tage, da die rothe Fahne auf dem Pariser Stadthaus wehte, fuhr Napoleon III.

von der Wilhelmshöhe nach England ab und erhoben sich die Araber in Algerien zu einem blutigen Aufstand.

Die Forts im Süden von Paris ergaben sich den Aufrührern, welche sofort durch einige Blutbäder in den Straßen noch viele Wohlgesinnte aus der Stadt jagten, die übrigen einschüchterten und mit Rührigkeit und Thatkraft ihre Plane durchführten, völlig unbehelligt von den bestürzten Machthabern in Versailles. Die Forts im Osten und Norden waren noch von den Deutschen besetzt, welche sich auch von den Parisern fortwährend Respekt zu verschaffen wußten. Der gewaltige Mont Valerien im Westen aber wurde zum Glück im entscheidenden Augenblicke von Vinoy (gegen Thiers Befehl) den Versaillern noch gesichert. Am 28. März setzten 180,000 Wähler von Paris (gegen 250,000 Freunde der Ordnung, welche aus Angst ihre Stimmen gar nicht abgaben) die neue Regierung der Commune (Gemeindevertretung) ein, deren Präsident Assy wurde, ein verkommener Arbeitsführer (Aßmann) aus Bremen; den abwesenden Garibaldi ernannte man zum Ehren-Präsidenten. Die bekanntesten Führer waren Blanqui, Flourens (S. 256), der gefährliche Pyat, der verbissene Delescluze, der ruchlose Rigault, Cluseret 2c. Ueberall riß man das Pflaster auf und baute Barrikaden; auch die Weiber ergriffen die Waffen und wetteiferten mit den Männern im Trinken und Lärmen. Die nöthigen Geldmittel nahm man aus der Bank oder erpreßte sie von den Reichen durch Zwangsanlehen, Requisitionen 2c. oder durch einfache Plünderung der Kirchen- und Klostergüter 2c. Alle früheren Schulden wurden für verfallen erklärt. Die Proletarier hatten „Angesichts der Ohnmacht der regierenden Klassen die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in ihre Hand genommen," und ihr Ziel gieng auf Einrichtung einer communistischen Musterrepublik. Das Körnlein Vernunft, das auch Bismarck in ihren Forderungen fand, stack in dem Dringen auf das Recht der Gemeindeverwaltung gegenüber der hochgetriebenen Centralisation; eine Masse

Unvernunft aber lag in der Versicherung, die alte Welt des Regierens durch Beamte und Pfarrer habe jetzt aufgehört und eine neue Aera der Selbstbestimmung sei angebrochen. Es sollte ein aus gleichberechtigten Gemeinden bestehender Staat werden, wenn nicht gar eine Universalrepublik von bloßen Weltbürgern.

Hinter dieser Commune stand nämlich, wenn auch verhüllt und vielfach verleugnet, die internationale Arbeiterassociation. In England hatten die Arbeiter angefangen, durch Gewerbevereine sich vor den Bedrückungen des Kapitals zu schützen. Da sie damit bedeutende Macht gewannen, hatten sich 1848 Flüchtlinge in London bemüht, die radikalsten Geister aller Völker zu einem die Welt umfassenden Bunde zu vereinen. Ihr Haupt war der Rheinpreuße Dr. K. Marx, der damals ein Manifest der Communisten erließ: nachdem jetzt die bourgeoisie, die reiche Bürgerschaft, erschüttert sei, welche s. 1830 die politische Macht angetreten habe, müssen nun die Communisten mit allem Ernst die Herrschaft ihrer Ideen anstreben. Auf der Weltausstellung in London 1862 wurde solcher Communistenbund weiter vorbereitet. Napoleon gab nämlich den französischen Arbeitern reichliche Unterstützungen, die Ausstellung zu besuchen; sie fanden dort eine Menge Flüchtlinge und Propheten aller Länder, welche ihnen vorpredigten, wie alle politischen Fragen der großen Idee der Emancipation der Arbeiter unterzuordnen seien; Kosmopolitik sei die Politik, welche von allen Verständigen getrieben werden müsse, und in Frankreich, dem gelobten Lande der Revolutionen, lasse sie sich am ehesten durchführen. Die kaiserliche Regierung sah diesem allem ruhig zu. Im Sept. 1864 war endlich der große Bund gegründet. Die Internationale soll das Arbeitervolk der ganzen civilisirten Welt umschließen und ihm die Herrschaft gewinnen, damit die Gleichberechtigung aller Menschen am Lebensgenuß erreicht werde. Weg mit Gottesdienst, Ehe und Erbrecht; denn auch das persönliche Eigenthum kehrt zur Gemeinschaft zurück, der Boden wird an

den Gemeinbesitz überwiesen. Jedes Glied der Genossenschaft hört auf, seinem Volke anzugehören; alle Nationalität geht in diesem Weltbunde auf. Keine Regierungen mehr! so fallen also die Steuern! Auch keine Armeen mehr und keine Religionen! „Die fabelhafte Gottheit, die auf einem himmlischen Throne sitzen soll, ist der Fluch der Menschheit, der Verbündete aller Tyrannen und Betrüger, aller Quäler und Räuber des Menschengeschlechts geworden. Atheismus und Materialismus sind die Grundlagen aller Wahrheit." — Nach dem Vereinsgesetz werden allerwärts Clubs eröffnet, in denen diese Lehren gepredigt werden, bis der „große Rummel" ausbricht. Ein jeweilig zusammentretender Congreß, der republikanisch aussieht, entscheidet über die nöthigen Maßregeln zur Verwirklichung des Plans. Doch wird auf solchen Congressen (zuerst in Genf, Sept. 66, dann Lausanne, Brüssel, Basel ꝛc.) nur viel geredet und die eigentliche Leitung liegt in den Händen des Centralkomité's in London (jetzt Neu-York), das heute mit der großen Zahl und Macht seiner Glieder drohen, morgen auch sich als klein und ungefährlich hinstellen kann und neuestens durch Spaltungen sehr geschwächt scheint.

Thiers war zuerst rathlos. Um jeden Preis wollte er sich die Demüthigung ersparen, deutsche Unterstützung zur Bewältigung des Aufruhrs in Anspruch zu nehmen, und suchte daher 21. März durch glatte Worte Paris zu gewinnen: er erwartete von dieser hehren Stadt nur „Akte der Vernunft" und bat sie, ihm die Arme zu öffnen, damit er das Gleiche thun könne. Aber Paris öffnete eben seine Arme nicht, und mehrere andere Städte versuchten es, dem glorreichen Vorgang der Hauptstadt nachzuleben. Zum Glück wurden diese Aufstände rasch bezwungen; wegen Paris aber mußte Thiers sich mit den Deutschen über Zurückführung der gefangenen Soldaten verständigen. Die Pariser nahmen, geleitet von dem Ex-Sergeanten Bergeret, 2. April den Kampf mit den Versaillern bei Neuilly auf, flohen aber bald. Wie dann

am folgenden Tag 100,000 Nationalgarden ausmarschirten, schüttete der Mont Valerien seine Granaten über sie aus; zahllose Opfer bedeckten die Ebene, darunter auch der Vorkämpfer Flourens. Weil sich nun das Gerücht verbreitete, die gefangenen Communnisten werden schrecklich mißhandelt, ja in Masse erschossen, verhafteten die Pariser den Erzbischof Darboy (einen ehrenwerthen Nichtultramontanen) und andere Verdächtige, besonders Pfarrer, und drohten, von diesen „Geiseln" je 3 für einen der in Versailles hingerichteten Ihrigen zu erschießen. Immer hitziger wurde der Kampf, bei den Truppen hieß es bald: Kein Pardon! aber ihre Fortschritte waren langsame. Uebrigens konnte auch die Commune nicht ohne Gründung eines Ordens und Bändchens auskommen.

Als Macmahon, 8. April zum Oberbefehlshaber ernannt, endlich Kerntruppen genug zusammengebracht hatte, umgab er den Südwesten von Paris mit einem Halbkreis von Batterien und bombardirte die Südforts. Damit wurde auch die Wirthschaft in der Stadt immer toller; dem neuen Götzen zu Ehren mußten die älteren fallen. Napoleon I. hatte a. 1810 seine Thaten auf der 130 Fuß hohen Vendomesäule verherrlicht, die aus einer Unmasse eroberter Kanonen nach dem Muster der Trajansäule gegossen war und schon sein 3tes Standbild trug. Die Commune beschloß 12. April diese Säule als ein Sinnbild brutaler Gewalt und falschen Ruhms zu zerstören; durchsägt fiel sie 16. Mai (man hieß ihn aber 26. Floreal) mit aller französischen Kriegsglorie, unter dem Spiel von Musikbanden in den Mist. Thiers Eigenthum wurde 11. Mai mit Beschlag belegt und sein prachtvolles Hotel der Erde gleich gemacht. Schon wurde auch allen Einwohnern sämmtliches Erdöl abgefordert, später auch aller Schwefel und Phosphor; man sah es auf einen rechten Hexenbrodel ab und war entschlossen, lieber ganz Paris in die Luft zu sprengen als zu kapituliren. Schon am 30. April waren die Pulverminen unter der Börse, den Tuilerien u. a. Prachtbauten fertig.

In der Vertheidigung hatte der Amerikaner Cluseret nebst dem Polen Dombrowski das Meiste geleistet. Er wurde aber von dem fähigen Fanatiker Rossel 1. Mai gestürzt. Rossel klagte schon 10. Mai, hier, wo Alles befehlen, Niemand gehorchen wolle, könne er einmal nicht kommandiren; so wurde er durch Pyat ersetzt, dieser hinwiederum durch Delescluze &c. Zwischenhinein versuchte man auch Unterhandlungen mit Versailles, und unterschiedliche Führer scheinen von dort Gold und Versprechungen erhalten zu haben. Einmal traten auch 1500 Freimaurer mit weißen Fahnen und grünen Zweigen vor das Stadthaus und erklärten die Commune in schwülstiger Rede für den neuen Tempel Salomos, für das richtige Ziel aller ihrer Bauarbeit. Sie hatten erst Wilhelm I. vor ihren Richterstuhl gefordert und dann für seinen Mörder eine Belohnung von einer Million ausgesetzt; jetzt sandten sie eine Deputation an Thiers, der sie jedoch kühl ablaufen ließ.

Nachdem das Fort Issy 9. Mai genommen war, nachdem die Pariser 16. auch die Feste Vanves und 18. Montrouge geräumt hatten, wurde der Kampf ein hoffnungsloser. Um so greulicher wuchs die Verwirrung in dem Hexenkessel, immer rücksichtsloser wurden die Greuelthaten. Die Besitzlosen ergriffen oder schafften einen Anlaß um den andern, um Rache am Stolz und Luxus ihrer bevorzugteren Landsleute zu nehmen. Zu den wüthendsten Communisten gehörten die Weiber der Straße; ihrer 2500 wurden als „Amazonen der Commune" gemustert und besoldet, und sie schlugen sich, raubten und mordeten so gut als die Männer. Gassenbuben spielten den Richter, den Beamten, den Kerkermeister oder Scharfrichter. Aller Religionsunterricht wurde abgeschafft, jede Ceremonie der christlichen Kirche verhöhnt. Man überfiel, entweihte und beraubte die Kirchen und Klöster, besonders die Nonnenklöster; die Waisenkinder riß man aus der Obhut der Frommen und stellte sie unter die Aufsicht liederlicher Weiber, die ihre Lust dran hatten, die

Kleinen viehisch trunken zu machen. In den Kirchen hielt man lästerliche Clubs, wobei der Präsident auf dem Altare saß. Am Himmelfahrtstage vertheilte man vor den Kirchen in namenlosem Hohne Hostien an den Pöbel ꝛc. Kunst und Wissenschaft traf der roheste Haß. Am 18. Mai endlich wird der lustige Student und blutdürstige Erzatheist Rigault beauftragt, an den gefangenen Geiseln Repressalien zu nehmen für die von den Versailler Truppen verübten Grausamkeiten.

Mit dem Sonntag 21. Mai brach die grause „Höllenwoche," die Woche des Todeskampfes der Commune an. Von dem leeren Wall herab winkte ein redlicher Bürger (am St. Cloud-Thor) den Truppen mit dem Taschentuch und bezeichnete ihnen die Stelle, wo die Ringmauer leicht zu überschreiten war. Abends standen schon 80,000 der Versailler innerhalb der Wälle; aber ihr Fortschritt in der Riesenstadt war ein langsamer, über Barrikaden, über aufgehäufte Leichen, über Schutt und Trümmer. Das Meiste mußte das schwere Geschütz thun, weil man die Soldaten schonen wollte; eben darum ließ man sie auch anfangs während der Nacht von der Blutarbeit ruhen, ein schwerer Mißgriff. Schon am 22. löste sich die Commune auf und suchte in Luftballons zu entrinnen, was das entrüstete Volk doch nur wenigen Führern gestattete. Etliche der Vorkämpfer, wie der greise, ehrliche Delescluze, starben auf den Barrikaden, andere machten sich ans Brennen oder an die Menschenjagd. Am 23., als die Geschosse immer dichter auf die Tuilerien fielen, übernahm es der frühere Fleischergeselle Oberst Benot, den feuersichern Palast mit Erdöl zu übergießen, Laufpulver zu streuen und ein Pulverfaß unten aufzustellen. Um 2 Uhr Morgens (24.) hörte man den furchtbaren Knall, dem augenblicklich der Brand aller nicht aufgeflogenen Räume folgte. „Die letzten Spuren des Königthums waren vertilgt." Darauf steckte Bergeret trotz aller Bitten und Thränen der Wächter auch das Louvre in Brand, doch gieng nur sein Bücherschatz in

Asche auf, die unermeßlichen Kunstschätze wurden durch die Ankunft der Truppen gerettet.

Man hatte eine Anzahl Dominikanermönche als unnütze Glieder der Gesellschaft verhaftet und zu Handlangern am Bau der Befestigungen gebraucht. Jetzt wurde ihr Gefängniß geöffnet und ihnen zugerufen: Kommt heraus, ihr seid frei, aber schnell! Wie sie heraus eilen, schießen hinter den Bäumen versteckte Meuchelmörder auf die fliehenden Mönche und strecken ihrer 21 zu Boden. Am 24. Abends wurde der Erzbischof Darboy mit seinen Gefährten, vier Priestern und einem Präsidenten, hinausgeführt und erschossen. Dann kam die Reihe an 10 weitere Priester, 2 Geiseln und 35 Gensdarmen. Unter Kolbenschlägen trieb man sie vorwärts; wer wollte, durfte noch sein Müthchen an ihnen kühlen. Man pferchte sie zusammen, eine Marketenderin schoß zuerst in den Menschenknäuel und das Gemetzel gieng vor sich unter dem Beifallklatschen der umstehenden Weiber, die auch die Leichen noch beschimpften, während Knaben sich an ihnen im Zielen übten.

Aber wie manches unschuldige Blut wurde auch von den Versaillern ohne viel Federlesens vergossen! Am 23. hatten sie den wichtigsten Punkt, den Montmartre, genommen; am 24. wogte der Kampf besonders ums Stadthaus. Da gieng nun auch die Angeberei los, irgend wer wurde denuncirt und alsbald ihm das Hirn eingeschlagen; in solchen Mordthaten wetteiferten selbst Offiziere mit den Soldaten. Alle Gossen waren voll Bluts, denn Gefangene wurden in Massen niedergemetzelt. Man fand auch überall Bomben voller Zündstoffe, begegnete Frauen, die Petroleum in Gießkannen herbeischleppten und in die Kellerlöcher goßen (Petroleusen), begegnete Kindern, die brennende Schwefelhölzchen nachwarfen, und wer dachte da an Gnade! Weiber nahten sich den Soldaten mit freundlichster Frechheit, gaben ihnen Cigarren und erschossen sie während des Anzündens, spritzten ihnen Vitriol ins Gesicht oder vergifteten sie mit schmeichelnd

credenztem Weine. Dicker Rauch bedeckte Paris, so daß man bei der Blutarbeit kaum zu athmen vermochte.

Erst am 27. fiengen die Feuersbrünste zu erlöschen an, nachdem etwa 300 der prächtigsten Gebäude in Asche gelegt waren. Am Pfingsttag (28.) wurde das Arbeiterviertel Belleville genommen, und die Reste der Communisten fanden sich zwischen den Franzosen und den Preußen eingekeilt; sie wurden hinter dem Kirchhofe Pere Lachaise aufgerieben. Das letzte Häuflein der Insurgenten streckte 29. in Vincennes die Waffen. Massenerschießungen räumten unter ihnen noch weiter auf; doch wurden auch noch 38,000 Gefangene in Satory zusammengepfercht, um in den folgenden Monaten abgeurtheilt oder freigelassen zu werden. (Ihrer 4000 hat man nach Neukaledonien deportirt.) Noch am 6. Juni ergriff man eine Frau, die ein Haus mit Erdöl in Brand stecken wollte; sie wurde sogleich erschossen. Nachträglich wunderte man sich nur, viele Häuser, Bibliotheken und Paläste, die auch schon dem Untergang geweiht waren, trotz allerlei aufgehäufter Brennstoffe gerettet zu finden; mancher zündende Schwefelfaden war wie durch eine höhere Hand gelöscht worden. Extrazüge beförderten erst Feuerwehren von Brüssel, London &c. nach Paris, dann aber Schaaren von Vergnügungsreisenden, welche sich die Ruinen ansehen wollten. Mögen sie alle an diesen Feuerzeichen und dem Greuel der Verwüstung etwas gelernt haben!

Die Internationale aber pries laut dieses Pfingstfest der heroischen Selbstverbrennung von Paris, und erklärte: „Zwischen den französischen Arbeitern und ihren ewigen Gegnern, den Priestern, Königen und Kapitalisten, ist hinfort weder ein Friede noch ein Waffenstillstand mehr möglich. Wir sind erlegen, aber nicht besiegt. Der Socialismus läßt sich nicht besiegen, denn er ist die Gerechtigkeit. Allen Mitgliedern der Internationale liegt ob, den Herd des Hasses und der Rache, den wir gegen die Religion, die Autorität, die Reichen und die Bürger angezündet haben, um so mehr anzuschüren, als man die be-

rühmten Chefs des französisch-socialistischen Aufstands ohne Gnade erwürgt hat. Bald werden wir zu heftigen und schrecklichen Explosionen unsere Zuflucht nehmen, dem bestehenden socialen System ein Ende zu machen." — Marx, der übrigens für seine Person den Ausbruch in Paris als verfrüht angesehen hatte, wartet auf einen allgemeinen Weltbrand, der sich an 100 Punkten zumal entzünde, als „die immense Morgenröthe des neuen Tags," da die staatliche Einheit Europas durch die zu einer großen Arbeiternation verschmolzenen Proletarier sämmtlicher Länder hergestellt sein wird. — Eifriger als zuvor wird gerade auch in Deutschland auf den „freien Volksstaat," d. h. die rothe Republik hingearbeitet; man spricht es offen aus, daß die Entthronung aller Fürsten eine Nothwendigkeit sei, zu deren Verwirklichung die Bildung eines Revolutionsheers in erster Linie gehöre; „die Citadelle der Knechtschaft ist in Berlin, Krieg gegen Gott und Christus der Schlachtruf des großen Kreuzzugs." a. 76 zählte man schon 51 socialistische Blätter in Deutschland, mehr als in der ganzen übrigen Welt. —

Nun der innere Feind mitleidlos niedergeworfen war, brach allmählich wieder das Parteigezänke hervor, das einige Zeit geschwiegen hatte. In Bordeaux war ein ungeschriebener „Pakt" vereinbart worden, daß diese Nationalversammlung noch keine definitive Regierung begründen solle. Um seiner rettenden That willen wurde aber Thiers (31. Aug. 71) förmlich zum Präsidenten auf drei Jahre ernannt, als welcher er seine Hauptaufgabe, die Auslösung des noch von Deutschen besetzten Gebiets und die Aufrichtung Frankreichs mit großem Geschick vollbrachte. Die Finanzen zu ordnen griff er auf sein Schutzzollsystem zurück, die Milliarden floßen ihm nur so zu, ohne daß das Volk merkte, wie viel mehr es aufzubringen hatte; das Heerwesen begann er nach deutschem Muster einzurichten. Nachdem er aber (März 73) für die Abzahlung der 5 Milliarden gesorgt und damit einen Räumungsvertrag zu Stande gebracht hatte, vermöge dessen

im Sept. die letzten deutschen Truppen das Land verließen, war er entbehrlich geworden. Schon lange muthete man ihm zu, eine Monarchie zu gründen, etwa eine orleanische; denn auch diese Familie hatte aus dem Exil zurückkehren dürfen, hatte auch ihre Güter wieder gewonnen. Ebenso machten die Bonapartisten neue Anstrengungen für ihren kaiserlichen Prinzen, seit Napoleon III. 9. Jan. 73 in Chiselhurst verschieden war. Den Klerikalen, so höflich er sie behandelte, war Thiers schon darum verhaßt, weil er nie eine Kirche besuchte. Wie er aber die conservative Republik für die einzig mögliche Regierung erklärte, ertheilte ihm die ultramontane Mehrheit ein Mißtrauensvotum 24. Mai 73, das er sogleich mit seiner Abdankung beantwortete. Der „ruhmvolle Besiegte" Macmahon mußte ihn ersetzen; er sollte auch gleich der Königsmacher werden. Denn nachdem der öſtreichische Hof einer Verschmelzung der beiden königlichen Linien vorgearbeitet hatte, erschien 5. Aug. der Graf von Paris in Frohsdorf, um sich seinem Vetter, Heinrich V., als dem nächsten Erben der Monarchie zu unterwerfen. Der Papst jubelte, Paris rüstete schon für den prächtigen Einzug des „Roy," als derselbe für gut fand, gegen die Beibehaltung der dreifarbigen Fahne, die er erst zugestanden hatte, sich doch noch zu erklären. Nachdem die „Fusion" daran gescheitert war, wurde Marschall Macmahon 20 Nov. mit dem Septennat (siebenjähriger Oberherrschaft) betraut. Man mußte sich nothgedrungen mit der Republik begnügen, wenn auch ihre Verwaltung ihren Gegnern anvertraut blieb. Die Versammlung beschloß im Jan. 75 endgültig, daß Frankreich eine Republik bleiben solle; zu ihrer Zähmung sollte aber ein Senat dienen, bestehend aus 300 verdienten Männern, und die höhere Bildung wurde von der Kirche erwartet, welche fortan freie Universitäten sollte gründen dürfen.

Im Februar 76 gab ein Plebiscit dem Volke Gelegenheit, wieder einmal seine Wünsche zu äußern. Gegen fünfthalb Mill. stimmten jetzt für die Republik (nur ½ Mill.

für einen Monarchen, etwas weniger für einen Napoleoniden) und demgemäß wehte auch ein frischerer Wind in der neugewählten Versammlung, die unverholen klagte, daß Frankreich 5 Jahre lang von den Jesuiten beherrscht worden sei. Jetzt erst wurde die unentgeldliche Schulung aller Kinder beschlossen, ob auch 40,000 Kanzeln gegen diesen Jammer des Zwangsunterrichts donnerten. Doch wurde diese republikanische Mehrheit unter ihrem Führer Gambetta nachgerade dem Marschall so unbequem, daß er 16. Mai 77 seine Minister als allzufreistaatlich und unpäpstlich entließ, und die Kammer auflöste, um wieder mehr dem Klerus zu Willen zu sein. Diesem liegt vor Allem an, das schöne Frankreich dem blutenden Herzen Jesu zu widmen, wie es a. 1670 der Nonne Marie Alacoque soll gezeigt worden sein; zu ihm betet man jetzt auf großen Pilgerzügen: Heiliges Herz Jesu, rette Rom und Frankreich! Da der greise Thiers 3. Sept. 77 unvermuthet schnell wegstarb, verschärfte sich der Gegensatz der Parteien nur um so mehr, denn nun standen sich die Demokraten unter Gambetta und die Imperialisten ohne Vermittlung gegenüber, und trotz aller Anstrengung konnte Macmahon in der am 14. Okt. gewählten Kammer keine Mehrheit gewinnen.

§ 27. Der Frankfurter Friede und der deutsche Reichstag.

Gerne hätten die deutschen Heere, nachdem sie Paris geräumt, sofort den Rückweg in die Heimat angetreten, aber die Frage, wer denn in Frankreich die oberste Macht erringen werde, gebot große Vorsicht. Bedenklich war, daß auch Thiers sich mit den Deutschen in kein freundliches Einvernehmen setzen mochte, daher die Friedensverhandlungen in Brüssel (s. 28. März) nicht vorwärts kommen wollten. Die französischen Commissäre zeigten wenig guten Willen und erhoben immer neue Schwierigkeiten. Für die Bezahlung der Verpflegungskosten und der Kriegsentschädigung bewilligte man deutscherseits eine billige Frist; weil aber die Verzögerung das Maß überschritt,

beschwerte sich Bismarck, als suche Frankreich durch Ausflüchte die Sachen in die Länge zu ziehen, und hielt endlich mit der Entlassung der Gefangenen inne. — Dagegen wurde jetzt ein anderer Zwischenfall erledigt. Große Sensation hatte mitten im Kriege (Nov. 70) eine russische Note erregt, worin der Kaiser von Rußland erklärte, er halte sich an den Artikel des Pariserfriedens vom J. 1856, welcher das Schwarze Meer neutralisirte (S. 152), nicht mehr gebunden. Das kündigten seine Minister in London, Wien und Constantinopel zugleich an. Bismarck gelang es, die Erbitterung, welche darüber in England entstand, durch den Vorschlag einer Conferenz zu beschwichtigen. Diese trat in London zusammen, und beschloß 13. März 71 ein für Rußland günstiges Abkommen. Letzteres sollte nicht länger durch Beschränkung der Zahl seiner Kriegsschiffe und durch Verbot aller Kriegsarsenale beengt sein, jedoch wurde auch ausgesprochen, keine Macht dürfe einseitig Verträge lösen oder modificiren. Durch seine Vermittlung in dieser Pontusfrage stattete Preußen dem Kaiser Alexander seinen Dank ab für seine so wohlwollende Neutralität. Sie allein hatte verhütet, daß der Krieg keine europäischen Dimensionen annahm.

Am 21. März wurde in Berlin der erste deutsche Reichstag eröffnet. Dem stattlichen Kaiser schritt Moltke voran mit dem Reichsschwert, Roon mit dem Scepter, ein Graf Redern mit der Krone, der Heeresvater Wrangel mit dem Reichsbanner. Der Kaiser hielt eine warme Thronrede, worin er Gott herzlich dankte für das Große, das erreicht war: „die Einheit Deutschlands, die Sicherung unserer Grenzen, die Unabhängigkeit unserer nationalen Entwicklung", und die Hoffnung aussprach, das neue Deutschland werde ein zuverläßiger Bürge des europäischen Friedens sein. Dann bevorwortete er die vorzulegenden Gesetze, welche die Wunden des Kriegs nach Vermögen heilen und den Rechtszustand des Reichs ordnen sollten. Es geschah diese feierliche Eröffnung am Tage vor des Kaisers Geburtstag, an welchem er den

Reichskanzler Graf Bismarck in den Fürstenstand erhob. Die Vertreter der Nation kamen ihrerseits dem Kaiser (30. März) mit einer Adresse entgegen, in welcher sie ihm Glück wünschten zu der gelungenen Großthat, welche die Sehnsucht der Vorfahren und die Hoffnung der Mitlebenden erfüllt habe. Sie sprachen es offen aus, Deutschland gönne jeder Nation, die Wege zur Einheit, jedem Staate, die beste Form seiner Gestaltung nach eigener Weise zu finden. „Die Tage der Einmischung in das innere Leben anderer Völker werden, so hoffen wir, unter keinem Vorwande und in keiner Form wiederkehren." Damit war der Vorschlag der Klerikalen abgelehnt, welche versucht hatten, einer deutschen Einmischung in italienische Angelegenheiten das Wort zu reden. Gern hätten sie nämlich das neue Reich unter den Schutz des Papstes gestellt, vorausgesetzt daß es sich bewegen ließe, diesem zur Wiederherstellung seiner weltlichen Herrschaft behilflich zu sein. Sie stöberten auch in den Grundrechten von 1848 (S. 136) und fanden da Paragraphen von der Selbständigkeit der Kirchen; wie schön würden diese der neuen Reichsverfassung anstehen; denn für Geltendmachung der Concilsbeschlüsse, für Vermehrung der Jesuitenklöster und Mönchsorden wäre damit ein freier Boden geschaffen! Durch diese Vorschläge waren aber die Plane der Jesuitenpartei (sie nahm die mittleren Plätze ein und hieß darum das Centrum) blosgelegt, und der Reichstag hütete sich wohl, solche allgemeine Phrasen in die deutsche Reichsverfassung aufzunehmen. Für diese begnügte man sich mit dem Nöthigsten, so daß die Berathung über sie 14. April schon geschlossen wurde. Das Reich sollte zunächst für Handel und Wandel, für Verkehr zu Wasser und Land, für Schutz im Ausland und gegen das Ausland sorgen; der Kaiser nimmt eine Mittelstellung ein zwischen voller Souveränität und republikanischem Bundespräsidium; weiter Anzustrebendes, wie die Verwirklichung der Rechtseinheit überließ man der Zukunft. So viel erhellte indessen aus diesem ersten An-

lauf, daß die Weiterentwicklung des Reichs vorzüglich durch den Kampf mit der ultramontanen Partei bestimmt sein werde, und Bismarck verhehlte sich nicht, daß dieser gefährlicher ausfallen dürfte, als der Krieg gegen Frankreich.

Ein unverdientes Mißgeschick, könnte man sagen, wenn man im Einzelnen überschaut, was Alles von den deutschen Regierungen, besonders aber von der preußischen zu Gunsten der katholischen Kirche gethan worden war! Ihre „Freiheit" war s. 1850 in einer Weise gesichert, wie sonst nur noch in Belgien; der Staat überlieferte die theologischen Fakultäten und die niedere Geistlichkeit in die Hand der Bischöfe. Für den katholischen Cultus hatte er 865,000 Thlr. im Jahr gegeben, für den protestantischen, dem doppelt so viele Seelen anhiengen, nur 628,000 Thlr. Diesem schreienden Mißverhältniß entsprach die Ehre und Zuvorkommenheit, mit welcher katholische Kirchenfürsten sich behandelt sahen, während die Vertreter der protestantischen Kirche oft sehr kurzsilbig abgefertigt wurden, von der Regierung wie von der Volksvertretung. Die protestantische war immer das zurückgesetzte Stiefkind, die katholische das verhätschelte Schooßkind. Man hatte die evangelischen Kirchenmänner stets als fügsame, fleißige und ungefährliche Unterthanen erkannt, warum sollte man ihnen besondere Aufmerksamkeit schenken? So begab sichs, daß diese Männer 1869 eine Synode hielten; die Kosten derselben bewilligte der Landtag erst 1873. Wo wäre dem Aehnliches der katholischen Kirche begegnet? Sie hat es durch die fortwährende Unterstützung des Staats dahin gebracht, daß die Zahl der Katholiken sich in den Provinzen gemischter Bevölkerung beständig mehrte, daß in Schlesien z. B. die Protestanten jetzt die Minderzahl haben, weil für ihre Kirchen und Schulen nicht ausreichend gesorgt und den Uebergriffen der Römischen nicht entgegengetreten wurde. Als Nassau 1866 preußisch wurde, standen dort ein evangelischer und ein katholischer Bischof im Amt, jeder mit

einem Gehalt von 5000 Thlr.; sogleich wurde dem katholischen mit 5000 weiteren aufgebessert, und zwar ihm allein. An katholische Bischöfe verschenkte der Staat in 7 Jahren 70 Patronate. Mußten sich nicht die Ultramontanen sagen: woher diese Dienstfertigkeit einer evangelischen Regierung als aus Furcht vor unserer Macht oder aus dem Gefühl unserer Unentbehrlichkeit? In diesem Sinne traf der jetzige Bruch den Staat als eine verdiente Strafe.

Bei den Berathungen über Elsaß-Lothringen gab Bismarck (2. Mai) eine eingehende Schilderung der Sachlage vor und nach dem aufgedrungenen Kriege. Die französische Rheingrenze mit dem Ausfallsthor Straßburg habe, nach dem Geständniß des sel. Königs Wilhelm von Würtemberg, das Haupthinderniß für Süddeutschland gebildet, sich der deutschen Einheit ohne Rückhalt hinzugeben. Daher mußte nach Bürgschaften gegen weitere Ueberfälle gesucht werden. Man habe ihm gerathen, aus Elsaß-Lothringen einen neutralen Staat zu bilden, etwa wie Belgien und die Schweiz; ein solcher aber könnte Frankreich auf der Landseite schützen und ließe demselben doch Freiheit, mit seiner großen Flotte Deutschland zu bedrohen; auch sei der Neutralität eines solchen, noch kürzlich begeistert französischen Landes nicht recht zu trauen. Also habe man sich entschließen müssen, diese Landstriche vollständig in deutsche Gewalt zu bringen, um sie als ein starkes Glacis gegen Frankreich zu vertheidigen. Die Abneigung der urdeutschen, eben darum in Frankreich als eine Art von Aristokratie angesehenen und geschätzten Elsäßer haben wir Deutsche mit Geduld zu überwinden; und wir können das, indem wir ihnen einen höhern Grad von communaler und individueller Freiheit bewilligen, als sie bisher genoßen. Das Reich müsse also suchen, diese gemeinsam gewonnenen Länder durch Gleichberechtigung sich zu assimiliren. Man beschloß, dieselben vorerst in einem Uebergangszustand unter des Reichskanzlers Leitung zu belassen; erst mit dem J. 1874

sollte die deutsche Verfassung auch dort in Kraft treten. Vorerst wurde besonders angestrebt, die Schulen zu heben und die Uebermacht des klerikalen Einflusses zu beschränken; der zwangsweise Unterricht und zwar in deutscher Sprache wurde allgemein eingeführt und 1. Mai 1872 die Universität in Straßburg neugegründet. Im Okt. hatten die Elsäßer ihren Wunsch auszusprechen, wie viele ihrer Frankreich oder dem deutschen Reiche angehören wollen; von 160,000 sogenannten Optanten sind etwa 40,000 ausgewandert und damit Franzosen geworden. Daß die Jugend zugleich in den deutschen Heeresdienst zu treten hatte, verstand sich von selbst. —

Am 5. Mai 71 traf Bismarck in Frankfurt mit dem vor Kummer ergrauten Favre zusammen. Stürmisch huldigten ihm die Frankfurter und umringten beständig den weißen Schwan, in dem er wohnte und arbeitete. Es glückte ihm auch diesmal mit seiner Arbeit. Am 10. Mai schon war das Friedensprotokoll unterzeichnet; Bismarck konnte nun die Gefangenen massenhaft entlassen. Zugleich wurde die Geldfrage regulirt, in festgesetzten Raten sollten die 5 Milliarden ausbezahlt und im gleichen Verhältniß die noch besetzten Departements geräumt werden. Ueber allerhand Einzelheiten des Friedens wurde in Frankfurt noch Monate lang verhandelt, bis 31. Okt. Alles ratificirt war.

Als der Kaiser 15. Juni den Reichstag schloß, konnte er ihn noch zur Theilnahme an einem großartigen Volksfeste einladen. Denn am Morgen des 16. zogen 40,000 der rückgekehrten Truppen unter dem Jauchzen von $1\frac{1}{2}$ Millionen Zuschauern in Berlin ein. Es waren auserwählte Theile aller am siegreichen Kampfe mitbetheiligten deutschen Heereskörper, welche unter des steinalten Wrangels Führung in die Hauptstadt einzogen, voraus die Leiter des Feldzugs, deren Reihen mit dem Kleeblatt Roon, Bismarck und Moltke schloßen. Letzterer trug den Feldmarschallsstab, den ihm der Kaiser geschenkt hatte. Dann folgte die Heldengestalt des greisen Kaisers.

Es war ein prächtiger Zug, sinnvoll geordnet; es konnte scheinen, als hielte der alte Fritz auf seinem Postament, umgeben von den Männern des Jahres 1813, einem Scharnhorst, Blücher, Gneisenau ꝛc. Heerschau über die Streitkräfte des neuerstandenen Deutschlands. Zugleich wurde das Denkmal Friedrich Wilhelms III. feierlich enthüllt und am 18. Juni schloß ein Dankgottesdienst im ganzen deutschen Reiche die Reihe der Feste.

Rasch wurden nun die Milliarden der Kriegsentschädigung bezahlt und nach einander die Forts und Departements geräumt, bis am 16. Sept. 73 der letzte Deutsche über die Grenze gezogen war (S. 280). Ob diese Milliarden dem neuen Reiche mehr genützt oder geschadet haben, ist noch zweifelhaft; sie führten zu einer tollen Jagd nach schnellem Reichthum, die man den Gründungsschwindel nennt, und welche naturgemäß mit einem starken Katzenjammer endete. Indeß wurde mit diesem Gelde die Goldwährung im neuen Reiche eingeführt und die Flotte nach einem neuen Plan vergrößert. — Nicht als ob die Rüstung auf neue Kriege für das nothwendigste gehalten worden wäre. Vielmehr zeigte (Aug. 71) die Begegnung des Kaiser Wilhelm und Franz Joseph, daß ein friedliches Einvernehmen mit den Nachbarn das Hauptanliegen der deutschen Staatsmänner war; und im Sept. 1872 bezeugte die Dreikaiserzusammenkunft in Berlin, daß Rußland und Oestreich in den großen Fragen der Politik mit Deutschland einig gehen.

Der offenbare Haß der Ultramontanen und die religiöse Gleichgültigkeit der meisten Stimmführer in den Land- und Reichstagen ließen es zu keiner ruhigen vorsichtigen Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche kommen; vielmehr trat nun der erbitterte „Kulturkampf" in den Vordergrund, dessen Anfänger und Namengeber Prof. Virchow zu sein sich rühmt. Es bleibt einmal eine ungemein schwierige Aufgabe, die Ausschreitungen der Hierarchie zu bekämpfen, ohne die Gewissen zu verletzen, und ohne die evangelische Kirche zu schädigen.

Weil aber der Krieg zuerst verschämt geführt wurde, durfte für die letztere keinerlei Ausnahme gemacht werden; so mußten sich also Nov. 71 durch den Kanzelparagraphen kath. und evang. Prediger gleichermaßen warnen lassen, Staatsangelegenheiten nicht in friedestörender Weise zu besprechen. Dann nahm (Dec.) der preußische Staat der Kirche kurzweg die Schulaufsicht ab, womit er die protestantische Sache viel mehr schwächte als die Hierarchen. Im Juni 72 wurden die Jesuiten vom deutschen Reiche ausgeschlossen, worauf der Papst die Hoffnung aussprach, ein Steinlein werde dem neuen Koloß an die Füße rollen und ihn zu Fall bringen. Daher verstand es sich bald von selbst, daß die preußische Gesandtschaft beim Papst aufhörte. Letzterer wurde noch empörter über den neuen Schlag, welchen 1873 die Maigesetze der Kirche in Preußen versetzten, sofern sie die Leitung der Priesterbildung und die Anstellung der Geistlichen dem Staat zusprachen; Pio schrieb darüber einen vergeblichen Warnungsbrief an den Kaiser, „welcher ja doch wie alle Christen ihm, dem Papste, irgend wie angehöre." Ein weiterer Streich gegen ihn sollte die obligatorische Civilehe sein, welche a. 75 allgemeines Gesetz wurde; sie hat den Evangelischen nur Schaden und Schande, dem Staate keine nennenswerthe Frucht gebracht. Allerhand Strafen wurden über unbotmäßige Geistliche verhängt, Bischöfe verhaftet und abgesetzt; s. April 74 kann auch ein deutscher Priester für unbefugte Amtshandlungen vom Bundesgebiet ausgewiesen werden, eine bis dahin unbekannte Strafe. Wie sehr sich über diesem Kampf die Gemüther erhitzten, offenbarte Juli 74 ein Mordversuch, der auf Bismarck in Kissingen gemacht wurde. Der Papst aber hat 5. Febr. 75 alle diese Kirchengesetze für ungültig erklärt und jeden Katholiken, der sie befolgt, exkommunicirt. So sind nun viele ehrenwerthe Männer in allerhand Gewissensnöthen versetzt, und fröhlich jauchzen kann über diese Art der Kampfführung nur, wer sich um die Kirche nichts kümmert. Wird doch auch der evang. Kirche keine rechte Selbständigkeit

gegönnt und die Staatsallmacht in bedenklicher Weise gepriesen. Am Ende aber ruht die nachhaltige Macht des Staats doch in demjenigen Kern der Bevölkerung, der von sittlich religiösen Motiven bestimmt wird; verwirrt diesen die Regierung, so schadet sie sich selbst. Und so beifällig man auch Bismarcks Wort anhörte: Nach Canossa gehen wir nicht, so wenig ist damit der Sieg des Staats für die Zukunft gesichert; denn in diesem Feldzug siegt nicht die Schlagfertigkeit, sondern die Ausdauer. An solche aber ist der römische Stuhl seit Jahrhunderten gewöhnt; und durch Vereine, Casinos, Wanderversammlungen, öffentliche Wallfahrten, Wahlversammlungen, Adressen an den h. Vater sammt dem Peterspfennig und Extrageschenken nach Rom, durch eine einheitlich geleitete, rührig betriebene Presse entwickelt der Katholicismus bereits eine sociale Macht, die ihm noch vor einem Jahrzehnt niemand zugetraut hätte. Auch von der Verleihung des allgemeinen Stimmrechts ziehen die Klerikalen mit ihrer starken Organisation weitaus den größten Vortheil. Erwägt man zugleich die sichtlichen Fortschritte, welche der Socialismus bei uns gemacht hat (S. 279), so wird der denkende Bürger des Reichs erkennen, daß er sich für langwierige Kämpfe zu gürten und nach Geisteswaffen ernstlich umzusehen hat.

§ 28. Der zehnte russisch-türkische Krieg.

Der „kranke Mann" wurde zusehends kränker, wie sich 6. Okt. 75 offenbarte, da er die Leere seiner Taschen bekennen und seine europäischen Gläubiger mit dem halben Zins (von 5 Milliarden M.) abspeisen mußte. So sehr diese klagten, die Mächte konnten ihnen nicht helfen. Auch sonst mehrten sich die Anzeichen vom Verfall des Reichs. Auf der Insel Kreta erhoben sich 1866 die Griechen der Berge, jagten die Türken in die Küstenstädte, und Oestreich wie Frankreich zeigten gute Lust, die schöne Insel dem Griechenkönig zu seiner russischen Hochzeit zu verehren. Doch legte sich England noch drein, die Pforte

ermannte sich und jagte die Aufständischen ins Gebirge, bedrohte auch das feuerschürende Griechenland, so wurden durch eine Konferenz, unter Versprechen weiterer Reformen, die alten Zustände 1869 nothdürftig hergestellt. Aber Verbesserung der Verwaltung scheint in der Türkei eine Unmöglichkeit. — Daher standen 1875 auch die schwerbedrückten bosnischen Christen auf, welche jedoch bald über die östreichische Grenze getrieben wurden; heftiger aber entbrannte die Empörung in der Herzegowina, wo sie an den Tschernagorzen einen Rückhalt fand. Die Pforte rührte sich kaum zu einer Gegenanstrengung. Nun gährte es gar auch unter dem friedlichen Volke der Bulgaren. Schulmeister, die in Rußland gebildet waren, lockten es zu einem schlecht vorbereiteten Versuche, sich die Freiheit zu erkämpfen. Obgleich es nur zu einem schwachen Aufruhr in und um Basardschik kam, 30. April 1876, diente doch die Ermordung einiger Muselmanen den Türken zu einem Anlaß, unter greuelhaftem Gemetzel ganze bulgarische Dörfer zu vernichten. Ein Ahmed Aga wurde mit Orden geschmückt, weil er im Batak allein 5000 Menschen schänden und schlachten ließ, ehe er den Ort dem Boden gleichmachte. Sodann führte der Christenhaß zu einem Auflauf in Saloniki, dem die Konsuln Deutschlands und Frankreichs zum Opfer fielen, ohne daß die Behörden ihre Rettung versucht hätten.

Ganz Europa war entrüstet; scharfsichtige Staatsmänner in Konstantinopel fanden daher für nöthig, einen Regierungswechsel herbeizuführen. Nach einmüthigem Beschluß der Softas (Koranstudenten) wurden vom Großwesir Reformen verlangt, das sinkende Reich zu stützen; da der arme verschwenderische Sultan sie nicht bewilligte, wurde er abgesetzt und gefangen weggeführt 30. Mai; nach wenig Tagen soll er sich mit einer Schere die Pulsadern abgeschnitten haben. Aber auch sein Vetter Murad V. war der Regierungslast nicht gewachsen. Den gefallenen Abdulaziz zu rächen, trat 15. Juni ein Tscherkesse in den Divan und schoß zwei Minister nieder, ehe er selbst

zusammengehauen wurde. Diese Mordscenen drückten derart auf Murad's schwaches Gemüth, daß er in Geistesstörung verfiel und 31. Aug. sein Bruder Abdulhamid II. den Thron besteigen mußte. Osmans Geschlecht schien an Altersschwäche verscheiden zu sollen und die Versuchung, diesen Prozeß zu beschleunigen, lag nahe. — Besonders glaubte Serbien zur Rolle Piemonts auf der Balkanhalbinsel berufen zu sein. Schon länger her hatte der willensschwache Milan zum Krieg gerüstet, eifersüchtig auf den Einfluß, welchen der rührigere Nikita unter den Südslaven gewonnen hatte. Am 1. Juli erklärten beide Fürsten dem Sultan den Krieg; auch Rumänien fieng an eine Grenzberichtigung zu verlangen, wofür es Neutralität zusagte. Von Rußland aber kam den Serben ein General Tschernajeff zu, dem so viel Freiwillige und Beiträge von dortigen Slavencomités nachströmten, daß der Krieg zuletzt ein Feldzug russischer Offiziere mit serbischen Milizen wurde. Allein in Bulgarien einzudringen und den dortigen Aufstand neu zu beleben, gelang den Serben nicht; und als trotz alles Geldmangels endlich ein osmanisches Heer gesammelt war, wurden sie unter scharfen Schlägen über die Grenze ins Herz ihres Landes zurückgetrieben. Doch Kaiser Alexander, der die Niederlagen der Brüder als seine eigenen empfand, erzwang durch sein Drohwort (Okt.) einen Waffenstillstand, auf welchen 28. Febr. 77 ein überaus gelinder Friede folgte. Die Tschernagorzen, welche glücklicher gefochten hatten, verstanden sich nur zu einer Waffenruhe; ihr Fürst wurde vom Zaren als ein christlicher Glaubensheld gefeiert, die Feigheit der Serben dagegen scharf beurtheilt.

Da jetzt eine russische Armee an den Pruth marschirte, trat an die Großmächte die Sorge heran, wie ein gewaltiger Krieg zu beschwören sei. Ihre Vertreter saßen in Konstantinopel zu einer Konferenz zusammen, welche die nöthigsten Reformen für die christlichen Provinzen herauszuschlagen suchte. Allein so sehr sie dieselben ermäßigte, konnte sie doch die Pforte nicht zu ihrer An-

nahme bewegen. Vielmehr stellte nun der kluge Midhat Pascha (23. Dec.) eine freisinnige Verfassung auf, wornach der Sultan seine absolute Macht mit zwei Kammern theilen sollte; und die Pforte erklärte, innere Angelegenheiten des türkischen Reichs gehören nicht vor die europäischen Mächte. Wurde auch Midhat gestürzt, so trat doch das türkische Parlament (März 77) zusammen und zeigte wenigstens in der Besprechung der Zustände des Reichs unerwarteten Freimuth und Scharfsinn. — Noch ganz anders aber erwachte der kranke Mann, als die russische Kriegserklärung 24. April ihm ankündigte, daß er sich um sein Dasein zu wehren habe. Es ist dies der zehnte Türkenkrieg in zwei Jahrhunderten; Rußland fühlte „seine Würde verletzt, durch die hochmüthige Halsstarrigkeit, womit die Pforte die Forderungen des christlichen Europas abgewiesen habe", und wollte diese mit eigener Kraft durchsetzen. Es hatte die Türkei durch die Vorverhandlungen vollständig isolirt, hoffte nun wohl auf kräftige Mitwirkung der christlichen Bevölkerungen, die es zu befreien unternahm, verachtete die paar Millionen Türken und hielt 7 Corps für zureichend, diese in Kürze zu demüthigen. Es hatte sich stark verrechnet. Ungünstig für die Russen war schon der Umstand, daß diesmal die türkische Flotte das schwarze Meer beherrschte. Und gleich die ersten Kämpfe zeigten, daß die Türken, so schlecht sie sich aufs eigentliche Regieren verstehen, doch eine Herrschaft zu gewinnen und zu behaupten vermögen, unbekümmert, ob das Land darüber zur Wüste wird. Und an der Rüstung Rußlands traten doch große Lücken zu Tag.

Während das größere Heer langsam an der Donau aufmarschirte und Rumänien dazu bewog, sich vom Sultan loszusagen, drang die Kaukasusarmee, von Großfürst Michael geleitet, rasch über die Grenze und rückte in drei Heersäulen auf Erzerum los. Ardahan und Bajazid wurden flugs genommen und alles schien in bestem Gang; da wußte Muchtar Pascha (s. 25. Juni) die zersplitterten

Russen einzeln zu fassen, warf sie über die Grenze zurück und hielt sie dort fest. Mittlerweile hatte ein türkisches Landungsheer Suchum Kale überfallen und den Freiheitskampf der Abchasen wieder zu entzünden versucht; weil aber nur geringe Erfolge erzielt wurden, schiffte es sich mit den Aufständischen wieder ein. — Im Westen hatte Suleiman Pascha sich bemüht, vor allem Tschernagora zu erdrücken, doch gelang ihm in neuntägiger Schlächterei (17—25. Juni) nicht mehr, als ins Ländchen einzudringen und durch dasselbe wieder hinausgetrieben zu werden. Dann brachten ihn Dampfschiffe nach Rumelien, wo er nöthiger war. Eben jetzt (22. Juni) nemlich wagte die russische Hauptarmee unter der Führung des Großfürsten Nikolaus den Uebergang über die Donau, welchen die schläfrigen Türken nur wenig hinderten; doch beeilten sie sich endlich ihre Truppen zu sammeln. Mit Jubel begrüßten die Bulgaren in Tirnowa und anderswo ihre Befreier. Nikopoli wurde im ersten Anlauf erobert. Bulgarische Bandenführer erboten sich 11. Juli, russische Schaaren über den Balkan ohne Schwertstreich zu führen, da die Pässe schwach besetzt seien. Gen. Gurko wagte den tollkühnen Streich, packte den Schipkapaß von hinten und gewann ihn; wie er dann ins herrliche Tundschathal hinabstieg, liefen ihm die Bulgaren freudig zu und Adrianopel zitterte schon. Allein nun bedrohte Osman Pascha von Widdin her die rechte Flanke der Russen und errang 20—30. Juli glänzende Siege bei Plewna, in welchen die Russen über 7000 Mann verloren zu haben bekannten. Gurko aber wurde von Suleiman bei Eski Sagra 31. Juli überfallen und hatte nun eiligst das schöne Rosenthal zu räumen, das für die armen Bulgaren nach kurzer Freude zur grausigsten Schlachtbank wurde. Ueberall entbrannte der fürchterliche Religionskrieg. Eine Woche lang (30. Aug.) wurde um den Schipkapaß in einer Weise gerungen, welche den russischen Vortrab völlig abzuschneiden drohte; zugleich schlugen Mehemed Ali (ein preußischer Renegat) im Osten und Osman im Westen auf die zwischen

ihnen eingekeilten und doch, wenn angegriffen, immer minderzähligen Russen. Diese suchten nun nicht blos Verstärkungen nachzuziehen, sondern bewogen auch das rumänische Heer zum Donauübergang, während die freundlichst gelockten Regierungen Serbiens und Griechenlands zwar eilig rüsteten, aber sich doch besannen, ob mit Losschlagen oder Zuwarten mehr zu gewinnen sei. In mörderischen Schlachten vor Plewna zeigte sich die neue rumänische Armee als zutrauenswerther denn die russische Führung; im Okt. noch erwiesen sich die Türken allwärts als unangreifbar in den von ihnen gewählten Stellungen. Die erste Schlacht, welche die Russen gewannen, war die von Aladscha Dagh an der asiatischen Grenze (15. Okt.): ihrer 70,000 drängten da 30,000 Türken nach Kars zurück. Bereits ist so viel klar geworden, daß die Christen auf der Balkanhalbinsel eine Verbesserung ihrer Lage von der alleinigen Thätigkeit Rußlands nicht erwarten dürfen, sondern einerseits alle ihre Kräfte dran zu strecken haben (wie die Czernagorzen thun, welche die Feste Nikšitsch bezwangen), anderseits durch kluges Vorgehen die Mitwirkung anderer Mächte gewinnen oder durch ihr vereintes Schreien das Eingreifen Gottes herbeiziehen müssen. Während der Papst sich über alle von den Russen erlittenen Schläge höchlich freut, lernt der fernerstehende wenigstens das, daß beide Islam und Papstthum noch eigenartige Kräfte und deren mehr besitzen, als die vertrauensselige Aufklärung ihnen beimißt.

§ 29. Kunst und Wissenschaft im 19. Jahrhundert.

In der Poesie begegnen wir zunächst einer eigenen Klasse von Dichtern, welche sich Romantiker hießen. Das Romantische ist nach Jean Paul „das Schöne ohne Begrenzung;" gewöhnlich erklärt man es „das Wildschöne." Und allerdings brachten diese Dichter anfangs neben Schönem auch viel Wildes zu Tag. Ihr Hauptstreben war, der flachen Aufklärung mit der Macht tiefer, ja auch christgläubiger Poesie entgegenzuarbeiten. Zu dem

Ende stiegen sie zu dem Quell der ächten Volkspoesie hinab, der im Mittelalter sprudelt (II, S. 333 ff.), tranken selbst begierig daraus und boten solch frischen duftigen Trank ihren Zeitgenossen in Ueberarbeitungen der Minnesänger, schufen dann aber auch im Geiste derselben eigene Dichterwerke. Daß sie dabei auch in den mittelalterlichen Katholicismus hineingeriethen, ist bedauerlich, aber begreiflich; Fr. Schlegel wurde ein völliger Neukatholik und zog anderere Konvertiten nach sich. Doch reifte die Romantik neben manchem leichten auch gute Früchte. Sie erweiterte die von Herder eröffnete Bekanntschaft mit den alten Schätzen unseres Volkes in Sang und Sage und rückte vielen der Gebildeten das Christenthum wieder näher.

Der Chorführer der Romantiker heißt Ludwig Tieck, geb. 1773 zu Berlin, † 1853 ebendaselbst. Er hatte einen nicht nur das Gegebene selbständig verarbeitenden, sondern auch in hohem Maße schöpferischen Geist und dazu eine reiche Phantasie, mit der er seine Erzeugnisse prächtig schmückt. Wir haben von ihm außer vielen Liedern eine große Anzahl von Novellen, Romanen und Sagen. Zu seinen Besten gehören die im Phantasus und sonst bearbeiteten Sagen, wie das allerliebste „Rothkäppchen." — Hauptleute unter den Romantikern sind die Gebrüder Schlegel, geborene Hannoveraner, Aug. Wilh. v. Schlegel, 1767—1845, von welchem wir den „Arion" haben, und Friedrich v. Schlegel, † 1829. Am hervorragendsten sind aber beide Brüder als Kritiker: mit den schärfsten Waffen giengen sie gegen „das Seichte, Platte und Geistlose" in der deutschen Literatur los. Fremdes nachzuempfinden und zu übersetzen (wie den Shakespeare) gelang namentlich dem Aelteren in bisher unerhörter Weise. — Weiter haben Achim von Arnim und Clemens Brentano uns zu Dank verpflichtet, indem sie uns in „des Knaben Wunderhorn" die schönsten Volkslieder sammelten. Besonders müssen wir hier noch der emsigen Brüder Jakob (1785—1863) und Wilhelm († 1859) Grimm erwähnen, welche die deutsche Sprach- und Al-

terthumskunde eigentlich geschaffen und durch eine Sammlung deutscher Volkssagen und Mährchen sich so verdient als beliebt gemacht haben. Die altdeutschen Sagen hat dann K. Simrock † 1876 für das heutige Geschlecht umgedichtet.

Verwandt mit den Romantikern, doch Leute eigener Art sind „die schwäbischen Dichter." Sie sind vorzugsweise Natursänger, aber ächte, keine sentimentalen oder erkünstelt gefühlvollen. Ihr Haupt ist Ludwig Uhland, 1787–1862, ein Tübinger. Er reicht nahe an die größten Dichter hin. „Er hat der Natur das Sonntagskleid der Freude angethan, das Landschaftsgemälde zum Liede zu vergeistern gewußt; er zog die Glocken der Kapelle, stellte Hirtenknaben auf Bergesgipfel und legte ihnen selige Lieder in den Mund." Am glänzendsten bewährt sich seine Dichterbegabung in Romanzen und Balladen. Leset von ihm: „Graf Eberhard, der Rauschebart," „Rolands Schildträger" und sein ergreifendes Lied: „des Sängers Fluch." Uhland war ein Mann von ächt deutscher Gesinnung und seine Vaterlandsliebe klingt voll aus seiner Harfe. — Diesem persönlich und poetisch befreundet, doch an Dichtergabe unter ihm stehend, sind: Gustav Schwab (1792—1850), ein sinniger Sänger in klassischer Sprache; und Justinus Kerner (1786—1862). In letzterem wohnt neben tüchtigem Humor eine wehmüthige Sehnsucht aus dem Gewühle des gemeinen Lebens heraus nach etwas, „dessen Bild seiner Seele in den Blüthen der Erde und in den Sternen des Himmels vorgespiegelt wird." E. Mörike, 1804—1875 ist ein gedankenreicher Lyriker und faßt alles in eine gar zierliche Form. — Ein hochedler Schwabe, aber kein Naturdichter, sondern ein Geistdichter ist noch zu nennen, Albert Knapp, 1796—1864. Er nimmt unter den neueren Dichtern geistlicher Lieder den ersten Platz ein. Nach innen und oben ziehend sind sein „Morgenstern" (Wenn ich in stiller Frühe 2c.), seine „Nähe der Ewigkeit" (Nur eine leichte Hütte 2c.) und sein „Eines wünsch ich mir vor allem andern!"

Von Würtemberg müssen wir nach Baden hinüber, denn wir dürfen des Joh. Peter Hebel, 1760—1828, nicht vergessen, der uns so urgründlich gemüthliche, ländliche Natur und Sitten so herzig schildernde „Gedichte in Alemannischer Mundart" gegeben hat. Dazu kommen dann seine anspruchslosen launigen Erzählungen in Prosa, welche den Volkston aufs beste treffen. Ihnen vergleichbares haben der farbenreiche Schweizer A. Bitzius 1797—1854 in Schilderungen des bernischen Bauernlebens, und der Mecklenburger Fritz Reuter 1810—1874 im plattdeutschen Dialekt geschaffen, während der Israelit Berth. Auerbach in seinen Schwarzwälder Dorfgeschichten das gemeine Leben poetisch zu veredeln sucht. Allerliebste Schwänke im Pfälzer Dialekt dichtete Franz v. Kobell.

Im Norden begegnen uns drei begeisterte Vaterlands- und Freiheitssänger: der kernige Ernst Moritz Arndt, 1769—1860, dessen „Was ist des Deutschen Vaterland" 2c.; der innige Max v. Schenkendorf, 1784—1817, dessen „Erhebt euch von der Erde" 2c.; der feurige Theod. Körner, 1791—1813, dessen „Du Schwert an meiner Linken" 2c. allbekannt sind.

Uebergehen wir die Oestreicher nicht! Franz Grillparzer 1790—1872 stellt die Zaubergewalt der Liebe in seinen Dramen (die Ahnfrau 1816 2c.) dar, oder auch die Treue der Freundschaft und des Dienstes, wozu ihm mitunter vaterländische Erinnerungen den Stoff liefern. Er zeigt, wie aller Zwang des Lebens nichts vermag gegen ein starkes ideales Band, und ist ein ganzer Dichter, voll reicher Seelenbewegung, nur je und je etwas zu wortreich und pathetisch. Entnervend wirkte auch auf ihn, wie er klagte, der Hauch seiner Vaterstadt, „des Capua der Geister." Und mit Wehmuth sei auch seines glutvollen, friedesuchenden Landmanns Nic. Lenau gedacht, dessen Kämpfe 1847 im Irrenhaus zu Ende giengen!

Weitere berühmte Dichter sind: F. Rückert 1789 bis 1866, Professor zu Erlangen und Berlin. Er begann als

Vaterlandsdichter mit geharnischten Sonetten, und entwickelte nach und nach bei einem Reichthum origineller Gedanken „die reichste Fülle der Formen." Ganz leicht bewegt er sich in den strengen altnordischen Weisen, in den zarten morgenländischen Ghaselen und Slokas, in den kunstvollen italienischen Versarten ꝛc. Er ist überall in der Welt daheim, wie Herder, und im Morgenlande heimischer als dieser. Mit Vorliebe verweilt er auf Arabischen, Persischen und Indischen Gefilden, pflückt dort die schönsten Blumen der Poesie und bietet sie seinen Landsleuten in meisterhaften, Originaldichtungen gleichen Ueberarbeitungen. Wie sehr er sich aber auch in Fremdländisches hinein begibt, er bleibt doch immer deutscher Zucht getreu. Er gab „Deutsche Gedichte" und „Oestliche Rosen" heraus. Von seinen größeren Werken nenne ich nur: „Die Makamen des Hariri," eines arabischen Dichters, und „Nal und Damajanti," eine indische Erzählung. Ueber Rückerts Reimgewandtheit erstaunt man. — August Graf von Platen, 1796—1835 erreicht zwar an Geistes- und Phantasiefülle die Höchsten nicht, übertrifft aber alle an Reinheit der Form und Vollendung der Sprache. Von seinen Liedern ist eines der schönsten: „Das Grab im Busento," von seinen größern Werken das vorzüglichste „die verhängnißvolle Gabel," ein satyrisches Drama. Schade, daß der Mann selbst gar hohe Gedanken von seiner Poesie hatte und seine Eitelkeit leicht verletzt, sein Gemüth verbittert wurde. — Ferd. Freiligrath 1810—1876 ist gleichfalls ein Meister der Form, ungemein farbenreich auch in seinen Uebertragungen, glühend bis zum Uebermaß im Schwärmen für politische Freiheit. „O lieb, so lang du lieben kannst" ist eine Perle unserer Poesie.

Die zwei besten lebenden Poeten sind wohl: Eman. Geibel geb. 1815 in Lübeck, welcher uns eine Reihe tiefsinniger, lebensfrischer, rein- und wohltönender „Gedichte" gespendet, (er wünschte 1868 unserem Wilhelm I., „daß noch dereinst dein Aug' es sieht, wie über's Reich ununterbrochen vom Fels zum Meer dein Adler zieht,"

was ihn seine bairische Pension kostete,) — und Karl Gerok, geb. 1815, beredter Prediger in Stuttgart, der in seinen „Palmblättern" „heilige Worte, heilige Zeiten, heilige Berge und heilige Wasser" schön besungen hat. Die originellste Dichterin aber ist wohl Annette v. Droste, 1797—1848, durchaus edel, lauter und frei von allem Gemachten und Schwülstigen.

Die Franzosen hatten an Pet. Joh. Beranger (1780—1857) ihren populärsten Dichter, der in seinem graziösen chanson die Volksseele aussprach wie kein anderer. Daher hat er gewaltig gewirkt, die Revolution zu verherrlichen, Napoleon zu vergöttern, die Bourbonen und Ultramontanen zu verhöhnen, die Bagatelle hoch leben zu lassen; und wie er einerseits die „glorreichen Julitage" 1830 mitbewirkt hat, so ist wohl auch das Wiederaufkommen des Bonapartismus, das er freilich nicht wollte, mit auf seine Rechnung zu schreiben, wofür ihn Napoleon III. durch ein feierliches Leichenbegängniß strafte. Alph. Lamartine, 1792—1869, begann seine Laufbahn mit tiefgefühlten, an feinen Wendungen reichen Meditations, welche in ähnlicher Weise wie die Dichtungen des ritterlichen Vicomte Chateaubriand 1768—1848 der Restauration aufhelfen sollten; er stellte sich sodann die Verherrlichung der Girondisten in einem historischen Roman 1846 zur Aufgabe was ihn zum Manne des Febr. 1848 machte (S. 108), und endete, der kurz angebetete, als ein beharrlicher Anbettler seines Volks, weil er nicht zu hausen verstand. — Als größter Dichter dieser Zeit gilt wohl Victor Hugo geb. 1802, das Haupt der romantischen Schule, genial auch in seinen Auswüchsen, aber voll von der Pariser Verkehrtheit, als sei die wahre Tugend in den Höhlen des Lasters zu suchen. Feiner und reiner in der Form ist A. Musset 1810—57, der aber in Trunk und Trägheit verkam. — Die begabteste Erzählerin war Aurore Dudevant, (George Sand) † 1876, trefflich in Schilderungen der Natur wie des Menschenherzens. — Mächtig wirkte auch La Mennais 1782—1854,

der aus einem bigotten Priester zum Verkündiger eines neuen Evangeliums demokratischer Brüderschaft wurde.

An den englischen Dichtern dürfen wir noch weniger vorübergehen, weil sie viel mächtiger auf unsere Literatur gewirkt haben und wirken. Unter ihnen war wohl Walter Scott 1771—1832 das bedeutendste Talent; der suchte in Versen und Prosa die Natur, die Sagen und Erinnerungen seines Schottlands zu verherrlichen, und wurde durch seinen Waverley ꝛc. der Vater des historischen Romans; er gilt für den König der Erzähler. Th. Moore 1780—1852 zeigt sich in ähnlicher Weise anhänglich an seine arme Smaragdinsel; nach Irenart steigt er leicht von der rührendsten Klage zu flammendem Zorn oder hellem Jauchzen auf und weiß alles reizend zu schildern. Das größte Genie ist aber Lord Byron 1788—1824, ein zerrissenes, höchst unglückliches Gemüth; der schwelgt abwechselnd in Liebe und Haß, in Weltschmerz und Selbstverachtung, wird kaum einen Augenblick sein Selbst los, und weiß doch alles was er sieht oder berührt, in den wundervollsten Zauber zu hüllen. Wie er für alle unterdrückten Völker schwärmte, wollte er lebensmüde seine letzte Kraft den Griechen widmen und starb in Mesolongi. Unter den Neueren ist Ch. Dickens 1812—70 der Meister im humoristischen Erzählen; in einer jammervollen Kindheit hat er Mitleid mit den Armen und Gedrückten gelernt, und versetzt uns auf's lebendigste in das Treiben aller Arten von Charakteren, besonders aus den niederen Klassen. W. Thackeray, 1811—63 schildert mehr die Sitten der höheren, oft so hohlen Gesellschaft; der berühmteste lyrische Dichter aber ist der aristokratische A. Tennyson geb. 1810, einzig in malerischer Beschreibung. — Unter den Amerikanern mag H. Longfellow, geb. 1808, ihm ebenbürtig sein. Auch Romanschreiber tauchen jenseits des Oceans in Menge empor, wie der Lederstrumpferzähler J. F. Cooper † 1851, der uns in das Leben der aussterbenden Urbewohner und der sie verdrängenden Ansiedler versetzt, und Frau Beecher

Stowe, die durch ihre „Onkel Toms Hütte" 1852 eine halbe Welt auf die Leiden der Negersklaven aufmerksam machte. — Auf Cuba wurde 1844 der Mulatte Valdes Placido erschossen, als Märtyrer für die den Farbigen vorenthaltenen Menschenrechte. Seine (spanischen) Gedichte sind zwar verboten, wirken aber fort unter seinen Freunden (S. 229). So haben auch die Argentiner an Hilario Askasubi einen Dichter, der das Gaucholeben verewigt, ehe es von der Erde verschwindet.

Ueberhaupt aber läßt sich sagen, daß die Dichtkunst mehr als je sich mit nationaler Begeisterung vermählte, und ihre Erzeugnisse mit dazu dienten, die Liebe zum Vaterland neuzubeleben. So haben Es. Tegner († 1846), der patriotische Finne Runeberg († 1877) und der Geschichtschreiber Geijer († 1847) unter den Schweden, der gelehrte Grundtvig, 1783—1872, unter den Dänen, der originelle Norweger Ibsen ꝛc. das ernste altnordische Leben im Liede wieder erweckt. Andere Dänen wie Baggesen († 1826), Oehlenschläger († 1850), und der Märchendichter Andersen sangen sowohl den Deutschen als ihren Landsleuten. — Die Italiener bewegte der affektvolle Tragiker Alfieri († 1803) und bereitete sie auf die Freiheit vor, wie später Manzoni († 1873). Einem Beranger ähnlich wirkten Giusti's († 1850) Spottlieder; der ideale Dichter der Revolution aber ist Aleardo Aleardi. Ebenso freiheitslustig dichteten die Griechen Rigas (S. 31), Sutsos und Rangawis. — In Ungarn ward Petöfy, geb. 1823, als der Sohn eines armen Metzgers und Trunkenbolds, aus einem desertirten Soldaten und herumstreifenden Komödianten der naturtreuste Dichter der Magyaren. Er verschwand 1849 im Getümmel der Schlacht von Schäßberg, aber seine Lieder leben fort im Munde seines Volkes. Unter den Edelleuten steht ihm am nächsten der (1871 †) Minister Eötvös; beliebtester Erzähler ist Maurus Jokay.

Auch die Slaven haben sich namhafter Dichter erfreut. Adam Mickiewicz 1798—1855 wurde aus einem armen

litauischen Bauerknaben einer der vielseitigsten Poeten aller Zeiten, der eigentlich erst eine polnische Metrik schuf, gar beweglich in allerlei Tönen um die verlorene Heimat klagte und deren Helden verherrlichte, am Ende aber des Vaterlands Rettung in einem katholischen Panslavismus suchte. Zum klassischen Dichter Serbiens wuchs Milutinowitsch heran, geb. 1791, eines bosnischen Krämers Sohn, der die Freiheitskämpfe seines Volkes in seiner Serbianka feierte; Tragödien dichtete Ban. Der gelehrteste Slavist unserer Zeit aber ist eines armen Steiermärkers Sohn, Miklositsch, geb. 1813. — Rußland hatte die ersten wirklich vaterländischen Sänger im Grafen Puschkin, 1799—1837, und in Mich. Lermontoff, † 1841, welche beide im Leben und Dichten mit einem Lord Byron wetteiferten und in Duellen starben. Gogol und Turgenjeff malen uns in ihren Erzählungen auf's getreuste die russische Gesellschaft der Gegenwart. Eigenartig singt der Kleinrusse T. Schewtschenko, 1814—61, ein Leibeigener mit traurigem Geschick. Andere Slaven und Finnen sammeln mit Eifer und Erfolg die alten Volksdichtungen, deren Werth erst unsere Zeit recht erkennt.

Gehen wir zur Musik. Hatte sie auch in Bach und Mozart bereits ihre Sonnenhöhe erreicht, wie die Dichtkunst in Göthe und Schiller, so gab es doch hier, wie dort, fortan noch große Meister. Besonders sind drei auszuzeichnen. — Karl Maria von Weber, geb. 1786 zu Eutin, † 1826 zu London, „der Romantiker unter den Tondichtern." Seine Tonstücke sind tiefsinnig und schwärmerisch, märchenhaft und zauberisch. Seine Oper „der Freischütz" mit ihren lieblichen und satanischen Melodieen hat ihm Celebrität durch die ganze Welt hin verschafft. Origineller noch ist seine „Pretiosa." — Ludwig von Beethoven, geb. 1770 zu Bonn, † 1827 zu Wien. Ein Mensch voll Laune und Sonderbarkeiten, aber ein wahres Musikgenie. Er wurde schon mit 28 Jahren harthörig und bald fast taub. Um so reiner und voller vernahm er die Musik in seinem Innern, die er dann zu

Papier brachte. Es tönte aber so stark in ihm und der innere Künstler rang so mächtig nach immer Vollendeterem, daß der Körper darunter litt; er starb an Entkräftung. Beethovens Musik ist einfach und unergründlich tief, klar und geheimnißvoll, frei und streng, zart und erschütternd. Er hat auserlesene Sonaten, dann Quartette, Symphonien rc., auch eine vollendet schöne Oper „Fidelio" geschrieben. — Felix Mendelssohn-Bartholdy, 1809—47, ein Enkel des Philosophen (III, 414). Wenn auch nicht so genial wie Beethoven, hat er doch soviel geleistet als dieser. Er wendete sich nach Bachs Vorgang einer höheren Musik zu, und führte mit seinen köstlichen Tonstücken Viele von der Lust an der leichten französisch-italienischen Musik, welche in Deutschland neue Gunst gewonnen hatte, zum Geschmack an der ächten Tonkunst zurück. Bei ihm dient die Kunst wieder dem Göttlichen. Eigenthümlich das Gemüth ergreifend sind seine „Lieder ohne Worte," geistreich und melodiös seine Oratorien Paulus und Elias. — Mit Beethoven geistig verwandt ist der Wiener Franz Schubert, 1797—1828, bezaubernd durch seine Lieder und Sonaten. Eine Zukunftsmusik aber schuf der geniale Rich. Wagner, der Texte und Klänge zugleich dichtete, dafür ein eigenes Theater in Bayreuth erbaute und 1876 hohen Beifall erntete.

Die „bildenden Künste" erhoben sich zu einer lange nicht gekannten Höhe. So sind in der Bildhauerei drei große Künstler anzuführen, ein Italiener, ein Däne und ein Deutscher. Jener, Antonio Canova († 1822), erhob sich wieder aus der Zeitmanier zu freierer Gestaltung. Treffliche Werke von ihm: „Die Gruppe des Ikarus und Dädalus" zu Venedig, „Theseus der Centaurenbezwinger" in Wien, „die drei Grazien" zu München. — Bertel Thorwaldson, geb. 1770 zu Kopenhagen, † 1844. Der größte Bildhauer der neuern Zeit, welcher sich den altgriechischen Meistern nahestellt. Er schuf den vielbewunderten „Adonis," der sich in der Glyptothek zu München als eine ihrer größten Zierden befindet, einen

großartigen „Jason,“ der nach England gekommen ist, einen wirklich antiken „Merkur“ und den „Hirtenknaben,“ einen Christus und seine Apostel. — L. Schwanthaler, 1802—48, zierte die Glyptothek und den Königsbau zu München, sowie die Walhalla mit herrlichen Darstellungen aus der griechischen Götter- und Heldenwelt und der deutschen Geschichte in Marmor und Erz. Er fertigte die prächtige Marmorstatue Rudolfs von Habsburg und das kolossale Erzbild der Bavaria. — Ausgezeichnet sind auch die Werke des Würtembergers Dannecker (1758—1841), der Norddeutschen Schadow († 1850) und Rauch († 1857), denen Berlin seinen schönsten Schmuck verdankt, sowie des feinfühlenden Rietschel (1804—61).

Die Malerei hat zwei Meister aufzuweisen, welche sich den Heroen des 16. Jahrhunderts fast ebenbürtig anreihen. Peter Cornelius, geb. 1787 zu Düsseldorf, † 1867 in Berlin; der Koryphäe der neuern Malerkunst. Er stellte in der Glyptothek die griechischen Götter- und Heldensagen in einer Reihe von Wandgemälden dar. Da fährt die Göttin der Morgenröthe mit ihrem Zwiegespann prachtvoll auf. Die Münchener Ludwigskirche schmückte er mit heiligen Bildern. Das Weltgericht ist dem Umfange nach das größte aller vorhandenen Bilder und es ergreift gewaltig. In Darstellung des Heiligen arbeitete Cornelius mit ganzer Seele, als frommer Christ. Er schreibt einmal: „Möge Gott meinen Geist erleuchten und mein Herz durchdringen mit seiner Liebe, mein Auge erschließen für die Herrlichkeit seiner Werke, für heilige Anmuth und Wahrheit, und jeden Strich meiner Hand leiten.“ Ueberaus reich an tiefsinnigen Entwürfen überließ er doch die Ausführung der meisten seinen Schülern, und verstund sich wenig auf die Farben, daher seinen Gebilden etwas Rauhes, Unfertiges anhaftet. Vereint mit ihm suchten der schwärmerische Fr. Overbeck (1789—69) und der frische Jul. Schnorr (1794—1872) der deutschen Kunst die Tugend der schlichten Wahrhaftigkeit, der keuschen Formenstrenge und männlichen Hoheit wieder zu

gewinnen. Jener wurde in Rom wie viele Künstler katholisch und „konnte nur Engel malen (ich male auch Teufel," sagte Cornelius); dieser blieb Protestant und förderte die Menschenerziehung durch eine „Bibel in Bildern" (240 Blätter). — Der zweite ist Wilh. Kaulbach, 1804—74, ein Schüler des Cornelius, der dann aber seinen eigenen Weg einschlug. Viele Gemälde von ihm, wie die Hunnenschlacht, die Zerstörung Jerusalems, die Reformation, Nero 2c. sind hochtrefflich; zuletzt malte er den Erzengel Michael als den heiligen deutschen Michel.

Ebenso herrschte in allen Zweigen der Wissenschaft ein reges Leben, und es wurden große, z. Th. erstaunliche Fortschritte darin gemacht.

Durch den Schweizer J. Heinr. Pestalozzi, 1746—1827, wurde die Pädagogik (Erziehungskunde) wesentlich gefördert. Er sah viele Kinder seiner im Kampf mit den Franzosen erschlagenen Landsleute verlassen umherirren. Von Mitleid ergriffen sammelte er sie in eine zu Stanz (1798) errichtete Erziehungsanstalt, um sie aus geistiger und leiblicher Verkommenheit zu retten. Er schlug aber eine neue Methode des Unterrichts ein, welche er in einer zu Ifferten 1805 gegründeten Anstalt weiter ausbildete; er ließ den Unterricht von der Anschauung ausgehen, den Lehrstoff naturgemäß stufenweise aufeinander folgen 2c. Seine Methode wurde als ein zweckmäßiger Fortschritt gewürdigt, von Unzähligen nachgeahmt und von Vielen geschickter und erfolgreicher angewendet, als von ihm selbst.

Auf dem Felde der Geschichte geschah außerordentlich viel. Man forschte eifrig den Geschichtsquellen nach, studirte sie mit allem Fleiß und deutscher Gründlichkeit und theilte die Ergebnisse in ausgezeichneten Werken mit. Ein Champollion fand 1822 das Geheimniß der ägyptischen Hieroglyphen, Engländer und Deutsche das der vorderasiatischen Keilschriften 2c. Als vorzügliche Geschichtschreiber sind zu nennen: L. Heeren, † 1842 in Göttingen, der über die Staaten und den Handel des Alterthums klassische Werke schrieb. Fr. Chr. Schlosser,

1776—1863 in Heidelberg, bekannt durch eine hochgeschätzte „Weltgeschichte für das deutsche Volk." Berth. G. Niebuhr, 1776—1831, erst Staatsmann und dann Professor, ein Name vom hellsten Klange. Er erst baute die historische Kritik auf sichere Grundsätze; sein Hauptwerk: „Römische Geschichte." Fried. Raumer, † 1873, mit seiner „Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit." — Leop. Ranke, geb. 1795, Prof. zu Berlin, der erste Historiker unserer Tage, der den geschichtlichen Stoff aus allen Archiven zusammensucht, mit hoher fast kühler Ruhe betrachtet, mit scharfem, die Hauptmomente sicher ergreifenden und das Kleinste und Feinste nicht übersehenden Auge auffaßt und in lichtvoller Weise und ausbündig schöner Sprache darstellt. Hauptwerke von ihm: „Geschichte der römischen Päpste im 16. und 17. Jahrhundert," „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation." Mit ihm wetteifern G. Gervinus, 1805—71, durch seine Geschichte des 19. Jahrhunderts, die er nicht vollendete, weil ihm die Wendung, welche die Dinge nahmen, wider den Strich gieng; H. Leo durch sein Lehrbuch der Universal-Geschichte ꝛc.; W. Giesebrecht durch seine deutsche Kaisergeschichte, Häußer, Sybel und viele Andere.

Die Engländer haben einen Historiker in dem Staatsmann Th. B. Macaulay (1800—59), der ihre glorreiche Revolution von 1688 in geschmackvollster Weise erzählt; noch gründlicher gearbeitet ist des Bankiers G. Grote († 1871) Geschichte von Griechenland. Namentlich haben Amerikaner sich durch geschichtliche Werke einen Namen gemacht, G. Bancroft, der beste Kenner und Beschreiber des nordamerikanischen Alterthums, W. H. Prescott, der die Geschichte der spanischen Herrscher Ferdinand und Isabella, und die Eroberung Peru's aus neugeöffneten Quellen schöpfte, J. Motley, welcher auf die Erhebung der Niederländer ein neues Licht warf. — Unter den Franzosen haben zwei Minister sich historischen Studien mit Glück gewidmet, Franz Guizot 1787—1874, welcher die erste „englische Revolution," und die

Geschichte der Civilisation in Frankreich beschrieb, auch noch in seinem Alter eine französische Geschichte für seine Kinder herausgab, und Ad. Thiers, 1797—1877, welcher die Geschichte der französischen Revolution und Napoleons mit glänzender Kunst seinen Landsleuten so vorführte, daß sie sich in allem, auch in den demüthigenden Unfällen, welche sie getroffen, bewundern konnten; von deutschen Quellen weiß er darum keinen Gebrauch zu machen. Dagegen hat P. Lanfrey die Geschichte Napoleons I., von Mythen und Lügen befreit, streng kritisch darzustellen unternommen; wie Louis Blanc, geb. 1813 (S. 140), wenn auch Parteimann und malerischer in der Farbenwahl, es mit der Revolution von 1789—95 gehalten hat. Gründlich und anschaulich zugleich erzählt Aug. Thierry (1795—1856) die Eroberung Englands durch die Normannen. — Uebrigens ist weithin die Lust an historischer Forschung und Darstellung gedrungen und hat bereits schöne Früchte getragen. Amari entdeckte die Geschichte Siciliens unter den Arabern; Lafarina weiht seine Landsleute in die Geschichte Neuitaliens (1840—50) ein, wie Trikupis den seinigen die Geschichte des griechischen Aufstands vorführt. Joach. Lelewel (1786—1861), Professor in Warschau, nachher in Paris, hat die Geschichte des unglücklichen Polenlandes wirklich erst geschaffen; Wuk Stefanowitsch, † 1864, sammelte die altserbischen Schätze und schuf zugleich eine neue Schriftsprache.

Am allermeisten wurde in den Naturwissenschaften gethan. In alle Theile der Erde reisten Gelehrte, um sie immer microscopischer zu erforschen. — Fürst der Naturforscher ist Alex. Humboldt, 1769—1859. Er hat große Räume von Amerika und Asien bereist und überall mit eindringendstem Blicke die Natur erkundet. Die Summe seines gesammten Wissens hat er in seinem „Kosmos“ niedergelegt, einem einzigen Werk, das auch in einem vortrefflichen Style geschrieben ist. — Von den Reisenden, die das Innere von Afrika (wie David Li-

vingstone, † 1873), die Asien, Australien ꝛc. erforschten, oder die nordwestliche Durchfahrt um Amerika und die Südpolländer auffanden, wäre viel zu sagen. Erwähnt werde aber in aller Kürze der Vater der neuen Erdkunde, Karl Ritter, 1779—1859; und die Entstehung einer ganz neuen Wissenschaft, der Geologie durch Abr. Gottl. Werner, 1757—1817, dessen Forschungen freilich schon längst überholt sind. Man kennt nun nicht blos fast den ganzen Erdboden und bringt aus der größten Meerestiefe die Anfänge thierischen Lebens ans Licht, sondern setzt sich aus Millionen von Beobachtungen eine ziemlich zutreffende Geschichte der Veränderungen, d. h. Gottesthaten zusammen, welchen die Erdrinde ihre jetzige Bildung verdankt. Es versteht sich, daß man dabei allen Spuren des Menschen besonders nachgeht, die Höhlen- und Pfahlwohnungen der frühsten Erdeherrn und jeden Rest ihrer Werke und Gräber auf's genauste untersucht, auch alle Ueberlieferungen und Sprachen vergleicht, um selbst von der vorgeschichtlichen Zeit unseres Geschlechts und von dessen Verbreitung über Länder und Meere sich ein möglichst lückenloses Bild herzustellen.

Auch über der Erde hat man viel Neues erforscht. Seit Herschel (III, 496) ist durch seinen Sohn Joh. Herschel († 1871) u. a. die hehre Welt der Gestirne dem Menschen immer näher gerückt. Das ist vornämlich den von Jos. Frauenhofer († 1826) ausnehmend verbesserten Fernröhren zu verdanken, welche die Gegenstände nicht blos ungeheuer vergrößern, sondern auch vollkommen klar darstellen. Mit diesen trefflichen Telescopen hat man denn am Himmel Tausende von Doppelsternen und Nebelflecken aufgefunden, in der Milchstraße Millionen von Fixsternen entziffert, und zu den 7 bekannten noch 175 kleinere Planeten entdeckt. Durch bloße Rechnung fand Leverrier (1846) die Bahn des 8. großen Planeten, des Neptun, den Adams fast zugleich entdeckte. Auch einem neunten, d. h. eigentlich ersten, weil sonnennächsten glaubt man auf der Spur zu sein; und an unserm näch-

sten Nachbar zur Linken, dem Mars, sind soeben zwei Monde von dem Amerikaner Hall gefunden worden. Wie viel hat man nur sich mit dem Lichte beschäftigt, seit Daguerre u. a. 1838 die Photographie aussannen. R. Mayer fand 1843, wie sich Bewegung in Wärme umsetzt und umgekehrt, nach festen Gesetzen. Bunsen und Kirchhoff erfanden 1860 die Spectralanalyse, welche lehrt, daß im Weltall wie Einheit der Kraft, so auch Einheit des Stoffs herrscht. Mächtige Wirkung that der Versuch des Engländers Darwin, die Entstehung aller Organismen aus einem ersten zu erklären; dagegen zeigten Agassiz u. A., daß keine ununterbrochene Aufeinanderfolge der Thiere von den unvollkommensten zu den höchsten nachzuweisen sei. Immer mehr fühlt sich der denkende Mensch gezogen, dem Wunderbau der gesammten Schöpfung nachzuspüren.

Aus der Anwendung der näher erkundeten Naturkräfte sind staunenerregende Dinge hervorgegangen. Jene müssen immer mehr die mechanischen Dienstleistungen übernehmen, welche früher das Leben unzähliger Menschen ausfüllten. Wir spannen den Dampf an unsre Wagen, Schiffe und Pflüge; senden durch den elektrischen Funken unsre Gedanken über Land und Meer. Der Amerikaner Fulton brachte 1807 das erste Dampfboot (III, 349) zu Stande, der englische Kohlenarbeiter Stephenson baute 1825 die erste Lokomotive. Was für ein Gesicht würde der Weltherr Augustus zu unsern Dampffuhrwerken machen, mit denen er sein unermeßliches Reich in wenigen Tagen hätte durchfliegen können! Aus dem Electromagnetismus aber, dem Faraday, ein frommer Schotte († 1867), und Oersted, ein Däne († 1851), auf die Spur kamen, entsprang der Telegraph, welcher (s. 1837) in ein paar Augenblicken Hunderte von Stunden weit hinschreibt und (s. 1858) durch sprechende Drähte die Welttheile immer inniger verbindet. Der Amerikaner Morse († 1872) ersann den Drucktelegraphen, und jetzt gibt es schon auch Telephone, welche die Stimme selbst am Draht in die Ferne leiten.

Das alles wurde erst möglich durch das Aufkommen der Chemie, d. h. der Wissenschaft von den Elementen, aus denen alle Stoffe zusammengesetzt sind. Sie ist aus der wunderlichen Alchymie oder Goldmacherkunst hervorgegangen, seit es 1777 dem Engländer J. Priestley gelang, die Luft, die man für ein einfaches Element gehalten hatte, zu zerlegen und den Sauerstoff zu entdecken. Seither haben sich die größten Denker über alle irdischen Stoffe hergemacht und dieselben so nach und nach in 64 Grundstoffe zerlegt; zahllose Gewerbe und Fabriken aber nützen diese Entdeckungen aus. Außerordentliches hat Justus Liebig (1803—73) geleistet, indem er den Kreislauf der Stoffe nachwies, und seine Ergebnisse auf Feldbau und Viehzucht anwandte; die Stoffe, welche unsere Ernten dem Boden entziehen, diesem wieder zu ersetzen, hat man auch ganz neue Anstrengungen gemacht, z. B. tausendjährige Lager von Vogelmist und Vogelnestern (Guano) aus regenlosen Strichen nach Europa verschifft. So weiß man auch das Fleisch australischer Schafe und argentinischer Rinder auf europäische Märkte zu bringen. Von den vielen Erfindungen, die sich im gemeinen Leben bemerklich machen z. B.: Gillotts Stahlfedern (1840), den Zündhölzchen (1833), der Gasbeleuchtung &c. können wir hier nicht einmal anfangen zu handeln.

Wir kommen zur Philosophie. Kant und Fichte hatten die Außenwelt, die Natur, zu wenig beachtet: nach ihnen trat ein Philosoph auf, welcher beides, Inneres und Aeußeres, das Ideale und Reale mit einander verbinden wollte. Es ist der Schwabe Fried. Wilh. Jos. Schelling, 1775—1854, Prof. zu Jena, Erlangen, München und Berlin, ein Mann von ungewöhnlicher Kraft und Tiefe des Geistes, auch sehr phantasiereich. Er sagte, etwa wie Plato, daß man zur Erkenntniß der höhern Wahrheit nicht durch die Thätigkeit des nachdenkenden Verstandes, sondern durch eine unmittelbare Anschauung des Geistes gelange. Ihm gieng eine solche

schon 1795 auf, da er von Fichte angeregt, etwas von der Einheit des Seins und Denkens sah, und in Spinozas Art (III, 308), nur viel lebensvoller, davon zu sprechen anfieng. Damals rumorte die „Naturphilosophie" in Deutschland so gewaltig wie die Romantik. Was er später durch diese seine (intellektuelle) Anschauung gewonnen hat, ist ungefähr dieses: „In einer Zeit vor aller Zeit war das Henkaipan d. i. das Ein und Alles. Gott und Welt waren noch in Einem beisammen, in dem tiefen Ur- und Ungrund der Ewigkeit. Allein es traten sodann Gott und Welt auseinander oder: Gott ließ die Welt sich gegenüber treten, daß er sich in ihr beschaue, in ihr wirke und sich auslebe. Indessen ist sie dabei doch etwas Anderes geworden als Er; sie steht ihm insofern jetzt feindlich gegenüber, aus ihrem dunkeln Grunde steigt ihm Widerstrebendes herauf; er muß mit ihr kämpfen, um sie zu bewältigen. Das ist der gegenwärtige Mittelzustand. Aber es folgt noch ein besserer Endzustand, wenn Gott den Gegensatz in der Natur völlig überwunden hat, und selbst Alles in Allem ist. Das ist der Zustand der absoluten Freiheit, wo Er selbst ganz ungehemmt in der Welt waltet und die Welt in ihm erlöst ist von allen Banden ihres dunkeln Grundes." Diese Philosophie heißt „Identitätsphilosophie," weil nach ihr Gott und Welt ursprünglich identisch sind und es schließlich wieder werden. Sofern sie sich mit der Außenwelt beschäftigt, heißt sie „Naturphilosophie," sofern mit dem Göttlichen „Transcendentalphilosophie," d. h. eine in's Jenseitige hinübersteigende. — Man fühlte, daß Schelling etwas Größeres gebe als seine Vorgänger. Das Großartige, Vielversprechende seiner Lehre zog gewaltig an und die Menge seiner Schüler lauschte ihr in tiefem Ernst. In der letzten Zeit seines Lebens wand er sich mehr zum Offenbarungsglauben hinüber, ja rang damit, seine Philosophie in gänzliche Uebereinstimmung mit dem Christenthum zu bringen, ohne daß es ihm ganz gelungen wäre.

Mehr noch gelang die Verchristlichung der Weltweis-

heit dem Baiern Franz v. Baader, 1765—1841, von dem auch Schelling gelernt hat. Katholik, aber kein Römling, ist er wohl der christlichste unter allen Philosophen; er suchte Gott auch auf dem Wege der Heiligung, und strafte sich ernstlich wegen seiner Sünde, was die Philosophen in der Regel unterlassen. Er verglich sich selbst einem Samenhändler und warf viele fruchtbare Keime aus, darunter auch einen „zündenden Blitz wider Rom."

Größeren Ruhm erlangte der Stuttgarter Georg Wilh. Fr. Hegel, 1770—1831, zuletzt Professor in Berlin. Ein Mann von außerordentlichem Umfang und tiefer Gründlichkeit des Wissens, von scharfer, trockener, durch keine Phantasie oder Sentimentalität beeinflußter Urtheilskraft, auch ehrenwerthen Charakters. Dieser pflichtete dem Grundgedanken der Schellingschen Identitätsphilosophie bei, schritt aber von ihm auf anderem Wege zu anderen Ergebnissen fort. Er will gerade durch den denkenden Verstand die Wahrheit ermitteln. Wie bei Aristoteles spielt bei ihm die Logik, die auch Dialektik heißt, die Hauptrolle. Er entwickelt die philosophischen Begriffe nach einer gewissen Form, in fester Methode; und es ist wirklich bewundernswerth, wie das Ding da nacheinander fortgeht. Was aber ist der Inhalt seiner Lehre? Höre die Summa und staune: „Gott ist im Anfang und allezeit alles. Aber er weiß im Anfang noch nichts von sich. Blind entäußert er sich in die Natur. Doch kehrt er zu sich zurück im menschlichen Geiste und da kommt er erst zum Bewußtsein seiner selbst. So nach und nach im Verlaufe der Geschlechter wird es ihm immer heller über sich selbst, und in der vollkommenen Philosophie gelangt er endlich zum vollen Selbstbewußtsein." Du lachst? Es ist zum Weinen. Hegels Lehre ist der altindische Pantheismus, nur in einer ganz absonderlichen Gestalt. Nach ihr ist alles Vorhandene Gott, jedes einzelne eine Erscheinung Gottes. Und das Einzelne kehrt immer wieder ins All der Gottheit zurück. Selbst der Mensch, so zu sagen

der Kopf Gottes, hat als Individuum keine Fortdauer; er kommt aus diesem All heraus und verliert sich wieder in dasselbe, wenn er stirbt. In jüngeren Jahren staunte Hegel in Napoleon die Weltseele an. Daß er das Wirkliche für das Vernünftige erklärte und vom Rechtszustand sowie vom Staat einsichtsvoll lehrte, verschaffte ihm später die Gunst der preußischen Regierung. Selbst Christen huldigten anfänglich seiner Weisheit, die er mit kirchlichen (aber in fremdem Sinne gebrauchten) Ausdrücken (Dreieinigkeit, Versöhnung ꝛc.) ausstaffirte; sie wendeten sich jedoch später scheu von ihm ab. — In anderer Weise suchte Arthur Schopenhauer († 1860) die kantische Philosophie zu Ende zu denken; er fand die Welt unendlich erbärmlich und die Menschen verächtlich, hielt gänzliche Willenlosigkeit für das höchste Ziel und den Gottesglauben für einen bittern Hohn, kam daher so ziemlich auf das Nichts des Buddhismus (I, 70) hinaus. — Noch vor Schellings Tode aber verrauchte bei der studirenden Menschheit merkwürdigerweise die Lust an aller Philosophie beinahe gänzlich, wogegen die Naturforschung florirte. Jetzt liegt das Ansehen derselben, die so lange „die Königin unter den Wissenschaften" gewesen, tief darnieder. Wünschenswerth ist das gerade nicht, aber erklärlich. So wichtig es für den Menschen bleibt, die gewordenen Dinge erst gründlich zu erforschen, ehe er sie nach dem Woher und Wozu und Wohin befragt, so tief ist in ihn das Bedürfniß gelegt, sich aus der Vielheit der Erscheinungen zu sammeln und ihrem Grund und Zusammenhang nachzuspüren. Wer Beruf dazu hat, läßt sich auch dieses Streben nicht entleiden. Gewiß aber bleibt, daß die Furcht Gottes noch heute der Anfang aller Weisheit ist, und der Fortschritt alles Philosophirens nur soweit glückt, als es sich Christum zum Ziel steckt.

§ 30. Hinblick auf die Kirche Christi.

Göthe sagte einmal: „Zur Theilnahme am künstlerischen und wissenschaftlichen Leben ist nicht Jeder berufen, aber

jeder Mensch ist verpflichtet, sich darüber klar zu werden, ob er nur für diese Welt oder für eine unsichtbare Welt lebt. Da hängt nun Alles davon ab, ob man eine Offenbarung aus dieser jenseitigen Welt noch glaubt." Kaum mehr glaubte daran um den Anfang des Jahrhunderts die sog. gebildete Welt Deutschlands und seiner Nachbarländer. Der Rationalismus ließ ihr noch einen fernen Gott, eine lose Tugend und den Traum einer Unsterblichkeit mit immer steigender Vollkommenheit; von einer Erlösung der Sünder durch den gekreuzigten Gottmenschen und von einer Wiedergeburt derselben durch den heiligen Geist, um das Reich Gottes sehen zu können, wußte man nichts mehr. Die menschliche Natur war an sich schon gut. Gott aber war so ferne gerückt, daß man außer etwa noch im Gotteshause, auch nicht mehr die Hände vor ihm faltete. Das Gebet in der Familie und im Kämmerlein unterblieb. Alle wirkliche Religion hatte in den Kreisen der feineren Welt fast aufgehört. Katholischerseits grassirte derselbe Unglaube bei den Vornehmen, welche sehr häufig in den Freimaurerorden eintraten; und selbst eine Menge Priester hegte ihn für sich, wiewohl sie allerdings in ihrer Kirche nicht so frei damit hervortreten konnten. Die protestantischen Geistlichen aber huldigten fast alle offen „dem Vernunftglauben" und verkündigten ungehindert ihre kahle und trostlose Menschenweisheit. So breitete sich der Unglaube nun immer weiter auch unterm Volke aus, vornehmlich in den Städten. Und er trug reichlich seine bösen Früchte. Auch bei denen aber, welche sich keiner Abweichung von der Lehre des göttlichen Wortes bewußt waren, wurde doch das von der Kanzel aus nicht mehr belebte Christenthum immer matter und schläfriger.

Damals war die Brüdergemeinde wie eine Oase in der Wüste. In ihr erhielt sich noch Christenglaube und Christenleben. Das kann auch von den sog. pietistischen Kreisen Württembergs, des Wupperthals &c. gesagt werden. Einzelne Jünger des Herrn und einzelne ächtchrist-

liche Familien gab es allerdings noch allenthalben, und es lohnt sich der Mühe, solchen Predigern in der Wüste, wie dem „katholischevangelischen" Oberlin im Steinthal († 1826), dem Böhmen Jänike in Berlin († 1827), einem Schöner in Nürnberg &c. und ihrer Wirksamkeit nachzuspüren. In Norwegen weckte der Bauer Hauge durch mächtige Reisepredigt 1799—1804 viele Schlummernde auf und lag dafür 10 Jahre im Gefängniß.

Einen wohlthätigen Einfluß auf die höheren Stände übte Fried. Schleiermacher, der berühmteste Theologe seiner Zeit, geb. 1768 † 1834 als Professor zu Berlin. Er wuchs in der Brüdergemeinde auf, begab sich aber 1797 von ihrem Seminar auf die Universität, weil er die Gottheit Christi nicht glauben konnte, wurde dann ein begeisterter Freund der Romantiker, trennte sich jedoch von ihnen wegen ihrer Bewunderung des Papstthums. Ein Mann von umfassendem Wissen und sehr scharfem Denken, auch warmen Gefühls dabei. Durch sein Buch: „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern" (1800) und durch seine anziehenden, auch Unglaubige wieder heranziehenden Kanzelvorträge brachte er viele der feineren Leute doch wieder zu einiger Religion. In den trüben Tagen, die über Preußen kamen, predigte er mächtig, Hoffnung und Glauben doch ja nicht preiszugeben; so am traurigen Neujahr 1807: „die Furcht ist schlimmer als jeder Verlust, selbst als der Tod." Nie verzagte er an Deutschland und half kräftig mit zu dem Aufschwung des Jahrs 1813. Ueberhaupt ist der Schwung geistigen Schaffens nie in ihm erlahmt; sterbend reichte er den Seinen noch das h. Abendmahl. Seine Dogmatik aber (1821) dachte und schrieb er in ganz neuer Weise; er hält sich nicht getreu an Gottes Wort, sondern was sich ihm aus einigen nie abgeworfenen christlichen Elementen und seinen eigenen Gedanken zu einem Ganzen gestaltet hatte, das lehrt er. Seine Lehre geht von dem „Gefühl der Abhängigkeit von Gott" aus; auch anerkennt sie die „Erlösungsbedürftigkeit" des Menschen; Erlöser

ist Christus, der sündlose Menschensohn, dessen gottverbundenes Leben auf die Glaubigen übergeht, gleichviel ob Er auferstanden ist oder nicht. Diese Lehre bildete einen Uebergang zum positiven Christenthume; vielen aber schien sie bereits den Rationalismus mit dem Glauben der Reformatoren versöhnt zu haben. Denn sein Wort „Lebensgemeinschaft mit Christo" hatte etwa Vergessenes neugeweckt.

Der große Befreiungskampf griff mächtig an die Seelen und trieb sie mit ihrem Sehnen und Flehen hinauf zu Dem, von welchem allein die Hilfe kommt. Und das wunderbare Hervortreten Gottes im Sturze des Tyrannen verstärkte die Empfindung von einem nahen, lebendigen Gott. Im J. 1817 hatte die evangelische Christenheit das 300jährige Reformationsjubiläum zu feiern. Es erweckte als Fest der Befreiung vom römischen Aberglauben allgemeine Begeisterung, gewann aber doch auch manche für den positiven Glauben der evangelischen Väter, auf welchen selbst es kräftig hinwies. Damals schrieb Klaus Harms im Schmerz über den Jammerstand der Kirche, welche auf das lautere Evangelium gegründet ist, von dem doch fast alle ihre Diener und Wächter abgefallen waren, seine „95 Thesen" gegen den herrschenden Rationalismus und ermahnte Prediger und Volk zur Umkehr zum frommen Glauben der Väter. Darüber entbrannte ein heftiger Streit. Die vernunft- oder denkgläubigen Theologen — ein Paulus, Wegscheider, Bretschneider und Röhr waren ihre Großmeister — tobten gewaltig gegen den „Wiedereinbruch einer veralteten Finsterniß," so nannten sie den Glauben der Reformatoren! Indessen diente doch dieser Streit dazu, daß immer Mehre, Geistliche und Laien, in Beschäftigung mit dem Gegenstande desselben, zum Offenbarungsglauben herübergezogen wurden.

Es traten nun auch an den Hochschulen hie und da neben den matten Supranaturalisten vom Geiste Gottes erleuchtete und belebte Männer auf, welche sich mit

Entschiedenheit zu Jesu Christo, dem ewigen Gottessohne und alleinigen Heilande der verlorenen Menschheit, bekannten und unter allem Widerspruch ihrer Kollegen die akademische Jugend muthig zu ihm hinführten. Ein solch gesegnetes Rüstzeug war der sel. **Krafft**, Professor der reformirten Theologie in Erlangen († 1845), dem viele lutherische Geistliche und Staatsmänner wie der geistvolle Stahl († 1861) in die Ewigkeit hinüber dankbar sind. Es erschienen auch theologische Zeitschriften für die Sache Christi. Den Reigen eröffnete 1825 das homiletisch-liturgische Korrespondenzblatt, von Pf. Brandt, welches die Gehaltlosigkeit und den innern Widerspruch des Rationalismus nachwies. Diesem folgte 1827 die von dem furchtlosen Prof. **Hengstenberg** († 1869) zu Berlin redigirte Evangelische Kirchenzeitung, welche die Waffen gründlicher Wissenschaft gegen die seichte und flittrige des Unglaubens kehrte, auch den warmen Lebenshauch des Christenthums erquicklich in die Herzen ausströmen ließ, obschon sie zu Zeiten sehr herb urtheilen konnte. Auch sonst wurde der Rationalismus mannhaft angegriffen, und zugleich wandte sich die Zeitströmung in Dingen der Philosophie und des Geschmacks von ihm ab, daher er sehr an Ansehen zu verlieren begann.

In diesen zwanziger Jahren fand ein mächtiger **Umschlag** statt: es erwachte auch unterm Volk ein Suchen nach dem Wahren, eine Freude am Gefundenen, ein Ernst, der Seele Heil zu schaffen. Laien versammelten sich, wie schon lange im Württembergischen, so nun auch in Baiern, Pommern, Halle, Berlin ꝛc. zur Privaterbauung. Man las die heil. Schrift, eine christliche Predigt ꝛc. und horchte mit offenstem Seelenohre auf die Stimme der Offenbarung Gottes. Man betete inbrünstig miteinander, oft frei aus dem Herzen. Die Theilnehmer hatten Verfolgung zu bestehen von den Kindern dieser Welt, selbst von der Polizei, der ihr Wesen als Schwärmerei verdächtigt ward, aber sie ließen sich's nicht beirren. Sie fühlten sich so glücklich in dem Einen Glauben an

den Sünderheiland, und in der gemeinschaftlichen Liebe zu dem unaussprechlich Liebenden. Da waren manchmal Lutherische, Reformirte und Katholische beieinander und alle fühlten sich eins in ihrem Einigen Herrn und Seligmacher. Der konfessionelle Unterschied war weg, es blühte da ein schöner Frühling des Christenthums.

Schon früher regte sich in der katholischen Kirche Süddeutschlands hin und her auffallend ein evangelisches Wesen. Die Geistlichen Mich. Sailer († 1832 als Bischof von Regensburg), Feneberg, Boos († 1825), Goßner, Henhöfer u. a. predigten nahezu oder völlig das Evangelium und mit erstaunlichem Erfolge. Ei was für eine Bewegung in den gnadedurstigen Seelen, denen das holde Wort von der Gnade so lange vorenthalten war! Sie wurden, Prediger und gläubige Hörer, von ihrer Kirche verfolgt; denn diese duldet einmal „Christum, unsere einige Gerechtigkeit," nicht und treibt das in ihr aufkommende evangelische Licht und Leben immer wieder aus, wie wir beim Jansenismus (III, 260 f.) gesehen. Die zwei letzten der Genannten traten förmlich zum Protestantismus über, und wirkten noch mächtig für Wiederbelebung des Schriftglaubens, Goßner († 1858) in Berlin, Henhöfer († 1862) in Baden.

Zu solchem Uebertritt zwang sie und manchen andern guten Mann (z. B. 1840 den Fürstbischof Sedlnitzky von Breslau † 1871) der neue Aufschwung des Romanismus in deutschen Landen, der mit der Herstellung des Papstthums 1814 eintrat und seither stetigen Fortschritt gewann. Damals wurden nämlich die Katholiken überall in neue Bande geschlagen. Der edle Jgn. von Wessenberg hatte als Verweser des Bisthums Konstanz 1800—19 das N. T. in den Schulen und deutsche Sprache in den Gottesdienst eingeführt; er wollte nun beim großen Friedenswerke eine „germanische Kirche" zu Stande bringen, da alle deutsche Bisthümer ein Ganzes unter einem Primas bilden sollten, was ihnen einen gewissen Grad von Selbständigkeit und freierer Bewegung gesichert

hätte. Die Wiener Apostaten aber, ein Fr. Schlegel u. a. schrieen, das ziele auf Trennung von Rom ab; Baiern fühlte sich groß genug, eine eigene Kirche zu haben: so wurde sein Vorschlag abgewiesen, obgleich ihm die ersten Staatsmänner Süddeutschlands beistimmten. Wessenberg selbst wurde dann wohl zum Erzbischof erwählt; der Papst aber verwarf ihn 1819, wie er 30 Jahre später den evangelischgesinnten Leop. Schmid nicht Bischof von Mainz werden ließ, weil dessen gemäßigte Denkweise ihm ein Greuel war. Und der Staat zeigte sich mehr und mehr dem Papste gefällig und gefügig, seit die Kölner Irrung (S. 119) gezeigt hatte, welche Mittel der Aufregung den Kirchenfürsten zu Gebot stehen. Ueberall wurden streng römische Bischöfe eingesetzt, welche die Macht der Kirche möglichst zu erweitern sich bemühten und alles Gewonnene dem Papste zu Füßen legten. Am streitbarsten trat Ketteler Bisch. von Mainz 1850—77 auf, dem es gelang dem Staat eine Concession um die andere abzuringen. War einer allzu friedliebend, wie der würtembergische Bischof Lipp, so wurde er von den Jesuiten verklagt und sein Amt ihm auf jede Weise erschwert. Dennoch hat der Wind, der vom Vatikan ausgeht, die Leuchte wahrer Wissenschaft und regen Geisteslebens im katholischen Deutschland nicht zu erlöschen vermocht. Eine wirkliche Theologie wie die, welche die Hirscher, Möhler, Hefele, Döllinger &c. auf deutschen Universitäten in Aufnahme brachten, sucht man in andern katholischen Ländern vergebens. Vorerst aber herrscht die ultramontane Strömung vor, der sich kein Bischof zu entziehen vermag.

Wie innige Verbindung auch zwischen einzelnen Christen verschiedener Konfessionen fortbestehen mag, so können doch die Kirchen selbst nur eins werden, wenn sie sich über die in ihren Bekenntnissen ausgeprägte Lehre frei verständigen. Will man sie vorher verschmelzen, so kommt leicht ein Mißwerk heraus. So bei der Union der lutherischen und reformirten Kirche, welche durch den alles gleich machenden Rationalismus befördert, s. 1817 in

Preußen u. a. Ländern eingeführt wurde. In bester Absicht unternommen, war sie doch ein verfehltes Werk (S. 9); gedeihliche Schöpfungen auf dem Boden der Kirche gehen einmal nicht aus bloßen Cabinetsordren hervor. In Schlesien trennte sich nach hartem Kampf 1831 ein Theil der Lutheraner völlig von der unirten Landeskirche. In Sachsen, Baiern, Hannover ꝛc. wollte man aber von der Union gar nichts wissen; und so haben wir denn statt zwei nicht eine, sondern drei Kirchen bekommen, eine lutherische, eine reformirte und eine unirte, auf welches Ergebniß schon Spener eventuell hingedeutet hatte. Durch die Ereignisse von 1866 ist in mehreren nun mit Preußen vereinigten Landeskirchen der Wirrwarr noch vermehrt worden; und die Schwäche des deutschen Protestantismus in Herstellung einer kirchlichen Verfassung und Anbahnung wirklicher Selbstregierung offenbart sich sowohl in den Anläufen, die man dazu nimmt, als auch in der Rathlosigkeit, die resignirt davon absteht.

Mehr als durch große Organisationen gelang der Kirche durch freiwillige Gesellschaften. So namentlich die Verbreitung der heil. Schrift. Die 1804 durch Gottes besondere Vorsehung hervorgerufene große Britisch-Ausländische Bibelgesellschaft wirkte fortwährend und in immer wachsender Ausdehnung, wie sie denn jetzt schon 80 Mill. Bibeln (in 215 Sprachen der Welt) verbreitet hat; rührig auch die s. 1812 entstandenen deutschen Bibelvereine. Anfangs hatten sich auch Katholiken eifrigfreudig an dieser Thätigkeit betheiligt, bis der Papst mit dem heftigsten Fluch über das Treiben der Bibelgesellschaften dem entgegentrat. In den evangelischen Landen aber wurde das theuerwerthe Wort in alle Häuser und Hütten gebracht, nach und nach auch in die Heidenländer verbreitet. — Andere Vereine arbeiteten für die Verbreitung kleinerer Erbauungsschriften, angeregt durch die 1799 in England gestiftete Traktatgesellschaft, welche allein schon 1720 Mill. solcher unansehnlichen Boten ausgesandt hat. Es erschienen mit den alten, neue von Christo zeugende Predigtbücher,

unter denen besonders der lebensvollen Zeugnisse des (1828) frühvollendeten L. Hofacker zu gedenken ist. Zu dem Einen Nöthigen hinleitende Lesebücher wanderten durch das Publikum, voran die des tiefgemüthlichen G. H. Schubert („Altes und Neues", Mittheilungen aus dem Reiche," „Oberlin" ꝛc.), des theuern C. G. Barth, die trefflichen „Erzählungen für's deutsche Volk von Caspari," (z. B. der Schulmeister und sein Sohn) und die Werke eines Stöber, Oeser ꝛc.

An den Universitäten nahmen aufrichtig gläubige Professoren der Theologie die Katheder nach einander ein, von deren ausgezeichnetsten ich nur unter den Unirten Neander, Tholuk, J. Müller, Beck, unter den Lutherischen Höfling, Harleß, Thomasius, Luthardt nennen will. So wurden denn die für den geistlichen Beruf Studirenden immer besser gebildet, und der Rationalismus verschwand mehr und mehr wie von den Kathedern, so von den Kanzeln. An den meisten evangelischen Orten erscholl wieder das wahre, seligmachende Wort, an vielen aus freudig geöffnetem Munde, mit Beweisung des Geistes und der Kraft.

Auf der andern Seite steigerte und verbitterte sich der Unglaube. Dav. Strauß regte durch sein „Leben Jesu" 1835 die Hauptfrage an: was dünket euch von Christo? und bald wurde sie zur Frage: Gibt es einen Gott? L. Feuerbach † 1872 lehrte: nicht Gott schuf den Menschen, sondern der Mensch schuf Gott nach seinem Bilde. Auch abtrünnige evangelische Geistliche, Uhlich Wislicenus ꝛc., giengen über den vulgären Rationalismus weit hinaus und hießen jeden glauben, was er wolle, nur nichts Unvernünftiges. Sie nannten sich „Lichtfreunde" und bildeten eigene „freie Gemeinden". Ein Seitenstück hiezu stellte sich auf katholischem Gebiete dar, wo 1845 die Geistlichen Ronge und Czersky sich von dem Aberglauben ihrer bisherigen Kirche öffentlich lossagten und eine eigene Religionsgenossenschaft unter dem Namen „Deutschkatholiken" gründeten (S. 121). Freilich

hatte das Wachsthum ihrer Gemeinden nur geringen Fortgang, weil der Unglaube überhaupt nicht sammelt, sondern zerstreut. Immerhin durchdrang die Anschauung dieser radikalen Freidenker Unzählige, ob sie auch nicht förmlich von ihrer Kirche abtraten, und zwar jetzt vorzugsweise in den mittlern Schichten der Bevölkerung, wie wir denn wahrnehmen, daß, jemehr im Laufe des Jahrhunderts die zuerst abgefallenen höheren Stände sich zum Christenthume zurückfanden, desto mehr der Unglaube unterm Volk einriß. — Unglaube aber und Revolution geht Hand in Hand. Es ist Ein Geist, welcher gegen göttliche und menschliche Autorität, gegen die himmlische und irdische Obrigkeit sich auflehnt. Leute, die zuvor am Glauben gänzlich Schiffbruch gelitten, wie L. Börne, H. Heine, A. Ruge, wurden eingefleischte Demokraten, welche offen den Umsturz der Throne predigten. So konnte das Greueljahr 1848 über Deutschland kommen, „da Verachtung auf die Fürsten geschüttet war, daß alles irrig und wüste stand." Gott half unserem armen Vaterlande und schaffte wieder Ordnung darin. Dieses Jahr hat auch Nutzen gebracht. Die Regierungen sahen deutlich, worauf sie sich stützen können und was sie pflegen sollen; und alle bessere Seelen erschracken vor dem Greuelwesen, zu welchem der unglaubige Zeitgeist führt.

Die Gläubigen aber standen frisch zusammen und hielten Kirchentage, in welchen Wicherns Wort von der innern Mission zündete. Menschenfreunde wie J. Howard († 1790) hatten angefangen die Kerker zu besuchen und das scheußliche Gefängnißleben zu reformiren. Dann haben eine Amalie Sieveking u. a. Plane zu geordneter Armen- und Krankenpflege entworfen, worauf der edle Fliedner 1836 zu Kaiserswerth eine Diakonissenanstalt gründete. Aus ihr wuchsen ähnliche Anstalten in Menge heran, bis man wohl 4300 Schwestern auf 870 Arbeitsposten zählt. Die helfende Liebe bethätigte sich in Errichtung von 330 Rettungshäusern

für verwahrloste Kinder nach dem Muster des von Ch. H. Zeller in Beuggen 1820 errichteten, das zugleich Hunderte von Armenschullehrern bildete. Preiswürdig ist ferner das von Wichern 1833 gegründete Rauhe Haus bei Hamburg, welches allerhand Kräfte in den Dienst des Gottesreiches zog und schulte, und zu Sorgvereinen für die Besserung der gefangenen und entlassenen Sträflinge, zur Seelenpflege der Auswanderer, zur Stiftung von Gesellenvereinen behufs der Veredlung des rohen Lebens der Handwerksbursche rc. den Anstoß gab. Es kamen Jünglingsvereine auf, die sich die Pflege christlichen Sinnes in der confirmirten Jugend angelegen sein ließen, zu Jünglingsbünden zusammentraten und manche edle Kraft in den Dienst Christi stellten. Ferner errichtete man Herbergen zur Heimat, Männer- und Frauen-Asyle, Sonntagsschulen rc. Eine geborene Jüdin Jolberg († 1870) in Nonnenweier, betrat 1833 einen neuen Weg, durch Erziehung von Kinderlehrerinnen für Kleinkinderpflege zu sorgen, und hat sich damit in 400 Orten ein Denkmal gestiftet. Andere gehen den Dieben, den Gefallenen, den Bettlern nach und suchen sie einem menschenwürdigen Dasein zurückzugeben. Da und dort wird nun Taubstummen und Blinden gründlicher Unterricht ertheilt; für letztere ward auch eine Blindenschrift erfunden, die sich mit den Fingern lesen läßt, und schon ist die Bibel in solcher gedruckt, und zwar in mehreren Sprachen. Anderswo entstehen Anstalten für Irre, Blödsinnige, Cretinen, Epileptische, an deren Bedürfnisse man früher kaum dachte. Mit großem Erfolg hat sodann der Gustav-Adolfs-Verein (dessen Gründung 1832 bei Errichtung eines Lützener Denkmals angeregt würde) s. 1843 den Brüdern, die in katholischen Ländern der Mittel des kirchlichen Lebens entbehren, zu denselben verholfen. Auf alle Forderungen der Arbeiter, wie bessere Löhne und eigene Wohnung, freier Sonntag, Entlastung der Frauen und Kinder rc. ist von christlichen Arbeitgebern da und dort eingegangen worden; umsonst aber bemühte

sich der Elsäßer Dan. Legrand s. 1853 um ein internationales Fabrikgesetz, die Wunden unserer Industrie zu heilen. Zur Milderung der Kriegsleiden aber erwuchs aus dem Jammer von Solferino durch das thätige Mitleid des Schweizers Dunant die Genfer Konvention 1864, welcher nach und nach die christlichen Staaten Europas beitraten.

Wie schwer es auch halten mag, in manchen dieser Bestrebungen den christlichen Grundtrieb von bloßen Humanitätsmotiven zu unterscheiden, so zeigt doch schon dieser Ueberblick, daß die Glaubigen im ganzen sich bemühen, ihre Lehre durch Werke der Menschenliebe zu zieren. Wenn darin manche mit Leuten von zweifelhaftem Glauben, aber wohlwollender Gesinnung zusammengehen, so hat das auch sein Gutes. Aber nachdem schon viele, sonst humane Leute, offen erklären, sie seien keine Christen mehr, Andere dagegen, welche mit diesen gute Freundschaft halten, die rechten Christen sein wollen, wird es nachgerade schwer zu wissen, was denn die Kirche ist, wo sie anfängt und wo sie aufhört. So trägt der Protestantenverein, s. 1863 in Baden und der Pfalz entstanden, einen eigenthümlichen Charakter. Er bezweckt „Erneuerung der Kirche im Geist evangelischer Freiheit und im Einklang mit der gesammten Kulturentwicklung unserer Zeit," lehnt sich aber hauptsächlich an die Freimaurer an und verschmäht nicht die Genossenschaft mit solchen, die sich Atheisten und Materialisten nennen oder „die kirchliche Mythologie eines außerweltlichen Gottes" bekämpfen. Berechtigt aber scheint an ihm der kirchliche Einheitsgedanke, der auch edle Geister anzog. So schloß sich ihm R. Rothe († 1867) an, ein frommer Denker, der vom Pietismus ausgieng und zu der Ansicht fortschritt, die Kirche habe in den Staat aufzugehen, daher ihm die Gemeinschaft mit den „unbewußten Christen" besonders behagte. Wie entschuldbar solche Gutmüthigkeit an Einzelnen sein mag, im großen Ganzen läßt es sich unleugbar zu einer Scheidung an zwischen denen, die an Christum

glauben, und denen, die ihn verwerfen; beengend aber ist die Erfahrung, daß diese beiden Richtungen zur Kirche gehören, ja sie sein wollen. Schon hat die preußische Kirchenverfassung von 1876 den Grundsatz aufgehoben, daß an der Kirchenleitung sich nur Personen betheiligen dürfen, welchen etwas an der Kirche liegt. Reißt aber die Herrschaft der Mehrheit einmal ein, so kann, ja muß die Kirche bald von denen regiert werden, welche sie am liebsten vernichtet sähen. —

Wir müssen aber noch einen Blick auf die britischen Kirchen werfen, die eine sehr verschiedene Vergangenheit hinter sich haben. Als die französische Revolution ausbrach, hatte sich in England der Methodismus zu einer Macht erhoben, welche dem Winde, der von Frankreich herüberwehte, einen mächtigen Widerstand leisten konnte (III, 361). Das gieng so zu. Etliche Studenten in Oxford hatten die Predigt und das Leben der Christen in der anglikanischen Kirche so lahm und todt gefunden, daß sie sich 1729 nach Art der Pietisten zu frommem Leben und Wirken verbanden, wofür sie den Spottnamen „Methodisten" erhielten. Sie nahmen ihn bereitwillig an, sofern sie „nach biblischer Methode" zu leben gesonnen waren, und bereiteten sich in ernstem Seelenringen auf den Dienst am Wort, vor allen die Brüder Joh. und Ch. Wesley, Georg Whitefield ꝛc. Auf einer amerikanischen Reise erfuhren sie 1738 von einem Bischof der Brüdergemeinde, was die Rechtfertigung aus dem Glauben eigentlich bedeute, begannen von Gnade allein zu leben und arbeiteten nun, ohne sich streng an Kirchenregeln zu binden, angelegentlich auf Erweckung und Bekehrung hin; sie predigten in Kirchen, wenn man sie ihnen öffnete, aber auch in Straßen oder auf dem Felde unter unerhörtem Beifall, zogen tüchtige Leute an sich und stellten sie (zunächst für Amerika 1784) ins Amt, das die Versöhnung predigt. An Austritt aus der Kirche dachten sie nicht, doch vollzog sich dieser nach Wesley's Tod (1791) in kurzer Frist, weil die anglikanischen Bischöfe ihrem wohl

organisirten Wirken zu viele Hindernisse in den Weg legten. Der Methodismus nannte sich zwar nur eine Gesellschaft, er nahm aber alle Akte einer Kirche vor und regierte sich durch eine jährliche Konferenz; Kämpfe und Spaltungen der manchfaltigsten Art haben ihn wohl erschüttert und geschwächt, doch seine Ausdehnung in die Breite bis auf diesen Tag nicht gehemmt. Und dann war durch ihn unter allen christlichen Gemeinschaften, in der Staatskirche, wie in den Dissentern neues Leben geweckt worden, das sich besonders in dem allgemein erwachenden Eifer für die Heidenbekehrung zeigte.

Viele der neuangeregten kirchlichen Christen sahen es aber hinfort für ihre Aufgabe an, der Staatskirche treu zu bleiben und nur möglichst viel Leben in ihr zu verbreiten. Der bedeutendste war wohl der Parlamentsredner W. Wilberforce (1759—1833), der 1797 durch seine Schrift über „praktisches Christenthum," noch mehr durch sein im Dienste des Gottesreiches sich verzehrendes Leben, Reden und Wirken einen mächtigen Einfluß auf die höheren Klassen der Gesellschaft gewann. Ihm gelang es (S. 47) nach 20jährigem Mühen den Sklavenhandel abzuschaffen; seinem Kreise hauptsächlich verdanken die großen Gesellschaften der kirchlichen Mission, 1799, der Traktat- und Bibelgesellschaft (S. 320) ihre Entstehung. Um ihn und um den guten Simeon, Lehrer in Cambridge, scharte sich die „evangelische Partei" der „Niederkirchlichen," die das Bekenntniß der Kirche weniger betonten und daher zu vielen guten Werken und zu allerlei Vereinen auch mit Dissenters sich verbinden konnten. Sie besonders weckten innerhalb der Staatskirche das voluntary Prinzip, die Lust, weder lange auf Beschlüsse der Kirchenleiter oder Bischöfe zu warten, noch viel vom Staat und seinen Geldern zu hoffen, sondern wo es was Gutes zu thun gab, opferwillig zusammenzusteuern und Vereine für bestimmte Zwecke zu organisiren. Es war ganz erstaunlich, wie Vieles sich thun ließ, wenn man sich erst im Geben geübt hatte. Und mit diesem rührigen Selbstthun

erreichten sie in vielen Fällen, daß auch der Staat sie nicht übersehen konnte, vielmehr in der Bekämpfung des Sklavenhandels, in der Sorge für Neger, die man in Sklavenschiffen auffieng oder in Westindien befreite, in der Frage nach Zulassung von Missionaren in Ostindien (1813) und vielen andern Anliegen ihnen hilfreich an die Hand gehen mußte.

Als aber die Katholikenemancipation und die Reformbill durchgegangen waren (S. 50 f.) und das Parlament sich die Freiheit nahm, die Hälfte der irischen Bisthümer aufzuheben, bildete sich 1833 in Oxford eine andere Partei aus den „Höchsthochkirchlichen". Der geistliche Liederdichter Keble, die Professoren Pusey und Newman u. a. begabte, gelehrte Kirchenmänner, denen der Calvinismus der Niederkirchlichen und jedes Zusammengehen mit Dissenters ein Greuel schien, suchten vereint für die Herstellung einer Kirche, wie sie ihnen vorschwebte, zu arbeiten. Der heil. Schrift trauten sie nur halb, den Reformatoren noch viel weniger; die Kirche der Tradition, eine katholische Gemeinde nach dem Vorbild eines Laud (III. S. 232) zurückreformirt, etwa auf den Stand des vierten Jahrhunderts, war ihr Ideal. Daran schien ihnen das Wichtigste die apostolische Succession der Bischöfe, aus welcher allein ein rechtes Priesterthum erwachse; diese Bischöfe aber sollten frei vom Staate, frei auch vom päpstlichen Supremat, nach der Tradition regieren. Von den 90 tracts, die sie in diesem Sinne ausgehen ließen, erhielten sie den Namen tractarians; die Hochkirchlichen (auch sonderbarer Weise viele Lutheraner) hatten ihre Freude an diesem tiefernsten Vorgehen, da in den tracts noch immer gegen etliche Irrlehren Roms ein, freilich mildes, Zeugniß abgelegt wurde. Aber immer unverkennbarer wurde auf eine Gegenreformation hingestrebt. Als Newman endlich (im 90. tract) zeigte, wie man die 39 Artikel der Kirche umdeuten könne, um die reformirte Lehre in möglichst katholischem Sinn zu fassen, erschrack sein Bischof und verbot die tracts 1841. Bald sahen sich

die entschiedeneren Parteiführer genöthigt, offen zur römischen Kirche überzutreten; Newman that den Schritt 1845 und 150 Geistliche folgten ihm in Kürze nach. — Dieser Bewegung gegenüber sahen sich dann die Evangelischen aller Gemeinschaften veranlaßt, 1846 in London zu einer „evangelischen Allianz" zusammenzutreten, deren Spitze gegen die Uebergriffe Roms gerichtet war. Man fühlte, der geschlossenen römischen Einheit gegenüber nehme sich doch der vielgespaltene Protestantismus mit all seiner regen Thätigkeit ärmlich aus; und weil man nicht hoffen konnte, die Eine Kirche herzustellen, sollte die Allianz wenigstens zeigen, daß allerlei Protestanten Rom und dem Unglauben gegenüber sich immerhin als wesentlich Eins fühlen und für die Ausdehnung der Gewissensfreiheit und anderer Segnungen der Reformation gemeinsam wirken können.

Die halbkatholische oder anglokatholische Bewegung aber währte fort. Da sich ein Streit über die Wirkung der Taufe erhob und die Gerichte 1850 erklärten, man könne englischer Geistlicher sein, ohne jedes getaufte Kind als wiedergeboren anzusehen; da ferner das Parlament den Antrag „kein weltliches Gericht, sondern die Kirche allein solle über die wahre Lehre entscheiden" mit Stimmenmehrheit abwies, giengen noch viel mehr Geistliche und Edelleute ins römische Lager über, darunter auch zwei Söhne von Wilberforce und der Erzdiakon Manning (jetzt Cardinal). Ihrer 609 wanderten „wegen Glaubensdruck" nach Neuseeland aus und gründeten dort eine hochkirchliche Colonie, Canterbury. Zugleich glaubte der Papst, die Stunde von Englands Bekehrung sei gekommen; ohne also der Regierung ein Wort zu sagen, ernannte er den Cardinal Wiseman zum Erzbischof von Westminster und theilte England in 12 katholische Sprengel. Dagegen erhob sich ein solcher Protest, daß auch die Regierung diesen Bischöfen ihre Titel zunächst absprach; mit der Zeit hat sie sich jedoch darein gefügt als in eine natürliche Folge der Katholikenemancipation. Uebrigens sah

die englische Geistlichkeit in allen diesen Verhandlungen das Unwürdige ihrer Stellung, wie nämlich ein Parlament, in welchem Katholiken, Juden und Dissenters sitzen und mit berathen, fast über alles beschließen darf, was in ihrer Kirche gelten soll; sie rief daher die Convocation (Synode) der Kirche, zeitgemäß umgestaltet, wieder ins Leben 1852.

Noch immer rumort dieses anglokatholische Treiben; es hat die Ohrenbeichte, Mönche, Nonnen und barmherzige Schwestern, kurz alle möglichen Anstalten und Genossenschaften der katholischen Kirche bei sich eingebürgert und gefällt sich in der buntesten Ausschmückung des Cultus. Welchen Nutzen auch immer die kirchliche Kunst, Malerei, Architektonik und Ornamentik von diesen Bestrebungen ziehen mag, für den Bibelchristen hat dieser verfeinerte Romanismus, an welchem die höchste Aristokratie und der Pöbel ihr Behagen finden, etwas Widerliches. Die Ritualisten, wie man die „Puseyiten" jetzt heißt, fahren fort, für Viele eine Brücke nach Rom zu bauen; viele hundert Geistliche und angesehene Laien sind schon über sie geschritten, andere wie Pusey machen auf ihr Halt und sehen bald rück- bald vorwärts; wieder andere liebäugeln mit den orientalischen Kirchen und gerathen durch den Kuß eines griechischen oder koptischen Bischofs in Entzücken. Da die Anhänger dieser mächtigen Schule insgesammt die Seligkeit von den Sakramenten, d. h. von der Priesterweihe, nicht von der Rechtfertigung durch den Glauben ableiten, sind sie jedenfalls keine Protestanten mehr, und ist daher die Hoffnung der Römlinge auf Wiedereroberung Englands nicht ganz eitel zu nennen. Schon hat sich dort die Zahl der katholischen Kirchen und Priester s. 1851 verdoppelt und noch viel rascher nahmen die Klöster zu; die Regierung aber fügt sich gar vielen Anforderungen der römischen Bischöfe.

Dennoch ist England noch immer die Burg des Protestantismus oder des Bibelchristenthums. Nirgends findet sich, und zwar gerade beim Mittelstande, ein regeres In-

teresse für religiöse Fragen, nirgends eine großartigere Liebesthätigkeit. Will auch nicht alles deutschem Geschmack entsprechen, weder die strenge Sonntagsheiligung, noch die landläufige Sprache Canaans, noch der Werth der oft auf winzige Unterschiede in Lehre oder Bräuchen gelegt wird, noch die Verkümmerung theologischer Wissenschaft, — gearbeitet und gestritten wird dort für den Herrn Jesum und sein Reich mit anerkennenswerthem Eifer und Opfermuth. Der Einzelne schließt sich an Gleichgesinnte an und spürt, daß, wenn er thut was er kann, auch die Gesammtheit wächst und gedeiht: er fühlt ihre Erfolge als seine eigenen, ihre Prüfungen und Mängel als persönliche Leiden. Es ist die Macht der Freiwilligkeit, die jedem seine Kirche, seinen Verein so theuer macht.

Und hier muß nun auch von Schottland etwas erzählt werden, was für die ganze Kirche lehrreich ist. Das englische Parlament hatte, der schottischen presbyterianischen Kirchenverfassung zuwider, 1712 beschlossen, die Grundbesitzer und Patrone der Kirche haben das ausschließliche Recht, Pfarreien mit den ihnen beliebigen Geistlichen zu besetzen. Dagegen erhoben sich etliche Prediger, behaupteten, der Gemeinde dürfe ihr Pastor nicht aufgedrängt werden, und traten im Verlauf aus der verweltlichten Kirche aus. Nachdem aber in dieser Staatskirche lange der eiskalte „Moderatismus" geherrscht hatte, gewann 1834 die evangelische Partei unter Führung eines Thomson, Chalmers 2c. die Majorität und bestimmte, eine Gemeinde dürfe gegen einen ihr gesetzten Pfarrer ein Veto einlegen. Die Regierung und das Parlament wollte solchen Beschluß der assembly (d. h. der jährlichen Presbytersynode) so wenig anerkennen, als diese das Recht des Staats, ihr in geistlichen Dingen Gesetze vorzuschreiben. So kam es am 18. Mai 1843 zum Bruch (disruption). Die Assembly protestirte gegen den Eingriff des Staats, und um „die Oberhauptschaft Christi" nicht zu verleugnen, zogen die in ihr versammelten 125 Geistlichen und 77 Aeltesten der evangelischen Partei aus dem Saal in ein

anderes Lokal und konstituirten sich als assembly der Freikirche. Alles war vorbereitet und wurde mit ebenso viel Umsicht als Begeisterung ins Werk gesetzt: neben der Staatskirche erhob sich fast in jeder Gemeinde der Bau der Freikirche. Ein Baufonds sorgte für gottesdienstliche Lokale, ein Erhaltungsfonds für die Besoldung der Prediger, andere Fonds für Schulunterricht und Pfarrhäuser, für die Weiterführung der Heiden- und Judenmission 2c., und bald hatten sich in Schottland die Kirchen und Schulen und allerlei gemeinnützliche Anstalten verdoppelt, da durch die Macht der Concurrenz auch die in der Nationalkirche verbliebene Masse zu energischerem Streben genöthigt wurde. Auf 11 Mill. M. beläuft jetzt sich die jährliche Einnahme der Freikirche, die sich bereits mit einer der früheren Secessionen verbunden hat, während die „Unirten Presbyterianer" über 2 Mill. aufbringen. — Im Waadtlande hat dieser Vorgang Nachahmung gefunden, 1847, ebenso bei einem Theil der französischen Reformirten 1849.

Die irische Christenheit ist vorherrschend katholisch; und zwar bigott römisch. Aber im Norden der Insel besteht eine kräftige presbyterianische Kirche; und die englisch-bischöfliche, welche bisher in den übrigen Provinzen eine viel angefochtene, weil hauptsächlich auf den Staatsschutz gegründete Existenz behauptete, hat wohl oder übel sich auch als Freikirche konstituiren müssen, weil ein Parlamentsbeschluß 1869 sie vom Staat ablöste. Dieser Vorgang, der zuerst in den überseeischen Kolonien probehaltig gefunden worden war, schien Manchen bedauerlich als ein Sieg des Katholicismus; man darf aber auch der Hoffnung Raum geben, daß die so lange vom Staat getragene und gegängelte reformirte Kirche Erins nun erst einen festen sichern Schritt anschlägt, seit sie genöthigt ist, alle ihre Kräfte zusammenzunehmen. Jedenfalls bleibt dieses Beispiel nicht vereinzelt: schon redet man davon, auch die bischöfliche Kirche in Wales auf ähnliche Weise abzutrennen, weil die Mehrzahl der Einwohner sie ver-

lassen und sich calvinischen Dissentergemeinschaften zugewendet hat. Und an die Kirche in England selbst wird sicherlich auch noch die Hand gelegt werden, da es denn zweifelhaft bleibt, ob sie fortfahren kann, mit den in ihr zusammengefaßten grundverschiedenen Richtungen als ein Ganzes zu bestehen, oder ob nicht vielmehr die „Evangelischen," die „Hochkirchlichen" und die von deutschen Anschauungen beeinflußten „Breitkirchlichen" getrennte Gemeinschaften bilden werden. Ueber solch einen Stoß gegen die imposanteste Kirche des Protestantismus, die reichst ausgestattete der gesammten Christenheit, würden die Römischen triumphiren, weil ihnen dann die extremen Ritualisten zufallen dürften. Es ist aber keine Frage, daß kleinere Kirchenkörper, wenn sie von Einem Geiste durchdrungen sind, dem Wesen des Protestantismus besser entsprechen und reichere Früchte bringen, als die lose verbundenen Massen der Staatskirchen. —

Und dies führt uns nun nach Deutschland zurück. Viel schärfer als in England stehen sich hier die verschiedensten Richtungen gegenüber; sie müssen aber, weil auch die Unglaubigsten selten austreten und die Kirchenleiter sich vor allem lärmerregenden Einschreiten hüten, auf dem gemeinsamen Boden der alten Kirche, wie sie im Zeitalter der Reformation entstand, sich nach Vermögen mit einander vertragen. Diese Kirche hat der Staat Jahrhunderte lang geschützt und bis ins Einzelnste beherrscht, sie bald für seine Zwecke benützt, bald, wenn sie den ihrigen zustrebte, unbrüderlich bevormundet; jedenfalls hat er sie am Strecken und Gebrauch ihrer Glieder verhindert. Jetzt treten Geistliche auf, welche das Widersprechendste lehren; der eine predigt am Ostermorgen: Christus ist nicht auferstanden! der andere Nachmittags: Christ ist erstanden! und sollen doch beide Collegen sein und bleiben; ihnen nach theilen sich die Gemeindeglieder in solche, die noch glauben, und in andere, welche den Glauben abwerfen. Auf die Länge werden solche Zustände, wie sie den Engländern schon unverständlich sind, auch

Schweizern und Deutschen unerträglich. Die Kirchlichen scheuen zwar die Trennung, weil sie den Nachtheil eines Zwischenzustandes, bis nämlich die Kirche sich organisirt haben wird, deutlich erkennen und den unmündigen Theil des Volks damit verschonen möchten; die Liberalen ihrerseits befürworten die Trennung darum nicht, weil sie hoffen, ihrem Glauben oder Nichtglauben die Herrschaft zu verschaffen; aber ausbleiben kann der Bruch nur, wo das religiöse Interesse auf den Spruch zusammenschrumpft: „Wir glauben all an Einen Gott, Christ, Jude, Türk' und Hottentott." Zu solcher Gleichgültigkeit trägt aber nichts stärker bei als die Kirche selbst, wenn sie, die doch das Organ der Wahrheit sein soll, die widersprechendsten unverträglichsten Lehren über alles Maß der Geduld hinaus in sich hegt und durch ihr Gehenlassen sanctionirt.

Eine gewisse Breite aber, eine Weitherzigkeit, die allerlei Naturen und Geister tragen kann, steht allerdings der Kirche wohl an. Amerika, welches der Hauptsache nach die britischen Kirchenverhältnisse fortsetzt und weiter ausbildet, ohne alle Betheiligung des Staats, reiht ohne Frage dem Mutterlande in der Macht des religiösen Interesses, in der manchfaltigsten christlichen Thätigkeit und staunenswerther Opferwilligkeit sich am nächsten an. Hier hat aber, wie schon in England, eine krankhafte Sucht der Absonderung gewaltet, indem über den geringsten Fragen die Kirchen sich leicht spalten und immer neue Genossenschaften entstehen, die nur zu viele Kraft in Nachbarhändeln vergeuden. Oft ist es nicht einmal eine Glaubenslehre, sondern eine vorübergehende Zeitfrage, irgend welche Eigenthümlichkeit in den gesellschaftlichen Einrichtungen (wie bei der Sklavensache S. 185), in der Form des Gottesdienstes, in der Vertheilung der Aemter und Befugnisse, am Ende gar blos der Ehrgeiz Einzelner oder eine finanzielle Spekulation, was zu neuer Sektenbildung treibt. So sind nun bereits über 100 Gesellschaften entstanden, unter allerhand zum Theil wunder-

lichen Namen, und viele existiren fort ohne Schaden und Gewinn für die übrige Menschheit. Aber schon die mächtige Ausbreitung des Romanismus (besonders durch eingewanderte Iren) lehrt die Amerikaner, mit dem Zertheilen inne zu halten und auf Wiedervereinigung unnöthig getrennter Kirchenkörper bedacht zu sein. So haben sich 1869 die seit 1838 getrennten Alt- und Neupresbyterianer wieder zusammengethan, und andere Gemeinschaften regen wenigstens die Frage nach engerer Verbindung immer aufs neue an. Wie wesentlich das Streben nach der Einheit der Kirche mit ihrem Wachsthum und ihrer Vollendung zusammenhängt, zeigt schon die Erfahrung: den Zweiflern sowohl, als Römern und Heiden kann die Kirche nur in dem Maße siegreich entgegentreten, als sie mit der Reinheit auch die Einheit verbindet. Christi Jüngern aber klingt fort und fort sein Flehen nach: „Daß sie in uns Eines seien, auf daß die Welt glaube, du habest mich gesandt." —

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf die Beschaffenheit des jetzigen Geschlechts. Das, woran dasselbe am meisten leidet, ist offenbar der Hochmuth. Dieser zeigt sich darin, daß den Menschen das Unterwürfigsein so schwer wird, wie Gott und dem Göttlichen, so dem Höhern auf Erden und namentlich der Obrigkeit gegenüber. Fürwahr unsere Fürsten haben etwas gelernt, sie sind gar anders als die des vorigen Jahrhunderts; ja man kann mit Wahrheit sagen, daß es zu keiner Zeit so gute, für das Wohl ihrer Unterthanen besorgte Fürsten und Regierungen gegeben hat als jetzt. Gleichwohl ist man mit ihnen nicht zufrieden, tadelt, höhnt sie leichtweg und sucht die vom König der Könige ihnen verliehene Macht fortwährend zu schmälern, zusteuernd auf eine maßlose Freiheit, deren Treiben doch immer in einen Despotismus ausläuft, und verkennend die rechte Freiheit, welche darin besteht, daß man unter dem Schutz einer starken Obrigkeit ein geruhiges und stilles Leben führen kann in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit. Aber man möchte eben

ganz sein eigener Herr und niemandem mehr unterthänig sein. Das ist unser böser Zeitgeist! Er durchweht alle Verhältnisse; er zeigt sich auch im Verhalten der Dienstboten gegen die Herrschaften, der Lehrlinge gegen die Meister, der Kinder gegen die Eltern. Nächst dem ersten Gebot wird an keinem so arg gesündigt als am vierten. — Ein hervorragendes Uebel ist auch die Genußsucht. Man will weniger des Tages Last und Hitze tragen als die fleißigen Vorfahren, will sein kurzes Leben genießen. Je weniger man auf eine dereinstige himmlische Freude rechnet, desto mehr sucht man sein Gutes in dieser Welt wegzunehmen. Wobei man freilich gerade das Beste auch in dieser Welt verliert, indem man durch mehr Brauchen als Haben sich in Mangel und Bedrängniß bringt. Ja ein welttrunkener, durchaus diesseitiger Geist droht in allen Christenvölkern die Erbstücke früherer Gottesfurcht und Selbstverleugnung zu verschlingen. Dazu kommt nun die Sucht, rasch reich zu werden oder doch keine Reicheren mehr sehen zu müssen. Die hochgesteigerte Betriebsamkeit der Fabriken, wie sie von England zu uns herüberdrang, hat manche neue Nothstände geschaffen und großgezogen. Ueberall wachsen die Städte, drängen sich junge Leute vom Land in die riesigen Werkstätten, wo der Mensch den Maschinen dient und selbst so leicht zur Maschine wird, wo geistige Bedürfnisse keine Befriedigung finden und die Macht des bösen Beispiels und der Verführung immer stärker herrscht. Da werden denn leicht Vereine gestiftet, erst um wirkliche Noth abzuwenden und zu dieser Abwehr allerhand schlafende Kräfte zu wecken (wie in den Cooperativ-Vereinen); dann aber, wenn man ihre Wirksamkeit erkannt hat, um durch Arbeitseinstellung (Strike) den Arbeitgebern Gesetze vorzuschreiben, die Kameraden einzuschüchtern, Fleiß, Treue und höhere Bestrebungen zu ächten, und leichten Kaufs sich Erholungen und Genüsse zu mehren; endlich auch in der politischen Welt sich als eine Macht zu fühlen und das Bestehende umzuwerfen. In jeder Weise sucht man Kapital und Arbeit als ge-

schworne Feinde hinzustellen. Manchen scheint der Höhepunkt der Kultur erstiegen, wenn es keine großen Geister mehr gibt, die Begabung eine gleichmäßige wird und die Menschheit zu einer Duzbrüderschaft in Hemdärmeln sich emporarbeitet. Wie allgemein ist die Herrschaft der Phrase, wie bedenklich die steigende Zahl der Geisteskranken, wie selten gewissenhafte, vollendete Arbeit! Mahnt nicht das warnende Vorbild von Paris den Arbeitgeber sowohl als den Arbeiter zum ernstlichen Fragen nach dem, was wirklich noth thut, zur sorgsamen Pflege der höchsten Güter, zu Demuth, Glauben und dienender Liebe, zu Geduld und Tapferkeit im Kampfe des Lebens? Oder brauchen wir etwa harte Schläge, damit unter dem Druck der Zeiten die Völker sich wieder nach dem Ewigen und Unsichtbaren sehnen lernen?

§ 31. Die Mission.

Nach außen hin dringt die Kirche Christi in unsern Tagen gewaltig vor. Es ist uns noch ein herzerhebender Ausblick auf das Feld der äußern Mission vergönnt. Die seit den ersten Jahrhunderten der Kirche nicht mehr so dagewesene Regsamkeit auf diesem Gebiete ist eigentlich die wichtigste Erscheinung unserer Zeit; doch kann hier nur kurz davon geredet werden. Von größter Bedeutung aber ist, daß den Völkern der Welt nun beides, die Verkündigung des Heils und die Uebersetzung des Worts, fast zugleich gebracht wurde und also an der Hand der heil. Schrift auch eine christliche Literatur in alle neugewonneuen Heidenländer eindringt. — Den Anfang machte evangelischerseits die schon 1705 vornehmlich durch Frankes Bemühung entstandene Dänisch-Hallische Mission, welche ihre zu Halle gebildeten Missionare nach dem Dänischen Ostindien sandte.

Ziegenbalg († 1719) legte den Grund zur Evangelisirung des Tamil-Volks in und um Trankebar; unter seinen Nachfolgern dehnte besonders Schwartz († 1798) das Werk aus, während Fabricius die Bibel übersetzte.

Von dänischen Norwegern wurde ferner den Lappen (Thomas von Westen 1716) und den Grönländern (Egede 1721) das Evangelium gebracht. Auch für die Brüdergemeinde (III. 362) wurde Kopenhagen die Brücke, über welche sie 1732 Sendboten zu den Grönländern und nach Westindien abschicken konnte, und sie haben unter den Negern vieler Inseln und Gestade (Surinam 1735) wie unter den Eskimo in Grönland und (s. 1771) in Labrador liebliche Gemeinden aufgerichtet.

Sonst aber wollte sich lange nichts rechtes regen bei den seefahrenden Völkern. Die Niederländer (III. 310) sandten zwar von Staatswegen auf ihre ostindischen Inseln auch Prediger, welche die armen Unterthanen unterrichten und taufen sollten. Diese griffen es aber ungeschickt an; um den katholischen Priestern zuvorzukommen, versprachen sie den übertretenden Heiden den besonderen Schutz der Regierung und eröffneten ihnen durch die Taufe die Aussicht auf Titel und Aemter. Da waren denn bald Hunderttausende von Singalesen und andern Insulanern getauft (vor 1700), aber es mangelte an gründlicher Pflege und nachhaltigem Unterricht, daher viele solcher Gemeinden entweder auf eine bessere Zeit fortvegetirten, oder später in andere Religionen übergiengen.

Auf England hatte Nordamerika die größten Ansprüche. Aber obwohl Eliot († 1690) mit einigen andern (wie den Mayhews von 5 Generationen) die Bekehrung der dortigen Indianer mit Eifer und Erfolg betrieb, obwohl auch die Brüdergemeinde s. 1734 an diesem Netze mitziehen half, kamen doch nur beschränkte Erfolge zu Tag. Die Zeit war noch nicht gekommen, da allerlei Kräfte sich an diese harte Arbeit machten; während für Ausbreitung des Handels und der Entdeckungen viele tausende schwärmten, hatte die Gesellschaft, die sich 1701 in England für „Ausbreitung des Evangeliums" bildete, große Mühe, nur wenige Prediger für die Kolonien zu finden; und nach Indien zu gehen bot sich ihr kein Brite

an, so beschränkte sie sich darauf, dort Deutsche aus Halle mit dem nöthigen Unterhalt zu versehen.

Alles das wurde anders, als in England (S. 326) der neue Geist zu wehen begann. Zuerst fiengen 1786 die Methodisten an, der Brüdergemeinde nach auf Westindien und Nordamerika ihre Predigt auszudehnen, gleichviel ob unter Namenchristen oder Heiden. Dann wachten die Baptisten auf und stifteten 1792 einen Missions-Verein, der den Schuster Carey u. a. nach Bengalen sandte. Dissenters aber und Anglikaner gründeten 1795 auf weitherziger Grundlage die Londoner Missionsgesellschaft, welche zunächst in der Südsee ihr Arbeitsfeld wählte. Doch bald trennten sich von ihr die evangelischen Anglikaner und traten 1799 zu einer kirchlichen Missionsgesellschaft „für Afrika und den Osten" zusammen; zunächst fanden sie 1804 nur deutsche Arbeiter für ihr Werk in Sierra Leone und in Südindien (s. 1814), welchen jedoch englische Handwerker und endlich Universitätsmänner in reicher Anzahl nachfolgten. Eine schottische Gesellschaft 1796 suchte erst die Tataren am kaspischen Meere auf; s. 1824 aber setzte sich die schottische Kirche als solche die Missionirung Indiens zu einem ihrer Ziele, und als sich die Kirche spaltete (S. 331), führten die 3 Theile derselben die Arbeit mit verdoppeltem Eifer fort. — Wie nun in England Missions-Vereine sich allmählich bei allen, auch vielen kleinen Zweigen der christlichen Kirche bildeten, so geschah es in Nordamerika. Es trat dort zuerst 1810 der sog. American Board zusammen, der nach Barma, Bombay, in die Türkei &c. seine Arbeiter in Schaaren sandte; dann erstand 1814 eine baptistische, 1819 eine methodistische, 1820 eine episcopale, 1831 eine presbyterianische, 1837 ein deutsche Mission, denen immer weitere folgten.

Auf dem europäischen Continent ist die niederländische Missionsgesellschaft die erste. Sie kam 1797 in Rotterdam zu Stande und sorgte zunächst für die Kapkolonie, s. 1819 auch für den indischen Archipel. Andere

8 Vereine bildeten sich unter den Holländern im weiteren Verlauf. Jänike in Berlin wollte nicht dahinten bleiben und sandte s. 1800 den um Männer verlegenen Niederländern und Engländern treffliche deutsche Jünglinge zu, die er für's Werk vorbereitet hatte, z. B. für Afrika Renner und Schmelen, für Indien Rhenius († 1838), für China Gützlaff ꝛc. Der gleiche heilige Drang erfaßte auch Süddeutsche und Schweizer; 1815 trat die „Ev. Missionsgesellschaft" in Basel auf den Plan, die Kaukasien und Westafrika, später Indien und China mit Arbeitern versah. Ein Berliner Verein s. 1824 bedachte Südafrika; eben dort fieng 1826 ein rheinischer seine Arbeit an, verbreitete sie aber auch nach Borneo, Sumatra und China; ein norddeutscher s. 1836 arbeitet in Neuseeland und Westafrika. Die lutherische Missionsgesellschaft in Leipzig setzt s. 1836 das Werk der hallischen Sendboten fort; und der geisteskräftige Ludwig Harms in Hermannsburg († 1865) hat s. 1848 gezeigt, wie eine einzige Gemeinde, wenn sie erst selbst zum Leben gebracht ist, es großen Gesellschaften gleich thun kann, indem sie alle ander Jahre Duzende von Missionaren zu Kaffern und Betschuanen, zu den Telugus in Südindien und den aussterbenden Australiern, neuestens zu den Gallas sandte. — Daß sich auch in Schweden, Dänemark, Norwegen, Finnland ꝛc. ähnliche Vereine gebildet haben, beweist, wie allerwärts in lutherischen Landeskirchen die Pflicht und Lust gefühlt wird, den Schatz, in dessen Besitz man wahres Glück gefunden hat, durch Hinauswerfen zu vermehren. Und vergessen dürfen auch die evangelischen Franzosen nicht werden, welche 1824 ein Seminar gründeten, das für die Basuto in Südafrika eine Segensquelle geworden ist.

So zählt man nun wohl über 80 Missionsgesellschaften, von denen die meisten, 28 britische und 26 continentale, auf Europa kommen; in Amerika haben sich jedenfalls ihrer 20 gebildet, in Afrika und Australien je 3. Es gab auch Christen, welche die Formen und Normen

einer Gesellschaft nicht für so segensreich oder nothwendig hielten, daß sie sich derselben freudig bedienen konnten, um unter die Heiden zu gehen. Männer, Frauen und Jungfrauen, die eigene Mittel hatten, oder mit ihrer Hände Arbeit sich durchzubringen gedachten, und andere, die dem Herrn vertrauten, er werde schon die nöthigen Mittel und etwaige Mitarbeiter oder Nachfolger zu beschaffen wissen, reisten als Freimissionare hinaus und predigten das Evangelium oder errichteten Schulen, ohne daß die Welt viel davon hörte; und ihr Glaube wurde nicht beschämt. So hat Goßner s. 1835 in alle Welttheile Leute ausgesendet; sein wichtigstes Werk in Indien wird aber seit seinem Heimgang (S. 318) von einem Committee geleitet. Ein deutscher Glaubensmann, Georg Müller in Bristol, der durch Frankes Vorgang angeregt, mit seinem Gebet (s. 1835) die großartigsten Waisenhäuser in der Welt erbaut hat, unterstützt zugleich über 50 Missionare in allen Ecken der Erde, die zu keiner Gesellschaft gehören und kaum Berichte schreiben.

Sehen wir nun auch nach den Früchten dieser mannchfaltigen Arbeit. Wie die Gaben alle zusammenkamen, vom Scherflein der Witwe hinauf zu den colossalen Vermächtnissen der Reichen, bis nun 25 Mill. M. des Jahrs für die Bekehrung der Heiden beigesteuert werden, und wie die Jünglinge und Männer zusammenkamen, welche das gute Wort hinaustrugen (ihrer 2300 stehen jetzt wohl auf dem Plan), das läßt sich in der Kürze nicht schildern. Noch auch, welches Reisen und Suchen und Tasten vorausgehen mußte, bis die rechten Punkte gefunden waren, auf denen die langwierige Arbeit, ein Volk für Christum zu erobern, begonnen werden konnte. Versuchen wir eine kurze Rundreise.

In Europa sind es noch immer die Nomaden unter den Lappen, welche im äußersten Norden Reste des Heidenthums bei sich hegen; durch die Arbeit der Reiseprediger und Reiselehrer, denen der Bibelübersetzer Stockfleth († 1866), ein Norweger, und der Schwede Tell-

ström († 1862) vorleuchteten, scheinen jetzt doch fast alle christianisirt. — Sehen wir von den Juden ab, (für deren Bekehrung s. 1808 der Londoner und viele andere Vereine thätig sind), so fordern hauptsächlich noch die Muselmanen in der Türkei die christliche Liebe zur Hilfe auf. Weil aber die Muhammedaner sich fast unnahbar erwiesen, hat die Mission vornehmlich gesucht, die erstorbenen Zweige der Christenheit neu zu beleben, daß durch sie das Türkenvolk frisch angeregt werde. Wie nun in Konstantinopel und sonst Armenier erweckt und erleuchtet wurden und darum von ihren Kirchenhäuptern Verfolgungen erlitten, wirkte ihnen der britische Gesandte 1847 Religionsfreiheit aus. An 280 Orten in der Türkei findest du jetzt 25,000 Protestanten mit ihren Kirchen und Schulen; und ihr Einfluß auf Armenier, Syrer und Bulgaren war bis zum neuesten Krieg in stetem Wachsthum.

In Asien sticht uns zuerst Palästina in's Auge. Ob diesen „ewigen Trümmern" auch beizukommen sei, war lange eine Frage; doch versuchten es manche Missionare. Da vereinigte sich Friedrich Wilhelm IV. mit der Königin Viktoria 1841 zur Stiftung eines evangelischen Bisthums in Palästina, und s. 1846 hat Bischof Gobat durch Bibelschulen und Predigt die frühere Unwissenheit im heil. Lande erfolgreich bekämpft. Außerdem erstand eine noch immer wachsende Zahl anderer Anstalten, in Beirut sogar 1864 eine amerikanische Hochschule; durch ganz Syrien aber ringt dieses neue und doch alte, einst von hier ausgegangene Licht mit der muhammedanischen Selbstgenügsamkeit und den energischen Anstrengungen der griechisch-russischen und römisch-katholischen Priesterschaft. Eben solche Arbeit verrichten in Egypten amerikanische Sendboten unter den christlichen Kopten mit gutem Erfolg. — In Persien ist das Völklein der Nestorianer am Urumia See s. 1835 durch Amerikaner wie Perkins († 1870) zu neuem Leben geweckt worden. Auch jenseits der russischen Grenze durfte der Same, den evangelische Missionare vor 1835 aus-

streuten, nicht verloren gehen. Die mongolische Bibel, welche sie vor ihrer Austreibung ihrem Häuflein Buriäten hinterließen, wirkt auch in der Hand russischer Priester noch im Segen fort. — Die vielen Völker Indiens lesen jetzt die Bibel in 24 Sprachen. In ihnen allen wird auch von bekehrten Heiden (266,391 ev., 1½ Mill. kath.) gebetet; am reichsten ist die Ernte in der Madras-Präsidentschaft ausgefallen, unter Tamilern, Malayalen, Telugu, Canaresen, während in Bengalen, im Nordwesten und in Bombay der Fortschritt sich langsamer bewerkstelligt. 35,000 Protestanten finden sich auf der schönen Insel Ceylon und 70,000 im hinterindischen Pegu, namentlich aus dem Bergvolk der Karenen. Mit der Ausdehnung der englischen Herrschaft gieng nämlich die Vermehrung der Missionsstationen Hand in Hand; überall erstanden kleine Gemeinden, die zuerst von den Missionaren nur allzu väterlich gepflegt, etwas lange im Zustand der Unmündigkeit verharrten, bis man erkannte, die Erziehung eines eingebornen Lehramts sei die Hauptaufgabe der Mission, und ernstlich darauf lossteuerte. Tüchtige Gehilfen wuchsen nun zu Predigern und Missionaren heran — es sind der ordinirten Indier über 400: in der heißen Verfolgungszeit des Sipahi-Aufstandes (S. 164) hielten die Gemeinden doch an ihrem Bekenntniß fest und lernten sich selbständiger fühlen und bewegen; obgleich von 35 verschiedenen Kirchenzweigen evangelisirt, spüren sie sich von einander nicht getrennt und gürten sich auch selbst zur Evangelisirung der Heiden und zum Aufbau einer indischen Kirche. Gebildete Hindus aber, die doch nicht die Schmach Christi auf sich nehmen mochten, wie der Brahmane Rammohan Raj († 1833), haben eigene Religionsvereine gestiftet (Brahma Samadsch), um die augenfälligsten Schäden des alten Systems, Götzendienst und Kastenbann, auszumerzen. — In Hinterindien sind es besonders amerikanische Sendboten, welche den allmächtig herrschenden Buddhismus mit dem Wort untergraben, in Barma, Siam und Laos; sie haben den König

von Siam wenigstens in innigen Verkehr mit der europäischen Kultur gezogen, erleben aber vorerst nur Einzelbekehrungen. Größere Gemeinden werden auf den Inseln des Archipels getroffen, theils alte, schlaffe, die der Wiederbelebung bedürfen, wie auf den Molukken, theils neugesammelte, wie die 70,000 Alifuren von Minahasa (S. 172), 6000 Javaner, 2000 Bataks auf Sumatra, 2000 Dajaks auf Borneo rc. Im Ganzen stehen 132,000 evangelische Christen unter niederländischer Herrschaft. — Von allen Seehäfen Chinas dringt Gottes Wort, zuerst durch Morrison († 1834) übersetzt, mächtig in's Innere des Landes (S. 167), selbst in die lange verschlossene Hauptstadt, und weitaus die Mehrzahl der 15,000 evangelischen Christen ist erst in den letzten 10 Jahren gewonnen worden, ein Fortschritt, der die Gelehrtenklasse zu allen möglichen Aufhetzungen und Ausbrüchen gegen die „fremden Teufel" und ihre Anhänger aufstachelt und auch die Regierung zu unmächtigen Versuchen, die Mission einzuschränken, vermocht hat. — Wie Japan sich auf die Bahn der Reformen geworfen hat, ist schon (S. 171) erzählt. In Jedo durfte die erste evangelische Gemeinde 1872 unter Mitwissen der Behörden zusammentreten; hier läßt es sich dazu an, was wenigstens ein japanischer Minister schon ausgesprochen hat, daß das Christenthum bald sogar die Staatsreligion sein dürfte.

Den größten Triumph hat das Evangelium im Stillen Ocean gefeiert, nämlich auf den hochragenden vulkanischen Inseln und den niedrigen Koralleneilanden, welche die Polynesier, eine malajische Race, einnehmen. In dem ganzen kolossalen Bogen, der von Neuseeland bis Hawaii hinaufreicht, hat dieses fast einsprachige, aber seit Jahrhunderten zersplitterte, sehr begabte Naturvolk in rascher Aufeinanderfolge das lotu (Evangelium) angenommen; vielleicht zu spät, als daß sein Aussterben ganz aufgehalten werden könnte, denn seit der Entdeckung haben Pocken, Masern und Lustseuchen furchtbare Ernten gehalten. Keinenfalls aber stirbt das Volk, ohne Spuren

seiner merkwürdigen Bildsamkeit und Früchte seines lebendigen Glaubens zu hinterlassen. Im J. 1797 landete das Londoner Missionsschiff Duff die ersten 18 Missionare auf dem prächtigen Tahiti; manche derselben verzagten oder starben, ehe in dem ausschweifenden Völklein der Same des Worts aufgieng, aber nach und nach glaubten einzelne Arme und Gedrückte, am Ende auch Fürst Pomare II. und im J. 1815 siegte endlich die Christenpartei über die stolzen Edelleute und die Götzen wurden gestürzt. Die Menschenopfer, der Kindermord und andere Unsitten verschwanden. Weitere Inseln, des alten Unwesens müde, folgten dem Beispiel Tahitis; J. Williams gewann die Hervey-Inseln, und bildete treffliche Evangelisten für entlegenere Eilande, ehe er selbst 1839 den Märtyrertod starb. Aber eben diese Siege des Evangeliums reizten Rom und seinen Handlanger Frankreich zu jener Reihe von Gewaltthaten, welche in der Südsee die Kriegsschiffe der Wiwi (vom oui sagen) so verrufen gemacht haben. Papstthum, Cognac und Unkeuschheit waren die Ideen, für welche sie auszogen, für welche namentlich Tahiti 1842—44 erobert werden mußte (S. 94); doch haben hier die Erwachsenen auch nach der rohen Vertreibung ihrer Missionare größtentheils am Evangelium festgehalten, ohne freilich die Schulkinder dem Einfluß der Jesuiten entreißen zu können. Von andern Inseln verjagten die letzteren alle Protestanten und richteten eine Art Kirchenstaat ein, da Jedermann für sie arbeiten mußte. Trotz aller Schwierigkeiten aber dehnen die evangelischen Missionare ihr Werk auf alle heidnischen Inseln aus: eingeborne Lehrer wurden zuerst auf den gefährlichsten Posten gelandet, und nach einem Jahr kam das Missionsschiff wieder, um sie entweder ermordet oder geduldig ausdauernd oder auch schon siegreich zu finden; dann siedelten sich Missionare auf den günstigsten Stellen an. So wurde der grausame kriegerische Stamm, der die liebliche Samoagruppe bewohnt, gewonnen, freilich im steten Ringen mit den 1845 nachrückenden französischen

Priestern und mit gewaltthätigen und ränkevollen europäischen Abenteurern. Aehnliche Erfolge errangen die Wesleyaner auf der Tongagruppe s. 1826; die Bekehrung des weisen Königs Georg Tubou sicherte hier dem kleinen Staate auch einen friedlichen Fortbestand, ja half viel zur Ausbreitung des Christenthums im nahen Fidschi; freilich wurde auch er trotz aller Vorsicht von Wiwischiffen 1858 genöthigt, katholische Missionare wenigstens aufzunehmen. Auf mehr als 300 Inseln ist das Heidenthum abgeschafft.

Noch Einiges von den beiden Enden des großen Inselbogens! Auf der Hawaiigruppe (III, 462) lernte der große Fürst Kamehameha I. von seinen englischen Gästen alle Mittel der äußern Kultur so zu benützen, daß er um 1800 Herr der Siebeninseln war; er hob seine Kanakas auf eine höhere Stufe der Bildung, schuf eine Flotte und Landmacht, brachte durch Bau von Straßen und Teichen das Land empor und lernte sich in europäische Politik finden. Nach seinem Tode (1819) schaffte die Regierung, um die Macht der Priester zu brechen und dem Beispiel Tahitis zu folgen, das Heidenthum vollends ab und jetzt erst 1820 landeten amerikanische Missionare und brachten eine Religion, die den herrschenden Lastern der Unzucht und des Trunks entgegentrat und Schulen errichtete. Doch das Aufhören der Prostitution reizte die gewissenlosen Weißen, Seefahrer und Abenteurer, zum wüthendsten Grimm gegen die Missionare und die von ihnen berathenen Fürsten; dem Kampfe für die Sittenlosigkeit aber kamen französische Kriegsschiffe 1839 zu Hilfe und führten Branntwein und einen Bischof ein. Dennoch gelang es, die Mehrheit des Volks in Gemeinden zu fassen, den Schulunterricht allgemein zu machen und das Missionswerk als solches 1863 zu schließen, indem die Hawaii Kirche sich nun selbst verwaltet. Sie thut noch mehr: sie missionirt s. 1853 auf den Markesas-Inseln, die zwar von Frankreich 1842 unterjocht wurden, doch reiste ein Häuptling eigens nach

Hawaii, sich Kanaka-Prediger von dort zu holen. Und Mikronesien, wie man die winzigen Inseln im Westen nennt, mit vielen nichtpolynesischen Dialekten, ist gleichfalls 1852 ein Arbeitsfeld für Hawaiische Missionare geworden, das jetzt in schönster Blüthe steht. Das Jubiläum, welches die Hawaii Kirche 1870 feierte, war ein fröhliches Fest, nur getrübt durch die sichere Thatsache, daß die Bevölkerung von 120,000 Seelen in 50 Jahren auf die Hälfte geschmolzen war. Man sucht jetzt die Arbeitskräfte durch eingewanderte Chinesen zu ersetzen, unter welchen auch fleißig missionirt wird. Der Staat ist von den christlichen Mächten anerkannt und wird nach einer Verfassung (1840) regiert. — Ein ähnliches Reich am andern Ende Polynesiens hätte Neuseeland werden können; leider aber stach das schöne Land der menschenfressenden Maoris seinen Antipoden, den Briten, zu lockend in die Augen. Nachdem nämlich Marsden 1814 den Maoris das Evangelium gebracht und dieses sich reißend schnell verbreitet hatte, drängten sich viele Matrosen und Ansiedler auf die einst so gefürchteten Küsten; auch ein französischer Bischof erschien 1837 und suchte für Frankreich und Rom zu werben. Das zu verhüten, bewogen die englischen Missionare 512 Häuptlinge, trotz alles Einredens der Franzosen, die Oberhoheit Englands anzuerkennen 1840, damit zwischen Maori und Pakeha Recht und Gesetz eingeführt werde. Aber wie nun die Schaaren der Pakeha (Einwanderer) nachrückten und immer mehr Land ankauften, fürchteten sich die an Zahl jährlich abnehmenden Maoris, endlich gar vom geliebten Boden verdrängt zu werden, und weigerten sich weiteren Landverkaufs, wählten auch selbst einen König, um unter dessen Herrschaft als Nation aufzublühen. Obwohl nun die Kolonisten die große, früher wenig bewohnte Südinsel mit ihren Goldfeldern völlig besaßen, und schon zwei Drittel der Nordinsel inne hatten, genügte ihnen das doch nicht: sie eigneten sich noch weiteres Land mit Unrecht an; und als die Maoris sich erlaubten, die eingesteckten Grenzpfähle auszureißen, ent-

spann sich 1860 ein Krieg, der zum Verzweiflungskampf wurde, und endlich zur Bildung einer neuen Mischreligion führte, der Pai marire, in deren Gefolge auch der schauerliche Kannibalismus wieder kurz auflebte. Jetzt ist Friede eingetreten, aber zwischen den 400,000 Europäern und den 34,000 übriggebliebenen Maoris kehrt das Vertrauen nur langsam wieder ein. Doch baut sich die Kirche aus den Trümmern durch tüchtige Maori-Geistliche.

Auf dem Festland Australien haften unsere Blicke mit noch gemischteren Gefühlen. Seit dem Verlust Nordamerikas war dort 1788 bei Sydney eine englische Verbrecherkolonie angelegt worden, welche den Auswurf Großbritanniens über den fünften Welttheil ausschüttete und die auf die niedrigste Stufe menschlichen Lebens gesunkenen herumstreifenden Ureinwohner fast ausrottete. Bessere Bevölkerungselemente kamen nach, reiche Goldlager wurden 1851 entdeckt und zogen Weiße und Chinesen in Masse an; ein großartiges Wachsthum zeichnet die Kolonialstaaten Neusüdwales, Queensland (s. 1859), Viktoria (s. 1830), Südaustralien (s. 1834), Tasmania (s. 1803), weniger das ferne Westaustralien (s. 1829) aus, welche nun 2 Mill. Namenchristen ernähren. Auch die Kirche Christi nimmt Theil an diesem beispiellos raschen Gedeihen; sie ist dort so erstarkt, daß sie selbst auch Missionen unterhält. Aber nur kümmerliche Reste der schwarzen Urbevölkerung werden von der Mission gesammelt und einem bessern Leben entgegengeführt; der letzte Tasmanier ist bereits verschwunden.

Nordöstlich von Australien wohnt auf den Inseln Melanesiens das schwärzliche in unzählige Sprachen getheilte Volk der Papuas, unter dem noch das roheste Heidenthum herrscht. Obgleich Williams 1839 auf den Neuhebriden ermordet wurde, obgleich auch seine Nachfolger, die Gebrüder Gordon, 1861 u. 1872 als Racheopfer für Verbrechen der weißen Händler fielen, wird nur um so fleißiger gearbeitet, diese Wilden für

Christum zu gewinnen. Und die greulichen Menschenfresser auf Fidschi sind s. 1835 beinahe gewonnen, wenn auch Baker und seine Begleiter noch 1867 von den Heiden erschlagen und gefressen wurden; durch die Mission wurden sie a. 75 eine britische Kolonie. Aneityum, Aniwa und Rotuma ꝛc. sind christliche Inseln. Die Loyalitätsinseln waren fast schon evangelisirt, als die Franzosen von Neukaledonien her, das sie zu einer Strafkolonie gemacht hatten, auch diese Gruppe annektirten und sie durch schamlose Gewaltthaten gegen Lehrer und Hörer zu romanisiren trachteten; es ist ihnen doch nicht gelungen. Auf Neuseeland haben sodann die englischen Bischöfe Selwyn und Patteson 1855 eine Anstalt gegründet, in welcher sie Knaben und Mädchen von allen erreichbaren Inseln Melanesiens zu Lehrern ausbildeten; die Zöglinge holte das Missionsschiff alljährlich auf gefährlichen Rundfahrten, und fieng bereits an, sie als Lehrer auf ihre Heimatsinseln zurückzubringen. Indessen hatten aber Schiffe aus Peru 1863 den Menschenraub auf vielen Inseln versucht und etliche Eilande gar entvölkert, um Hände für die Bergwerke zu gewinnen; weiße Ansiedler in Queensland und Fidschi machten es ihnen nach und stahlen für ihre Pflanzungen Arbeiter zusammen, wo immer sie durch Trug oder Zwang zu gewinnen waren. Kapitäne verkleideten sich dazu sogar als Missionare, beteten und sangen, um argwöhnischen Insulanern harmlos zu erscheinen, und wenn ihr Menschennetz voll war, schoßen sie lachend unter die aufgeregten Schwarzen. Zur Rache für solche Verbrechen der Weißen tödteten die Insulaner von Nukapu den edlen Patteson und seine Begleiter 1871. Doch fährt die Mission fort, auf allen diesen Inseln für Christum zu werben, und ist auch in das lang verschlossene Neuguinea von zwei Seiten eingedrungen.

Fahren wir am herrlichen, frühlingshaften Madagaskar (S. 233) mit seiner Viertelsmillion lernender Christen vorbei ins unwegsame, heiße Südafrika. Die

Niederländer hatten hier sich angesiedelt, aber die gelben Hottentotten oder Namastämme des Kaplandes entweder geknechtet oder verdrängt. Unter ihnen zu missioniren wurde erst 1792 der Brüdergemeinde gestattet; die englische Eroberung und Einwanderung aber s. 1806 öffnete das Land weit für die Glaubensboten, die sich nun in dem menschenarmen Lande zahlreicher einfanden als sonst irgendwo. Durch ihre unablässige Fürsprache wurden 1828 den Farbigen gleiche Rechte mit den Weißen zuerkannt. Gekränkt durch diesen Wechsel wanderten viele der holländischen Bauern (boers) nach Norden aus und gründeten dort zwei Republiken, in welchen das Loos der Farbigen zwar ein gedrücktes blieb, die Mission aber doch stete Fortschritte machte. Im wasserreichen Osten wohnt das geisteskräftige, stolze Volk der Kafir (oder Bantu) Stämme, das sich nur langsam dem Joche Christi unterwirft; es machte erst durch drei Kriege (1835, 46, 51) den Engländern viel zu schaffen und mußte gebrochen werden, ehe es seine Zeit erkannte. Gegen die Mitte hin sind es Betschuanen von fügsamerer Naturart, die durch Moffat u. a. aus ihrer Wildheit gerissen, nun zu Tausenden der Kirche zufallen. Im dürren Westen haben deutsche Missionare die herumstreifenden Namaqua durch treues Ausharren dem Evangelium unterworfen. Ueberall aber drängt das Wort weit über die Grenzen der Kolonien hinaus und strebt dem Innern zu, das Missionare wie Livingstone zuerst durchwandert und erforscht haben. Eine centralafrikanische Mission, die von Anglikanern 1861 im Zambesithal gegründet wurde, erlag den verheerenden Folgen des Sklavenfangs, welcher von den Portugiesen in Mosambik noch immer betrieben wird; sie siedelte 1864 nach Sansibar über und hat, wie die andern ostafrikanischen Missionen, erst 1873 (S. 233) einen neuen Anlauf genommen, indem an den großen Seen Missionskolonien gegründet werden, gleichsam Denkmäler des unvergeßlichen Livingstone. So haben sich 1875 am Njassa Schotten niedergelassen, die den See mit einem

Dampfer befahren; am Njanza Anglikaner, am Tanganika Londoner.

Blühend steht das westafrikanische Missionsfeld, nachdem hier der tief eingewurzelte Sklavenhandel, der sammt Fetischdienst und Sinnlichkeit die Neger so lange geknechtet hat, durch die angestrengten Bemühungen Englands endlich ausgerottet ist. Zwar ist diese Guineaküste wie keine andere ein Land des Todes, aber es ziemte sich, daß für die Millionen Schwarzer, welche ihr durch den Geiz der Weißen entzogen oder hingemordet wurden, christliche Liebe auch einige Hunderte kostbarer Leben opferwillig hingebe. Zuerst kaufte eine Gesellschaft von Menschenfreunden das Kap Sierra Leone an, 1787, um amerikanische Negerregimenter daselbst anzusiedeln; die britische Krone übernahm und erweiterte dieses Gebiet, füllte es mit den Negern aus aufgefangenen Sklavenschiffen und ließ diese durch Missionare unterrichten. Deutsche, wie der reichgesegnete Jansen († 1823), führten statt der 100 Dialekte dieses Menschengemengsels das Englische als Kirchen- und Schulsprache ein und entzündeten die Liebe Christi in ihrem Herzen. Nun wohnen dort 36,000 Protestanten, die ihre eigenen Kirchen und Schulen unterhalten und selbst Missionare aussenden. — Großartiger nimmt sich neben dieser britischen Colonie die amerikanische Schöpfung Liberia aus, doch gleicht sie ihr nicht an Solidität. Freie Neger der Union wurden nämlich s. 1821, weil sie für Amerika eine Verlegenheit waren, an dieses Gestade (der Pfeffer- und Zahnküste) übergesiedelt; sie haben Monrovia gegründet, wo erst weiße, dann schwarze Gouverneure regierten, bis 1847 für gut befunden wurde eine Republik nach amerikanischem Muster zu errichten. Weithin an der Küste vertheilt, wohnen da jetzt 20,000 civilisirte Christen unter etwa 200,000 Heiden, denen sie der Mehrzahl nach durch ihr läßiges, eingebildetes Wesen ein nicht eben zündendes und leuchtendes Vorbild sind. Weiße dürfen in dieser Republik kein Amt begleiten, doch dienen ihr solche als Mis-

sionare mit Erfolg, besonders unter dem Grebo-Volke. — Größeres ist auf der Goldküste erreicht, welche unter englischer Oberhoheit steht, seit die Dänen (1850) und Holländer (1871) ihre Forts an die Briten verkauft haben. Hier wohnen unter 260,000 Heiden bereits 6000 Christen, welchen Deutsche die ganze Bibel in ihren zwei Sprachen Ga und Tyi gegeben haben. Deutsche sind es auch, die sich der Sklavenküste und des Ewe- Volkes annehmen. — Am Ogunflusse aber steht die große Stadt Abeokuta, die 1840 von Sierra Leone Christen aufgesucht, neben dem rasch aufblühenden Lagos ein Mittelpunkt christlicher Thätigkeit wurde. Ueber 5000 Egbas und Jorubas bekennen hier Christum als ihren Herrn, und ihr bester Mann, der Negerbischof Crowther, breitet an dem nun für den ehrlichen Handel erschlossenen Nigerstrom hinauf s. 1857 den Glauben durch schwarze Missionare aus. Auch Schotten und englische Baptisten haben in Calabar und am Fuße des hochragenden Camerunberges blühende Gemeinden gesammelt. Weiter hinab bis zum Gabun (wo 1843 die Franzosen sich festsetzten) wirken Amerikaner unter vielsprachigen Negerstämmen, mit ihrem Hauptquartier auf der Insel Corisco. Die Vorurtheile, welche man lange gegen die Bildsamkeit der Neger gehegt hatte, verschwinden, seit die Erfahrung gelehrt hat, daß aus ihnen gar tüchtige Männer hervorgehen, welche es im gründlichen Wissen wie im redlichen, umsichtigen Handeln den Europäern gleichthun, und daß ihre leicht aufsprudelnde Regsamkeit zu stetig anhaltender Thätigkeit erzogen werden kann.

Millionen Neger sind in drei Jahrhunderten über's Meer geführt worden, zumeist nach Amerika, um dort die mangelnden Arbeitskräfte zu ersetzen. Mit Märtyrersgeduld haben die Missionare zuerst in Westindien angefangen, aus denen, die unter der Peitsche des Treibers seufzten, kleine Gemeinden zu sammeln. Diese wuchsen trotz alles Drucks und es bewerkstelligte sich ein solcher Umschwung der öffentlichen Meinung, daß auf den eng-

lischen Colonien die Sklaven 770,390 an der Zahl im Jahr 1838 (S. 52) freigelassen wurden. Solchem Beispiel folgten die Dänen und Franzosen 1848, die Holländer 1862; nur auf den zwei spanischen Inseln Cuba (S. 229) und Portorico währt die Sklaverei fort. Hier besteht auch noch keine evangelische Mission, und in den Republiken Haiti und St. Domingo hat sie nur kleine Gemeinden zu Stande gebracht. Auf den meisten übrigen Inseln aber findet man wohlgeordnete Negerkirchen, zum Theil von Geistlichen aus ihrer Mitte bedient. Doch wirkt der Fluch der Sklaverei noch nach in der geringen Heilighaltung der Ehe und in der langsamen Entwicklung zu voller Mündigkeit. — Die Neger in der nordamerikanischen Union (S. 190) werden jetzt von einer weit verzweigten innern Mission bedient; die meisten sind Protestanten, kaum frömmer als die Westindier, aber geweckter und rühriger; als Hauptaugenmerk wird nun der Plan verfolgt, ihnen wahrhaft gebildete Geistliche zu geben. Rothe Ureinwohner finden sich noch 266,000 im Gebiet der Union, ein sichtlich aussterbendes Geschlecht. Die Einwanderer haben dasselbe mehr durch Krankheit und Feuerwasser als durch Waffengewalt vermindert und zurückgedrängt, so daß einst starke Stämme völlig verschwunden sind; von einem derselben ist Eliots (S. 337) Bibelübersetzung das einzige übrige Denkmal. Seitdem im J. 1830 ein Kongreßbeschluß gefaßt wurde, die Stämme im Osten aus ihren durch viele Verträge gesicherten Gebieten zu vertreiben und jenseits des Mississippi anzusiedeln, ist bei der Mehrzahl der Rothhäute das Christenthum der Weißen sehr in Verruf gekommen; und die fortwährenden Betrügereien der Agenten haben je und je blutige Indianerkriege entzündet und den Ruin der blühendsten Missionsstationen herbeigeführt. Dennoch gelingt es auf vielen der Reservationen (d. h. den Indianern vorbehaltenen Landstrecken), wenn sie von Missionaren beaufsichtigt werden, die Rothhäute zum Ackerbau und civilisirten Leben heranzuziehen. 104,000 gelten jetzt für

civilisirt, und ihrer manche werden treffliche Prediger. Die Tscheroki, Tschokta und Criks haben wohlgeordnete Gemeinwesen mit selbständiger Verfassung. — Einer besseren Behandlung sind die Indianer im britischen Nordamerika theilhaftig geworden. Zwar schwinden sie auch hier der Zahl nach zusammen, doch hilft die Regierung der Mission in ehrenhafter Weise, so daß bis zum Yukonfluß hinauf alle Stämme wenigstens nothdürftig evangelisirt werden. In Columbia ist Metlakatla durch den erfindungsreichen Duncan s. 1862 eine Mustermission für die westlichen Stämme geworden. — Das Fischervölklein der Eskimo in Labrador und Grönland aber darf wohl, wenn auch noch nicht zur Mannesreife entwickelt, ein christliches genannt werden.

Mittel- und Südamerika sind von romanischen Nationen in Besitz genommen, bei welchen die frühere katholische Missionsarbeit seit einem halben Jahrhundert gelähmt, ja fast erloschen ist; begreiflich verschließen sich die Republiken der evangelischen Mission, daher ihre Thätigkeit sich hier auf wenige Uferländer beschränkt. Im englischen Belize und in dem halbfreien Moskitia bestehen und gedeihen kleine Gemeinden von Mischlingen und Indianern. Guayana theilt sich in ein niederländisches, in welchem die Neger s. 1863 emancipirt, größtentheils der Brüdergemeinde anhängen; und in ein englisches Gebiet, wo die manchfaltigste Missionsthätigkeit unter Negern und Indianern, wie unter den neuerdings eingeführten indischen und chinesischen Feldarbeitern (Kulis) schöne Erfolge erzielt. Und auch am äußersten Ende des Kontinents wird unter Patagoniern und Feuerländern unverdrossen gearbeitet, nachdem der Gründer dieser Mission Allan Gardiner mit seinen Begleitern 1851 daselbst dem Hungertod erlegen ist.

Wer das Elend der Heiden und ihre Greuelsitten einigermaßen kennt, der freut sich auch über die katholische Mission, soviel er immer an der Art ihres Betriebs ausstellen mag. Sie stellt sich denn doch in einem

ganz anderen Lichte dar, wo sie wie in Ostindien, Annam (S. 171), China und Japan der protestantischen vorausgegangen ist, als wo sie dieser eifersüchtig auf dem Fuße nachfolgt, um vor der neuen Aussaat, wie sie meint, erst das Unkraut auszujäten. Nicht nur bedient sie sich auf ihrem eigenen Boden ehrenwertherer Mittel, als da wo sie sich unberufen eingedrängt hat; sie erzielt auch weit entschiedenere Erfolge und nöthigt durch dieselben dem Protestanten Achtung ab. Noch ist Raum genug auf der weiten Erde, allerlei Kräfte zu üben im Dienste Gottes und des Nebenmenschen; und das Wort des Herrn: Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur! drängt und treibt willige Jünger fortwährend, die liebe Heimat sammt ihren Reizen, Anliegen und Händeln zu vergessen und an der Ausbreitung des Reiches zu schaffen, das ewiglich bleiben wird.

Druck von J. F. Steinkopf in Stuttgart.

Missions-Literatur.

Missionsbilder.

[illegible]

[illegible]

Calwer Missionsblatt.

Eine allgemeine illustrierte Missions-Zeitschrift.

Herausgegeben von Dr. H. Gundert.

[illegible]

[illegible]

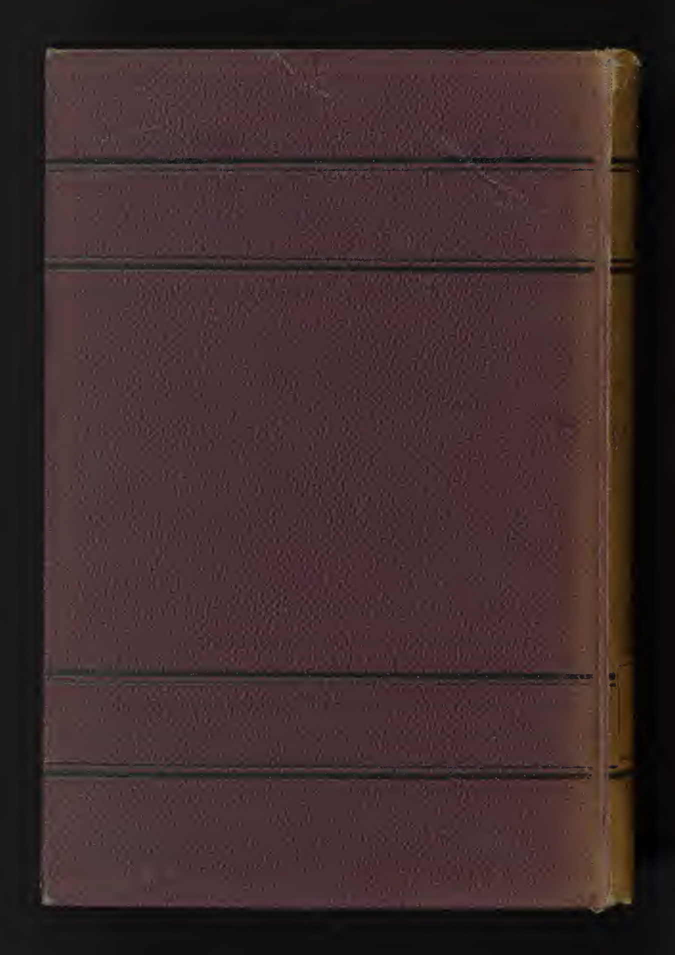
Missionsblatt für Kinder.

[illegible]

Monatsblätter für öffentliche Missionsstunden.

[illegible]

Verlag der Vereinsbuchhandlung in Calw & Stuttgart.



Die Geschichte

der

Neuesten Zeit.

1815–1877.

Von

H. Gundert.

Zweite Auflage.

Calw und Stuttgart.

Verlag der Vereinsbuchhandlung.

1878.